PF 3116
.S64
Copy 1

124/3

LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. PF3116

Shelf .S64

UNITED STATES OF AMERICA.

Deutsches Lesebuch

für

mittlere Gymnasialklassen und Realschulen.

Herausgegeben

von

August Spieß, Prorector. und Friedrich Spieß, Professor.

LIBRARY OF CONGRESS 1871 WASHINGTON

Zweite verbesserte Auflage.

Bielefeld,
Verlag von Velhagen und Klasing.
1854.

PF3116
S64

Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

Wenn wir den Grundsatz festhalten, daß die deutsche Lectüre, vorzüglich aber die poetische, auch charakterbildend sein soll, ja, daß diese Function derselben, ohne andere Zwecke auszuschließen, als ihre Haupttendenz auf Schulen anzusehen sei, so wird auch vorliegendes Lesebuch, für mittlere Gymnasialklassen berechnet, in seiner Einrichtung und in der Wahl der einzelnen Stücke diesem Grundsatz Rechnung tragen müssen. Jener Tendenz aber scheint eine Einleitung für Schüler, in welcher Poesie und Prosa systematisch zergliedert werden, auf den ersten Blick geradezu entgegenzustehen, und wir sind auch mit dem, was über die Unzweckmäßigkeit einer solchen Erklärung gesagt worden ist, welche das betreffende Gedicht gleich anfangs in diese oder jene Dichtart einregistrirt, vollkommen einverstanden. Indessen scheint uns unsere Einleitung gerade darin gerechtfertigt zu sein, daß sie nicht nach äußerlichen Bestimmungen die Poesie eintheilt, sondern, ihren verschiedenen inneren Gehalt berücksichtigend, dieselbe in ihren wesentlichen Unterschieden darzustellen sucht. Nicht allein das Verhältniß des dichtenden Subjects zum Object und die äußere Form der Production, sondern auch der specifische Unterschied der in ihr zur Darstellung gebrachten sittlichen Ideen sollte in der Einleitung, so weit es für die Jugend geschehen konnte, berücksichtigt werden. Durch diese Eintheilung aber wird der Blick um so mehr auf den inneren Gehalt der Gedichte geleitet, und somit das mehr erreicht werden, was wir als wesentlich für die Lectüre bezeichnet haben. In Bezug auf die Fassung der Einleitung haben wir kaum nöthig zu bemerken, daß der Erklärung des Lehrers Vieles überlassen bleibt; in dieser Voraussetzung dünkt sie uns nicht zu schwer für das Verständniß der Schüler der Mittelklassen eines Gymnasiums. — Was die Eintheilung der Poesie in epische, lyrische,

dramatiſche und didaktiſche anlangt, ſo bemerken wir, daß wir deßhalb von der Dreitheilung abgewichen ſind, weil wir glaubten, es ſei für den Schüler zu ſchwierig, die von uns zur didaktiſchen Poeſie gezählten Stücke in ihrer Berechtigung theils als epiſche, theils als lyriſche zu begreifen. Daß die Fabel und Parabel ſich leicht in die epiſche Poeſie einreihen läßt, iſt in der Einleitung ſelbſt bemerkt; welche Stelle ſollten wir aber z. B. den Epigrammen einräumen? Uns ſcheint die Annahme auch von epiſchen Epigrammen als Aufſchriften völlig gerechtfertigt; neben den lyriſchen, welche das Ich in ſeiner Herrſchaft über die Außenwelt zur Darſtellung bringen. — Der beſchreibenden Poeſie haben wir die ihr gebührende Stelle unter der epiſchen Dichtung angewieſen. — Sodann aber bot uns die getroffene Eintheilung der Poeſie, in welcher, ohne daß der innere Unterſchied der einzelnen Gattungen unberückſichtigt geblieben wäre, das Ich in ſeinem Verhältniſſe zum Objecte das forttreibende Prinzip iſt, den Vortheil dar, daß wir die Proſa in ihren einzelnen Arten in einen ähnlichen organiſchen Zuſammenhang bringen konnten. Auch in ihr haben wir, von der Außenwelt ausgehend, das Ich zum bewegenden Prinzip gemacht, ſo daß der epiſchen Poeſie die beſchreibende und erzählende Proſa, dem eigentlichen Epos die geſchichtliche Charakterſchilderung, der Lyrik, als dem Ausdruck des Gefühls, die Briefform, der didaktiſchen Lyrik die Rede, der dramatiſchen Poeſie der Dialog entſpricht, und in dem rein didaktiſchen Gebiete Proſa und Poeſie auf ein gemeinſames Feld gelangen, auf welchem ſich bei ganz gleichem Inhalte die Producte nur der Form nach unterſcheiden. Die gewöhnliche Eintheilung der Proſa in den Leſebüchern in beſchreibende, erzählende und didaktiſche Proſa, mit einem Anhang von Briefen ꝛc. ſteht mit der Eintheilung der Poeſie in keinem entſprechenden Zuſammenhang. —

Was die Wahl der Stücke und ihre Zuſammenſtellung anlangt, ſo haben wir zwar im Allgemeinen die Reinheit der Form, vorzüglich der Gedichte nicht unberückſichtigt gelaſſen; haben aber nicht angeſtanden, manche Stücke von geringerer Formvollendung aufzunehmen, weil wir in ihnen eine beſondere Seite der Sittlichkeit dargeſtellt fanden. Wir erinnern in dieſer Beziehung vor Andern an das allerdings ſehr gedehnte Gedicht Vogl's, „das Licht am Strande", welches bei einer

kürzeren Fassung eine treffliche poetische Darstellung treuer Schwesterliebe hätte abgeben können. So ist ferner das Bruchstück aus Kleist's Frühling besonders deshalb aufgenommen worden, weil an ihm sich die Nichtigkeit der sogenannten beschreibenden Poesie kund gibt, in der Weise, daß diese sich selbst in die Idylle hineintreibt, ebenso wie in dem Bruchstücke aus Müller's Rheinfahrt die Keime des Heldenepos sogleich ersichtlich sind. Einen anderen Grundsatz haben wir zu wiederholten Malen geltend gemacht, nämlich, denselben Stoff, von verschiedenen Dichtern behandelt, neben einander zu stellen. Die Vergleichungen solcher Gedichte dienen ebensowohl zur Bildung des Geschmacks, als auch zum tieferen Eindringen in die dargestellte sittliche Idee.

In Beziehung auf das Verständniß der Gedichte könnte der Einwurf gemacht werden, daß dieselben in dieser Rücksicht zu ungleich seien; indessen ist zu erwägen, daß das Lesebuch auf einen Cursus von zwei bis drei Jahren berechnet ist, und daß uns zudem neben dem sprachlichen Interesse auch das ethische Element geleitet hat. Das einfachste Gedicht kann eine tiefe Idee in sich schließen, und dieser zu lieb sind Productionen, wie der Trompeter an der Katzbach, der todte Soldat u. a. aufgenommen worden.

Durch die Beifügung einer kurzen Metrik glaubten wir die Behandlung der poetischen Lectüre in so weit zu vereinfachen und zu fördern, daß wir manche nothwendige, zeitraubende Bemerkung und Erklärung dem Lehrer ersparten.

Die Beifügung kurzer literarischer Notizen, welche einen kleinen Anfang zur Kenntniß der Literaturgeschichte abgeben sollen, scheint dadurch gerechtfertigt, daß das Interesse an der Dichtung sich leicht zu dem an dem Dichter selbst, auch schon bei Schülern, für welche das Lesebuch berechnet ist, erweitert. Indessen konnte von einer Beurtheilung der Leistungen größtentheils noch wenig die Rede sein; wo eine Kritik gegeben ist, haben wir uns meist, um Einheit zu erzielen, und eine namhafte Autorität für uns zu haben, an Vilmar's Urtheil, obwohl hin und wieder mit Modification, angelehnt.

Dillenburg und Wiesbaden, den 1. März 1848.

Die Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Nur wenige Bemerkungen sind bei dieser zweiten Auflage des Lesebuchs hinzuzufügen.

Indem die Grundsätze, die uns bei der Auswahl und Anordnung des Lesestoffs für die erste Auflage geleitet haben, beibehalten worden sind, haben wir in der poetischen und prosaischen Abtheilung nur wenige Stücke durch geeignetere ersetzt, der ersteren aber eine namhafte Anzahl, besonders Uhland'scher und Rückert'scher, Gedichte hinzugefügt. Dagegen konnte von einer weiteren Aufnahme Schiller'scher Dichtungen, obwohl diese bei der poetischen Lectüre der Jugend ganz besonders Berücksichtigung verdienen, abgesehen werden, da die große Verbreitung der Werke dieses Dichters auch der Schule von Jahr zu Jahr mehr zu Gute kommt.

Wiesbaden, den 1. März 1854.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Poetische Stücke.

I. Gedichte epischen Charakters.

	Seite
Aus dem Frühling, von Ewald von Kleist	3
Die Fischer auf Capri, von A. v. Platen	3
Amalfi, von A. v. Platen	5
Aus der Rheinfahrt, von Wolfgang Müller. Zehnter Gesang	7
Löwenritt, von Ferdinand Freiligrath	11
Der Wilde, von Joh. Gottfried Seume	12
Psaumis und Puras, von Aug. Kopisch	13
Ahasver der ewige Jude, von Nik. Lenau	16
Salas y Gomez, von Adalb. v. Chamisso	19
Aus dem Nibelungenlied, übersetzt von Karl Simrock	26
Aus dem Cid, von J. G. v. Herder	30
Aus dem letzten Ritter, von Anast. Grün. 1. Die Martinswand	32
2. Deutscher Brauch	34
Aus Otto der Schütz, von Gottfr. Kinkel	35
Aus dem Messias, von F. G. Klopstock. Neunzehnter Gesang, die Himmelfahrt Christi	39
Aus Hermann und Dorothea, v. Göthe. Kalliope	41
Der siebenzigste Geburtstag, von Voß	45
Aus Fischer Martin und die Glockendiebe, von Eduard Mörike. Zweiter und siebenter Gesang	50
Abdallah, von Chamisso	55
Aus Edelstein und Perle, von Rückert	60
Legende vom Hufeisen, von Göthe	62
Petrus, von Gottfried Kinkel	63

II. Gedichte lyrischen Charakters.

A. Episch-lyrische Gedichte.

Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg. Kriegslied, von Schiller	65
Graf Eberhard der Rauschebart, von L. Uhland	66
Der Schenk von Limburg, von Uhland	73
Der blinde König, von Uhland	74
Taillefer, von Uhland	75
Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe, von Justinus Kerner	76
Pipin der Kurze, von K. Streckfuß	77
Andreas Hofer, von Max v. Schenkendorf	79
Andreas Hofer, von Julius Mosen	80
Der Trompeter an der Katzbach, von Julius Mosen	80
Die drei Gesellen, von Fr. Rückert	81
Das Grab im Busento, von A. v. Platen	81
Alarichs Grab, von Gustav Pfizer	82
Harald, von Wolfgang Müller	83
Drusus Tod, von Karl Simrock	84
Der Maurer von Tetuan, von Kinkel	84
Die drei Indianer, von Nikol. Lenau	85
Hans Euler, von Joh. Gabriel Seidl	86
Die Werbung, von Nikolaus Lenau	87
Alexander Ypsilanti auf Munkacs, von Wilhelm Müller	88
Die Grenadiere, von Heinrich Heine	89
Die nächtliche Heerschau, von Zedlitz	90
Körners Geist, von Fr. Rückert	91
Barbarossa, von Fr. Rückert	91
Nächtliche Erscheinung zu Speier, von Wolfgang Müller	92
Deutschlands Wächter, von W. Müller	94
Der wilde Jäger, von G. A. Bürger	95
Der Alpenjäger, von Schiller	97
Der Erlkönig, von Göthe	98
Der Fischer, von Göthe	99
Lorelei, von Heinrich Heine	99
Die Geister am Mummelsee, von Mörike	100
Der Glockenguß zu Breslau, von Wilhelm Müller	101
Die Feuerglocke zu Cöln, von Seidl	102
Der Cölner Dom, von Follenius	103
Das versunkene Schloß, von Schlegel	104
Der todte Soldat, von J. G. Seidl	106
Der Postillon, von Nikolaus Lenau	106
Die Mutter und das Kind, von Chamisso	107
Der todte Knabe, von Heinr. Hoffmann von Fallersleben	108
Das Glück von Edenhall, von Uhland	108
Die Rache, von Uhland	109
Die Sonne bringt es an den Tag, von Chamisso	109

	Seite
Der Reiter und der Bodensee, von G. Schwab	110
Das Gewitter, von Gustav Schwab	112
Aus dem schlesischen Gebirge, von Freiligrath	112
Das Licht am Strande, von Vogl	113
Die Begegnung, von Vogl	115
Der König von Thule, von Göthe	115
Das Schloß am Meere, von Uhland	116
Der Pilgrim von St. Just, von Aug. v. Platen	116
Die stille Gemeinde, von Chamisso	117
Die stille Gemeinde, von Eichendorff	118
Der Renegat, von R. E. Prutz	119
Die Bürgschaft, von Schiller	121
Tells Tod, von Uhland	124
Der Kampf mit dem Drachen, von Schiller	125
Der Waller, von Uhland	128
Arion, von A. W. von Schlegel	130
Die Kraniche des Ibykus, von Schiller	132
Des Sängers Fluch, von Uhland	134
Des Sängers Wiederkehr, von Uhland	135
Der Graf von Habsburg, von Schiller	136
Der Sänger, von Göthe	138
Bertran de Born, von Uhland	139

B. Rein-lyrische Gedichte.

	Seite
Andacht, von Ludwig Tieck	140
Zuversicht, von Ludwig Tieck	140
Herr, du bist groß, von Seidl	141
Trost in der Natur, von Just. Kerner	141
Sonne und Wolke, von Rückert	142
Rhonegletscher, von K. E. Ebert	142
Bergmannslied, von Novalis	143
Des Knaben Berglied, von Uhland	143
Mein Fluß, von Eduard Mörike	144
Die Forelle, von Wilhelm Müller	144
Begrüßung des Meeres, von A. Grün	145
Meeresstille, von Göthe	145
Glückliche Fahrt, von Göthe	145
Meeresstille, von N. Lenau	146
Sturmesmythe, von N. Lenau	146
Im Walde, von Joseph v. Eichendorff	146
Waldandacht, von Fr. Rückert	147
Morgenlied, von Wilhelm Müller	147
Morgenwanderung, von Emman. Geibel	147
Sonntag, von Joseph v. Eichendorff	148
Schäfers Sonntagslied, von Uhland	148
Sonntagsfrühe, von Robert Reinick	148
Der Frühlingsabend, von Matthissen	149
Abendlied, von Fr. Rückert	149
Schlaf ein, mein Herz, von Rückert	150
Abendlied, von Heinr. Hoffmann von Fallersleben	150
Gute Nacht, von Geibel	150
Wandrers Nachtlied, von Göthe	151
Ein gleiches, von Göthe	151
An die Sterne, von Rückert	151
Nacht, von Ludwig Tieck	152
An den Mond, von Göthe	152
Nacht liegt auf den fremden Wegen, von H. Heine	153
Frühlingseinzug, von Wilh. Müller	153
Frühlingsglocken, von R. Reinick	153
Lob des Frühlings, von Uhland	154
Frühlingsgruß, von H. Heine	154
Frühlingslied, von J. Mosen	154
Künftiger Frühling, von Uhland	155
Ostern, von J. von Eichendorff	155
Ostermorgen, von Em. Geibel	155
Frohe Botschaft, von Em. Geibel	156
Im Sommer, von J. Mosen	156
Das Gewitter, von Fr. L. Stolberg	156
Herbstlied, von Em. Geibel	157
Der Herbst, von Fr. Rückert	157
Herbst, von Joseph v. Eichendorff	158
Winterlied, von Joh. Gaudenz v. Salis	158
Hoffnung, von Em. Geibel	159
Weihnachtsfest, von R. Reinick	159
Neujahr, von Victor Strauß	160
Wanderlied, von Fr. Rückert	160
Reiselied, von J. v. Eichendorff	161
Warnung vor dem Rhein, von Simrock	162
Die Auswanderer, von F. Freiligrath	162
Heimweh, von Em. Geibel	163
Im Vaterland von R. Reinick	164
Mein Vaterland, von Hoffmann von Fallersleben	164
Aus dem ausgewanderten Dichter, von Ferd. Freiligrath	165
Ein Fichtenbaum steht einsam, von H. Heine	167
Der Wanderer in der Sägemühle, von J. Kerner	167
Der Einsiedler, von J. v. Eichendorff	167
Der König auf dem Thurm, von Uhland	167
Die Kapelle, von Uhland	168
Das Grab, von J. Gaudenz v. Salis	168
Meiner Mutter, von Franz Dingelstedt	169
Gesang der Jünglinge, von Uhland	169
Ermunterung, von Joh. Gaudenz von Salis	170
Bundeslied, von E. M. Arndt	171
Das Lied von den deutschen Strömen, von Max von Schenkendorf	172
Das Lied vom Rhein, von Max von Schenkendorf	173
Des Deutschen Vaterland, von Arndt	173
Lützows wilde Jagd, von Th. Körner	174
Freie Kunst, von Uhland	175
Die Macht des Gesanges, von Schiller	176
Beruhigung, von Victor Strauß	176
Die Nähe der Ewigkeit, von A. Knapp	177
Jung wie ein Adler, von A. Knapp	177
Litanei auf das Fest Allerseelen, von Joh. Georg Jacobi	178
Bethlehem und Golgatha, von Rückert	179
Die verlorene Kirche, von Uhland	180

Seite

Wachet auf! ruft uns die Stimme, von Philipp Nicolai 180
Wie soll ich dich empfangen, von Paul Gerhard 181
Befiehl du deine Wege, von P. Gerhard 182
Ein' feste Burg ist unser Gott, von Martin Luther 183

C. Didactisch-lyrische Gedichte.

Klage der Ceres, von Schiller . . . 184
Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben, von Matthisson 185
Die Gräber zu Ottensen, von Rückert 187
Auf dem Schlachtfelde von Aspern, von Anastasius Grün 189
Rheinfahrt (1840), von Dingelstedt . 190
Die Glocke, von Schiller 192
Pompeji und Herculanum, von Schiller 196
Der Spaziergang, von Schiller . . 198
Clio, von Karl Immermann 202
Der Wanderer, von J. Ch. F. Hölderlin 203
An den Aether, von demselben . . . 205

Anhang.

Lyrische Gedichte in besonderen Formen.

A. Oden.

Der Züricher See, von Klopstock . . 206
Das Landleben, von Hölty 208
Der Vesuv im Dezember 1830, von A. v. Platen 209
Rückkehr in die Heimath, von Hölderlin 209
Der Tod fürs Vaterland, von Hölderlin 210
An die jungen Dichter, von Hölderlin 211
Ehmals und jetzt, von Hölderlin . . 211

B. Sonette.

Das Sonett, von A. W. v. Schlegel 211
Musik, von L. Tieck 211
Die Sonettendichter, von A. v. Platen 212
Aus den geharnischten Sonetten, von Fr. Rückert 212
Abschied vom Leben, von Körner . . 213

C. Octave.

Abendfeier in Venedig, von Em. Geibel 213

D. Canzonen.

Aus den Todtenkränzen, von Zedlitz . 214

Seite

E. Gaselen.

1. Von Fr. Rückert 217
2. Von Aug. v. Platen 218
3. Gebet, von Em. Geibel 218

III. Als Proben dramatischer Poesie.

Monolog aus Wilhelm Tell, von Schiller 219
Die Kaiserwahl aus Ernst von Schwaben, von Uhland 221

IV. Didaktische Poesie.

Fabeln, Parabeln, Räthsel, Lehren, Epigramme.

Der Hirsch und der Fuchs, von Lessing 224
Miscekätzchen, von L. Tieck 224
Die Frösche, von Göthe 225
Verflachung, von A. E. Fröhlich . . 225
Die Bürger, von A. E. Fröhlich . . 225
Rechtshandel, von A. E. Fröhlich . 225
Wiederfinden, von A. E. Fröhlich . 226
Lebensworte, von A. E. Fröhlich . . 226
Preis der Tanne, von Just. Kerner . 226
Die stille Stadt, von Gust. Schwab . 227
Parabel, von Fr. Rückert 227
Der Baum des Lebens, von Fr. Rückert 228
Die Kreuzschau, von Chamisso . . . 229
Der Künstler und sein Publikum, von Fr. Rückert 230
Gedichte, von Göthe 230
Recensent, von Göthe 231
Parabeln und Räthsel, von Schiller . 231
Aus dem Räthselmann, von Rückert . 232
Aus der zwanzigsten Makame, von Fr. Rückert 233
Spruch des Confucius, von Schiller . 234
Aus dem Laienbrevier, von L. Schefer 234
Aus der Weisheit des Brahmanen, von Fr. Rückert 236
Epigramme, von Schiller 237
Epigramme, von Uhland 237
Epigramme, von Aug. v. Platen . . 238
Epigramme, von Victor Strauß . . 238
Epigramme, von Göthe 238
Epigramme, von Wilh. Müller . . . 239
Vierzeilen, von Fr. Rückert 241
Angereihte Perlen, von Fr. Rückert . 243

Zweite Abtheilung.

Stücke in prosaischer Form.

I. Beschreibende Prosa.

Die Halligen, von J. C. Biernatzki . 247
Der Schneesturz in Grönland, v. Steffens 251
Die Karawanen der Steppen, von Kohl 253
Aetnareise, von Kephalides 256
Die schweizerischen Wasserfälle, von J. P. Lange 263

Seite

Das Kameel, von Karl Ritter . . . 265
Die Kaaba, von Karl Ritter . . . 268
Lima, von Alexander von Humboldt . 272
Der Dombau zu Cöln, von S. Boisserée 275

II. Erzählende Prosa.

Geschichte.

Kirchenversammlung zu Clermont, von Friedrich Wilken 279
Die Eroberung Jerusalems, von G. H. Schubert 281
Hinrichtung Konradins von Schwaben, von F. v. Raumer 283
Die Schlacht bei Sempach, von Joh. v. Müller 286
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont, von Schiller 290
Schlacht bei Lützen, von Schiller . . 295
Krönung Josephs II., von Göthe . . 301
Hinrichtung Ludwig XVI., von Leo . 306
Andreas Hofer, von Leo 308
Freiherr von Stein, von Arndt . . 310
Aus dem Leben Blüchers, von Varnhagen von Ense 313
Das preußische Volk im Jahre 1813, von Arndt 322

Erzählungen, Sagen, Märchen.

Der Tod Hektors, von Gust. Schwab 323
Der lustige Koch, von Just. Kerner . 327
Kriemhilde's Rache, von Vilmar . . 329
Der Arme und der Reiche, von J. und W. Grimm 341
Die zwei Brüder, von demselben . . 343
Die Elfen, von Tieck 356
Das Märchen von dem Witzenspitzel, von Clemens Brentano 361
Gockels Leichenrede auf Alektryo, von Brentano 366
Der Eßkünstler, von Börne 368
Die Glocken, von Stöber 373

III. Abhandlungen.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes, von Möser . . . 375
Luthers Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen, von Herder . . . 377
Der Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, von Hebel . . . 378
Der sittliche Einfluß des Turnens, von Klumpp 381
Lob der Deutschen von Luther, von Herder 387
Sittenwerth (Fürstenspiegel), von Engel 388

Seite

Ueber Uhlands Ballade: „des Sängers Fluch", von Hiecke 380
Heute, von Stolz 303

IV. Briefe.

Briefe aus Kairo, von Schubert . . 394
Antwort an Andres auf seinen letzten Brief, von Claudius 396
Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jakobi 398
Briefe Göthe's an Fritz v. Stein . . 399
W. von Humboldt an Schiller . . . 401
Wieland an die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar 405
Lessing an Gleim 406

V. Dialoge.

Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, von Mendelssohn . . . 410
Mutterlehren, von Pestalozzi . . . 417

VI. Reden.

Von den Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes, von Herder . . . 419
Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde, von Jean Paul 424
Ueber classische Bildung, von Hegel . 425
Wilberforce, von Neander 428
Rede zur Feier des Friedens im Junius 1814, von Jacobs 430
Ueber die nothwendige Verbindung geistiger Bildung mit sittlicher Gesinnung, von Tzschirner 436
Das in Gott verborgene Leben, von Tholuck 440

VII. Parabeln, Fabeln, Sentenzen.

Zwei Tauben, Mutter und Tochter, von E. Stöber 442
Der Mann auf Carmel, von Krummacher 444
Der Rhein, von A. F. Krummacher . 445
Der blühende Weinstock, von Krummacher 446
Zeus und das Pferd, von Lessing . . 447
Der Knabe und die Schlange, von Lessing 448
Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln, von Lessing 448
Der Rangstreit der Thiere in vier Fabeln, von Lessing 451
Der Löwe und der Hase, von Lessing . 451
Die Gans, von Lessing 452
Sentenzen von Göthe und Anderen . 452

Einleitung.

§. 1.
Die Sprache als Ausdruck des Denkens.

Die Thätigkeit des menschlichen Geistes nennen wir im Allgemeinen das Denken, und dasjenige, was durch dieselbe hervorgebracht wird, den Gedanken. Der Geist genügt sich aber nicht im Denken, sondern er hat auch das Streben, sich zu äußern, sich Andern mitzutheilen, und aus dem Bedürfniß dieser Mittheilung entsteht die Sprache. Die Sprache ist also die Aeußerung des Denkens, das Sprechen die Darstellung des Gedachten oder Gedankens, mag nun dieser Gedanke näher das Ergebniß eines Empfindens, oder Erkennens, oder Wollens sein. Die Arten solcher Aeußerungen des thätigen Geistes oder Denkens sind verschieden, theils minder, theils mehr dem Gedachten entsprechend; der Mensch kann sich durch Zeichen und Gebärden verständlich machen (Gebärdensprache); die eigentliche Darstellung des Denkens aber, durch welche der Geist sich dem Geiste mittheilt, und sich seiner Gedanken vollkommen entäußern kann, ist die Lautsprache für das Gehör, und die Schriftsprache für das Gesicht.

§. 2.
Anfänge der Sprache.

In dem Maße, als in den frühesten Zeiten des Völkerlebens der menschliche Geist noch ungebildet und mehr auf die leiblichen Bedürfnisse gerichtet war, war auch die Sprache unvollkommen, und der Sprachschatz noch gering; in einzelnen Lauten drückte sich die Empfindung oder das Wollen des Geistes aus. — Diese früheste Sprache war ferner noch sinnlich; aus Nachahmung der Naturlaute entstanden die ersten Worte, und so wie damals der Mensch noch ganz im Einfluß der Außenwelt, oder in Beziehung zu ihr stand, so entlehnte er auch aus ihr und ihren Zuständen die Weise des Ausdrucks für die inneren Zustände des Geistes; er war bei dem Mangel an Worten gezwungen, für die in ihm sich erzeugenden Begriffe sich der Bilder, welche die Außenwelt ihm bot, zu bedienen, und das Natürliche auf das Geistige zu übertragen. In diesem Sinne ist die Sprache um so bildlicher und daher dichterischer, je näher sie dem Kindheitsalter eines Volkes steht.

Anmerkung. Jede Sprache ist reich an solchen ursprünglich bildlichen Ausdrücken. Viele derselben sind im Laufe der Zeit in ihrer Bedeutung als Ausdruck eines Geistigen so gewöhnlich geworden, daß die ursprüngliche Bedeutung des Natürlichen fast verloren gegangen ist; z. B. begreifen, einsehen ꝛc.

§. 3.

Prosaische und poetische Ausdrucksweise.

In der weiteren Entwickelung des menschlichen Geistes wuchs auch der Sprachschatz der einzelnen Völker; es bildeten sich auch für die geistigen Zustände bestimmte Ausdrücke; jeder gesonderte Begriff erhielt sein besonderes Wort. Dieses Sondern und Bestimmen der Begriffe ist die Arbeit des Verstandes, welcher demnach den entgegengesetzten Weg geht, als jene schöpferische, bilderfindende Thätigkeit des Geistes, die Phantasie. Diese sucht die Aehnlichkeiten der Gegenstände auf, während jener die Unterschiede derselben entdeckt. Da der Verstand, als die zersetzende, auseinanderscheidende Thätigkeit des Geistes, davon ausgeht, die Unterschiede der Erscheinungen in der Außenwelt sowohl, wie im Innern, aufzusuchen und klar hinzustellen, so muß auch seine Aeußerung durch die Sprache einfach, bestimmt, und für das Verständniß berechnet sein. Von gleichem Charakter ist die Sprache als Darstellung der Thätigkeit der jene Begriffe zu Urtheilen und Schlüssen verbindenden Vernunft. Diese nur die Begriffe, Urtheile und Schlüsse in ihrer Bestimmtheit und Klarheit berücksichtigende Ausdrucksweise des Geistes ist der Grundcharakter der Prosa.

Jene Ausdrucksweise in Bildern, welche als Darstellung der thätigen, schöpferischen Phantasie bezeichnet worden ist, hat sich aber in jeder Sprache erhalten; was früher Bedürfniß des sinnlichen, ungebildeten Menschen gewesen, Bilder für Begriffe zu suchen, ist nun zu einer freien Thätigkeit des gebildeten menschlichen Geistes geworden; der Ausdrucksweise des Verstandes, dem prosaischen Ausdruck, steht gegenüber der poetische, dessen Grundcharakter die Darstellung des von außen angeregten oder von innen heraus bewegten Geistes in Vergleichungen und Bildern ist; mögen nun diese Vergleichungen nur angedeutet, oder unvollständig ausgesprochen oder vollständig durchgeführt sein. (Metapher, Bild, Allegorie, Gleichniß.)

Anmerkung. Dieser Unterschied der prosaischen und poetischen Ausdrucksweise besteht in jeder Sprache; indessen liegt in ihm allein nicht der Unterschied zwischen Prosa und Poesie; dieser ist vielmehr ein tieferer. Alle Rede oder Schrift ist selten im rein prosaischen oder rein poetischen Ausdruck gehalten, sondern wie Verstand und Phantasie Kräfte des Einen Geistes sind, so sind auch die durch Sprache oder Schrift ausgedrückten Gedanken, je nach dem Bedürfniß des darzustellenden Stoffes, oder nach dem Charakter des Sprechenden und Schreibenden bald von der Färbung des prosaischen, und bald von der des poetischen Ausdrucks. Ebenso wie der Philosoph, der im Gebiete des reinen Denkens, des Begreifens, Urtheilens und Schließens sich bewegt, mitunter der bildlichen Rede sich bedienen kann, so mag auch der Dichter, unbeschadet seiner schöpferischen Phantasie, den rein prosaischen Ausdruck zum öftern in seinen Werken anwenden.

§. 4.

Inhalt und Zweck der Prosa und Poesie.

Aus der Verschiedenheit der Verstandes- und Phantasiethätigkeit ergibt sich auch der verschiedene Inhalt und Zweck der Prosa und Poesie. Verstand, Urtheilskraft und Vernunft gehen darauf hin, zu erkennen, sei es die Außenwelt oder das Innere des Menschen selbst. Ihr Endzweck ist daher, das Wahre zu erforschen und durch die Sprache mitzutheilen. Alles Uebrige ist Nebenzweck. Der Gegenstand selbst soll dargestellt werden, was oder wie er ist; die Form ist untergeordnet. Die Sprache dient nur dazu, das durch den Geist erkannte Wahre auch wahr, bestimmt und klar auszusprechen, und

folgt lediglich nur dem Fortgange des Gedankens. So ist die Aeußerungsweise der Verstandesthätigkeit die formlose, ungebundene Prosa, und umgekehrt Zweck der Prosa die Darstellung der Gegenstände sinnlichen und geistigen Wesens für reine Erkenntniß und Belehrung.

Die Phantasie stellt auch den Inhalt des thätigen Geistes dar, aber sie thut es im Bilde, sie bringt den Gedanken in bestimmte Formen, und will, daß er in ihnen angeschaut werde. Je entsprechender daher die Form dem Inhalte ist, um so mehr erreicht sie ihren Zweck. Bei ihr kommt es nicht allein auf das Wahre des Inhalts an, sondern auch auf das Angemessene der Form, in welcher derselbe dargestellt wird. Diese Form ist eine gedoppelte; zuerst bezieht sich die erwähnte Uebereinstimmung des Inhalts mit der Form auf die Gedanken selbst, sodann aber auch auf die Sprache, als dem Stoffe, in welchem diese dargestellt werden. — Wenn aber in einem Gegenstande sinnlicher oder geistiger Natur Inhalt und Form ganz übereinstimmen, so nennen wir ihn schön: während daher die Prosa die Darstellung des Wahren zum Gegenstande hat, so ist der Zweck der Poesie Darstellung des Schönen (schöner Gedanken durch schöne Sprache). Die Sprache wird also in einem poetischen Producte, die Sprödigkeit verlierend, sich einer angemessenen Form fügen, und, durch Wohlklaug und Symmetrie das Schöne in sich selbst darstellend, das regellose Ausschweifen der Phantasie wieder beschränken und zur Bestimmtheit zurückführen. Die Poesie bewegt sich daher in gebundener Rede.

Anmerk. 1. Hiernach ist das Gebiet der Poesie viel beschränkter, als daß der Prosa; denn abgesehen davon, daß die ungebundene Rede die Ausdrucksweise des materiellen Bedürfnisses ist, kann das Wahre überall erforscht werden; jeder Gegenstand eignet sich dazu, in seiner Wirklichkeit und Eigenthümlichkeit ausgesprochen und dargestellt zu werden; jede Handlung kann der Wahrheit gemäß erzählt, jeder rein geistige Inhalt im Zusammenhang vorgetragen werden; nicht aber findet sich das Schöne überall, in Gegenständen der äußeren Welt sowohl, als in geistigen Zuständen und den durch sie hervorgerufenen Handlungen.

Anmerk. 2. Zweck der Poesie ist die durch Uebereinstimmung der Form und des Inhaltes herbeigeführte Darstellung des Schönen; ihr Mittel ist die Sprache. Das Schöne kann aber noch auf andere Weise durch die Thätigkeit des menschlichen Geistes in Erscheinung treten. Die Verschiedenheit der Mittel, dasselbe darzustellen, erzeugt die verschiedenen Künste. Baukunst, Malerei, Musik und Poesie bezwecken alle, in ihren eigenthümlichen Gebieten und durch ihre verschiedenen Mittel, den geistigen Gehalt in Form der Schönheit darzustellen. Von allen Künsten ist die Poesie in Bezug auf ihr Gebiet die umfassendste und innerlich reichste.

Anmerk. 3. Wir müssen uns eben so sehr hüten, in dem Versmaße, in dem Klange, in der Symmetrie allein das Poetische eines Gedichtes zu suchen, als im dichterischen Ausdruck den Gehalt desselben finden zu wollen. Es gibt Gedichte in sehr einfacher, schmuckloser Sprache von weit höherem Werthe, als andere, in welchen Bilder auf Bilder gehäuft sind. Ebenso haben wir ganze Gattungen von poetischen Werken, welche in ungebundener Rede geschrieben sind, wie der Roman. Auch Parabeln, Fabeln sind vielfach in ungebundener Rede abgefaßt, und sind doch, wenn sie auch der Prosa ihrem Zweck nach sich annähern, ihrem Inhalte nach der Poesie beizuzählen. Wenn auch die Sprache das Mittel ist, dessen sich die Poesie zu ihrem Zwecke bedient, das Schöne darzustellen, so ist doch nicht sowohl das Sprachliche die Hauptsache, sondern das, was durch die Sprache ausgedrückt wird, das Geistige, der Gedanke oder die Idee eines Gedichtes, welche, im Ganzen und Einzelnen in der angemessensten Form dargestellt, den wahrhaften Gehalt aller Poesie ausmacht.

§. 5.
Prosodik und Metrik.

Die poetische Sprache ist insofern eine gebundene, als in ihr nach einem gewissen Takte oder Rhythmus die Sylben aufeinander folgen. Durch die Zu-

sammenstellung solcher in einem bestimmten Rhythmus sich folgenden Sylben (Versfüße) entsteht der Vers: aus mehreren gleichmäßig aneinandergefügten Versen die Strophe. Die Regel, wonach die Zusammenstellung geschieht, ist das Versmaß, Metrum. Die Lehre von der Verschiedenheit der Sylben ihrer Aussprache nach, von ihrer Quantität, ist die Prosodik; die Lehre von den Versen und Strophen die Metrik. In den alten Sprachen ist die Prosodik, neben der Berücksichtigung des Wohlklangs, die Grundlage der poetischen Form, und ihre Regeln sind auf das Bestimmteste festgesetzt. In den neueren Sprachen tritt mehr der innere Gehalt und geistige Nachdruck, die Qualität der Sylben, als bestimmend hervor, und gestattet größere Freiheit, dafür haben sie aber den Gleichklang als die Form bestimmend und bindend, mag er nun in seinen Anfängen als Alliteration (gleiche Consonanten zu Anfang der Wörter) erscheinen, oder als Assonanz (gleiche Vokale in Worten, besonders am Schlusse der Verse), oder als eigentlicher Reim, in welchem sich ihrem Klange nach ganze Sylben zu Ende des Verses entsprechen. (Männliche, weibliche, gleitende Reime.)

§. 6.

Nähere Eintheilung der Poesie.

Der Mensch zeigt sich in seiner Kindheit noch ganz abhängig von der äußeren Welt, die Freiheit seines Innern, jener gegenüber, gewinnt er erst später. So haben sich, wie wir sahen, die frühesten Völker zuerst aus der Natur heraus entwickelt; die Natur war ihnen Gesetzgeberin für ihre Sprache. Ihre ersten Gedanken bezogen sich daher auf das Aeußere, und so ist auch die erste Poesie nicht etwa ein Ausdruck und Erguß des bewegten Innern, sondern Darstellung der Außenwelt gewesen. Die äußere Welt aber zeigt sich uns zuerst in ihrem festen Bestehen; wir schauen dieselbe in ihren räumlichen Dimensionen an. Die zweite Anschauungsweise derselben ist die in der Zeitfolge, in der das feste Bestehen aufgelöst und die Veränderungen in derselben wahrgenommen werden. Die Darstellung der ersteren Auffassungsweise ist Beschreibung der Gegenstände; die der letzteren Erzählung der Ereignisse. Beide Weisen der Auffassung in ihrer Besonderheit hat aber die erste Poesie nicht dargestellt; erst aus ihrer Vereinigung entstand die epische Poesie, welche die Schilderung der Außenwelt in ihrer räumlichen Ausdehnung und Breite sowohl, als die Darstellung des Menschen in den Begebenheiten und den von ihm vollführten Handlungen zum Gegenstande hat. Hinter diesen Stoff tritt die Person des Dichters ganz zurück.

Während in der epischen Dichtkunst der Dichter selbst nicht auftritt, sondern den Gegenstand sich aus sich selbst entwickeln läßt, geht er in der Lyrik von der entgegengesetzten Seite aus, und schildert, statt der äußern Begebenheiten und Handlungen, die Gefühle und Empfindungen, welche entweder durch die Außenwelt erregt werden, oder aus dem Innern selbständig entspringen; jener äußern Welt des Geschehens im Epos steht hier die innere Welt der bloßen Gefühle gegenüber.

Aus diesen beiden Gattungen der Poesie ergibt sich die dritte, die dramatische Poesie, welche aus dem Epos die Handlungen, und aus der Lyrik die sie hervorrufenden oder begleitenden Gefühle nimmt, und auf diese Weise den aus sich selbst handelnden Menschen in seinem äußeren Auftreten, sowie

in seiner innern Verfassung offenbart, und somit das schildert, was wir handelnden Charakter nennen.

Zu diesen drei Gattungen der Poesie wird gewöhnlich noch eine vierte hinzugefügt, nämlich die didaktische Poesie. Wie der Name besagt, so hat sie den Zweck der Belehrung, und geht deshalb schon diesem ihrem Zwecke nach auf das Gebiet der Prosa über, wenn auch häufig die Belehrung dem Streben, das Wohlgefallen durch Uebereinstimmung der Form mit dem Inhalt zu erregen, untergeordnet ist.

Anmerk. Auch Werke beschreibender Poesie besitzen wir; indessen gilt von ihr noch weit mehr, als von der didaktischen Poesie, daß sie keine rein poetische Gattung bildet. Als bloße Schilderung der Natur im Raume mangelt ihr das, was der Gegenstand jeder Poesie sein muß, das Menschliche, sei es, daß es in Handlungen, Gefühlen oder in Charakteren dargestellt wird. — Wohl aber hat eine Beschreibung der Außenwelt Geltung als einzelne Schilderung im Epos; oder in der Lyrik und dramatischen Poesie, wenn nämlich diese Schilderung mehr der Erguß des sie auffassenden, von ihr bewegten Gemüthes, als die Darstellung des Gegenstandes selber ist.

§. 7.

Die epische Poesie.

Sowie die Darstellung des Menschlichen überall Stoff der Poesie ist, so auch in der epischen Dichtgattung. Dieses Menschliche gewann aber in der frühesten Zeit hauptsächlich dann Interesse, wenn es in großartigen Aeußerungen sich bethätigte. Daher geschah es, daß in der eigentlichen epischen Poesie, wie sie bei den Griechen durch Homer, das Muster aller epischen Dichter, repräsentirt wird, nicht etwa die Handlungen eines einzelnen Menschen geschildert wurden, wenn auch das Interesse sich mehr oder minder an Hauptpersonen knüpft; sondern daß ein ganzes, bewegtes Volksleben in einer großen Handlung dargestellt wurde. Aus der Anschauung der Außenwelt in ihren räumlichen Verhältnissen nahm das Epos die im Einzelnen verweilende, ausführliche Schilderung der Natur und Volkszustände, aus der in der Zeitfolge die durch die Menschen hervorgerufenen Begebenheiten und die von ihnen vollbrachten Handlungen. Ebensowohl aus der Eigenthümlichkeit der epischen Poesie, nur die äußeren Erscheinungen zu schildern, als aus dem Charakter jedes jugendlichen Volkes, in äußerlichen Handlungen das Höchste zu finden, entspringt die Bedingung für das Epos, daß in ihm persönliche Tapferkeit im Kriege, sowie List und Umsicht im Kampfe mit der Natur vorzüglich zur Darstellung kommen. In späteren Zeiten veränderte sich dieser Grundcharakter der epischen Poesie zuweilen insoweit, daß auch große Thaten des Geistes dargestellt wurden und das Interesse oft nur an Eine Person geknüpft war. — (Klopstock's Messiade.)

Anmerk. Zur epischen Poesie gehört außer dem eigentlichen Epos auch die Idylle, welche die breite Schilderung der Außenwelt und die in ihr sich ereignenden, durch Menschen herbeigeführten Begebenheiten mit dem Epos theilt, sich aber dadurch von demselben unterscheidet, daß, wie in diesem das Volksleben, so in den Idyllen vorzüglich das Leben in seiner natürlichen Einfachheit oder im Kreise der Familie geschildert wird. — Ferner hat den epischen Charakter die poetische Erzählung, welche irgend ein Ereigniß, eine Handlung in schlichter Weise vorführt, ohne einerseits auf die Größe des Umfangs und den innern Gehalt des Epos, andererseits auf die von dem Gefühle des Dichters durchdrungene Darstellung in der episch-lyrischen Poesie Anspruch zu machen. Jedenfalls ist sie eine untergeordnete, mit der beschreibenden Poesie auf Einer Linie stehende Dichtart, und trägt gewissermaßen nur die Keime der epischen Poesie in sich. Auch das Märchen und die Legende, als Erzählungen von Ereignissen und Begeben-

heiten, gehören zur epischen Poesie. In dem Märchen wird eine Welt voll Wunder und Abenteuer, angefüllt mit den Gestalten der Naturmächte, der Elfen, Riesen und Zwerge, in den buntesten Gebilden der Phantasie dargestellt, während es in der Legende die heiligen Geschichten der Vorzeit und die religiösen Sagen sind, die uns als Inhalt, meist in einfacher Sprache, vorgeführt werden. Auch die komische Epopöe, welche, dem Epos gegenüber, die verkehrte Tapferkeit und Umsicht, die eingebildeten Großthaten des Geistes darstellt, und so die Kehrseite des ernsten Epos ist, gehört zur epischen Poesie. Das eigentliche Epos der neueren Zeit ist der Roman; daß er in ungebundener Rede abgefaßt ist, ist oben schon berührt worden.

§. 8.
Die lyrische Poesie.

Wenn in der epischen Poesie der Dichter ganz vor dem Stoffe zurücktritt, indem er in ihr die äußere Welt, und in dieser das Menschliche vornehmlich in Begebenheiten und Handlungen darstellt, so erscheint er in der lyrischen Dichtkunst im Vordergrunde, und spricht seine Gefühle und Empfindungen über innere und äußere Zustände, sein Wollen und Nichtwollen aus. Aus dieser Verschiedenheit des Stoffes beider Dichtungsarten ergeben sich auch einige äußere Unterschiede. Da in dem Epos eine große Begebenheit in allen ihren Einzelnheiten zur Darstellung kommt, so erfordert es einen bedeutenden Umfang, während die Producte der Lyrik, als Ergüsse einzelner Empfindungen und Gefühle, kürzer sein müssen. Da in dem Epos der Dichter ganz zurücktritt, so wird auch der dargestellte Stoff nicht die Spuren verschiedener Seelenzustände des Dichters an sich tragen, und diese Erregtheit und Theilnahme desselben sich nicht in verschiedenen Versmaßen aussprechen; das Epos durchzieht meist von Anfang bis zu Ende ein stets sich wiederholendes Versmaß, während die lyrische Poesie in ihren einzelnen Producten sich in den mannigfachsten Formen bewegt. Abgesehen von den verschiedensten Anschauungsweisen der Welt bei den einzelnen Menschen, welche sich in die beiden großen Gruppen der ernsten und heitern Anschauungsweise bringen lassen, ist der Stoff in der Lyrik in sich sehr verschieden. Die Eintheilung der lyrischen Producte geschieht theils dem Stoffe und seiner Behandlung, theils der äußeren Form nach; dieser letztere Unterscheidungsgrund kommt jedoch mehr nur bei den Nebengattungen der eigentlichen Lyrik zum Vorschein. Dem Stoffe nach zerfällt die Lyrik in drei verschiedene Unterarten: in die epische Lyrik, die eigentliche Lyrik und die didaktische Lyrik.

§. 9.
Die epische Lyrik.

Die epische Lyrik bildet, wie der Name besagt, den Uebergang von der epischen zur lyrischen Dichtkunst, weshalb die Producte derselben auch von Vielen der epischen Poesie zugezählt werden. Der Stoff derselben ist aus der äußeren Welt genommen, wie ihn auch das Epos dorther nimmt. Das Menschliche wird in einer äußeren Begebenheit oder Handlung dargestellt, und hierin ist die epische Lyrik auf demselben Boden, wie das Epos. Dieser Stoff wird aber nicht in der Weise dargestellt, daß die Person des Dichters ganz vor demselben zurücktrete, sondern vielmehr kommt die Stimmung desselben in der Dichtung selbst in höherem oder geringerem Grade zur Erscheinung, und es wird die Idee, welche aus dem Stoffe hervorspringen soll, das eigentliche Geistige, mit mehr oder weniger Klarheit vom Dichter als Betrach-

tung ausgesprochen. Außerdem theilen die Gedichte der epischen Lyrik den geringeren Umfang, sowie die Form mit der eigentlichen Lyrik. Die Producte der epischen Lyrik lassen sich wieder in drei Gruppen bringen; Rhapsodien, Balladen, Romanzen.

1. Die Rhapsodie steht ihrem Inhalte nach dem Epos am nächsten, indem sie vornehmlich die äußere Tapferkeit und die biedere, kräftige Heldengesinnung in einzelnen Individuen zur Darstellung bringt. Auch die einfache Sprache in einfachem Versmaße theilt sie mit dem Epos, während ihr die große Entfaltung und Ausdehnung desselben abgeht.

2. Die Ballade schildert ebenfalls das Menschliche in einer Begebenheit oder Handlung. Ursprünglich Volkslied, trägt sie das Gemüthvolle als Charakter an sich; und wie der Volksgeist das Wunderbare, Geheimnißvolle, Geisterhafte liebt, so ist auch der Kreis dieser Stoffe ihr Hauptinhalt. Mit diesem ihrem Inhalte, dem Walten dunkler Mächte, und der Abhängigkeit des Menschen von diesen Naturgewalten, entfaltet sie gleichsam die Nachtseite des menschlichen Lebens. Ihre Form ist einfach und ernst gemessen, die Erzählung körnig und volksthümlich.

3. Die Romanze. Während die Rhapsodie das Menschliche in der persönlichen Tapferkeit, die Ballade in dem Wunderbaren und Geisterhaften und den durch dieses erzeugten Gefühlen darstellt, schildert die Romanze dasselbe in Handlungen edler Sittlichkeit. Das, was den wahren Gehalt des Lebens ausmacht, Freundschaft, Liebe, Treue, Vaterlandsliebe, christliche Demuth und alle jene Grundlagen wahrer Menschlichkeit finden ihre Darstellung in der Romanze. In ihr zeigt sich uns im Gegensatz zur Ballade gleichsam die Lichtseite des menschlichen Lebens. Ihre Form ist reicher und lebendiger als die der Rhapsodie, heiterer und künstlicher als die der Ballade.

Anmerk. Die Rhapsodie, Ballade und Romanze werden, wie erwähnt, von Vielen der epischen Poesie zugetheilt, weil eben in diesen Dichtgattungen die Erzählung einer Begebenheit oder Handlung vorherrscht. Indessen ist diese Erzählung doch gewissermaßen nur die Anregung für ein Gefühl des Dichters oder für den Ausdruck eines Gedankens, einer Idee, welche durch das Gedicht versinnlicht werden soll. Der Mittelpunkt liegt in dieser Beziehung im Dichter; und jene Dichtformen sind daher mehr lyrischer Art. Selbst die Rhapsodie concentrirt oft den geistigen Gehalt eines Gedichtes in einzelne Gedanken, die in kurzen Worten ausgesprochen sind; z. B. aus Uhlands „Ueberfall im Wildbad" kommt uns neben der Charakterschilderung des alten Rauschebarts die Treue des Volkes gegen den angestammten Herrscher als Idee des Gedichtes entgegen, und diese findet sich auch ausgesprochen in den Worten:

In Fährten und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.

Die Ballade trägt ohnehin mehr die Färbung der Gemüthsstimmung des Dichters, jenes übervolle Gefühl, das sich nicht vollständig aussprechen kann, und dabei meist den Ton der Wehmuth an sich. In der Romanze springt die Idee des Gedichtes, gewissermaßen die Lehre, deutlicher hervor, ja sie ist meist geradezu als Betrachtung in die Schilderung der Handlung eingeflochten, oder an sie angeknüpft. So in „Tells Tod" von Uhland: „Doch schön ist nach dem großen das schlichte Heldenthum" In Schillers Bürgschaft: „Die Treue sie ist doch kein leerer Wahn."

Was den Unterschied zwischen Romanze und Ballade anlangt, so ist zu bemerken, daß auch oft als Unterscheidungsgrund angegeben wird der sich entgegengesetzte Charakter der Poesie der nördlichen und südlichen Völker. Auch unsere großen Dichter Schiller und Goethe haben ihre Gedichte dieser Gattung ziemlich willkürlich benannt, und ihre eigne Bezeichnung der Producte dieser Art ist nicht immer die richtige. Goethe hat mehr Balladen, Schiller mehr Romanzen gedichtet.

§. 10.
Die eigentliche Lyrik.

Die eigentliche Lyrik hat die Gefühle des Menschen zu ihrem Inhalte. Diese Gefühle knüpfen sich mehr oder weniger an einen äußeren Gegenstand, durch den sie angeregt werden, oder sie kommen ganz frei als Seelenstimmungen aus dem Inneren hervor. Aber auch in diesem Falle müssen sie auf irgend eine Weise gegenständlich sein, d. h. sie müssen sich als Gedanken darstellen. Die eigentliche Lyrik läßt sich ihrem Inhalte, so wie ihrer Form nach in verschiedene Unterabtheilungen bringen; indessen decken sich nicht immer die Unterschiede in Stoff und Form. Was den Inhalt der eigentlichen oder rein-lyrischen Gedichte betrifft, so kann derselbe von der größten Verschiedenheit sein. Jede Stimmung und jedes Gefühl kann zur Darstellung in derselben gelangen, und jedes Lebensverhältniß Anregung solcher Gedichte sein; selbst Betrachtungen können in lyrische Form eingekleidet werden. Auch hier theilen sich, wie auch bei der epischen Poesie angedeutet worden, die Producte in solche, die aus einer ernsten, und solche, die aus einer heiteren Anschauung der Welt geflossen sind. — Unterarten der eigentlichen Lyrik, nach ihrem Inhalte und der ihm angemessenen Form, sind das Lied, die Ode, die Hymne.

1. Das Lied ist in Bezug auf sein Gebiet sehr umfangreich, und in Rücksicht auf den Ton seines Inhalts sehr mannigfaltig. Es stellt jedes Gefühl dar, wie sich dasselbe aus sich selbst ausspricht oder von andern Gegenständen angeregt ist. Aber seine Form ist einfach, für musikalische Begleitung geeignet, seine Gedanken eben nicht tief, seine Bilder leicht verständlich. Dem Inhalte nach haben wir verschiedene Arten: Gesellschaftslieder, erotische Lieder, Lieder der Natur ꝛc., ferner religiöse oder Kirchenlieder. — Auch Elegieen sind als wehmüthige Ergüsse der Seele zum Theil hierher zu zählen. Berücksichtigen wir die äußere Form, das Versmaß, so haben wir Sonette, Triolette, Madrigale, Sicilianen, Gaselen u. A.

2. In erhabenerer Sprache, in gewählteren Bildern behandelt ernste, gehaltvolle Gegenstände die Ode, die als zweite Gattung der reinen Lyrik zu betrachten ist. In Bezug auf ihren Inhalt kann sie mit dem Liede zusammenfallen, da auch das Lied eine ernste Weltanschauung nicht ausschließt und von gehaltvollem Inhalt sein kann; aber ihre Form ist eine andere, das Versmaß ist aus den antiken Sprachen genommen, und zwingt gewissermaßen schon den Dichter, den ernsten Gegenstand in gemessener, erhobener Sprache zu behandeln.

Anmerk. Uebrigens werden zuweilen auch Gegenstände scherzhaften oder doch wenigstens heiteren Inhalts in der Odenform behandelt. Der Unterschied zwischen Lied und Ode liegt daher weniger im Inhalt, als in der Behandlung desselben und in dem äußern Gewande des Versmaßes. —

3. Die Hymne ist diejenige Gattung von lyrischer Poesie, in welcher der Dichter, den Preis der Gottheit anstimmend, von dem Gefühle der Bewunrung und Anbetung ganz durchdrungen erscheint.

Anmerk. Hymne und Kirchenlied unterscheiden sich vornehmlich dadurch, daß die Hymne zum Preis des Höchsten allein gedichtet ist, nnd daß diesem Inhalte und der Begeistrung des Dichters gemäß die Form freier und kühner wird und sich dem Inhalte anpaßt. Das religiöse oder Kirchenlied aber behandelt mehr das Verhältniß der Menschheit zu Gott und spricht die frommen Gesinnungen und Gefühle als Erguß des allgemeinen Bewußtseins der christlichen Gemeinde in einfacher, schmuckloser Sprache und in einfachem, für die Musik geeignetem Versmaße aus.

§. 11.
Didaktische Lyrik.

Während in der epischen Lyrik der Dichter von der Außenwelt, von einer Begebenheit oder Handlung, welche er erzählt, bestimmt erscheint, und nur in den die Erzählung begleitenden Gefühlen oder Betrachtungen als Lyriker sich zeigt, und während in der eigentlichen Lyrik jene Gefühle frei aus dem Innern hervorkommen und ausgesprochen werden, und die äußere Welt nur insoweit Geltung hat, als sie diese Gefühle anregt oder erweckt, geht die didaktische Lyrik noch einen Schritt weiter; sie faßt die Außenwelt auf, um an ihr die Herrschaft des Innern über sie zu bethätigen, sie geht von der Schilderung der Gefühle zu der Darstellung der Betrachtungen über, die sie an einen von ihr gewählten, passenden Gegenstand anknüpft. Immerhin ist aber diese Dichtgattung noch lyrisch, weil sie nur eine Entäußerung des bewegten Inneren ist, und die Gefühle demselben entströmen läßt. Schreitet sie aber zur reinen Lehre fort, so wird sie rein-didaktisch, und erfüllt nicht mehr vollkommen den Zweck der Poesie. Zu der Gattung der didaktischen Lyrik gehören Episteln, manche Elegieen, ferner Gedichte, wie Schillers Glocke und Spaziergang, in welchem absichtlich vom Dichter an einzelne äußere Begebenheiten lehrreiche Betrachtungen in poetischer Form neben lyrischen Ergüssen angeknüpft werden.

§. 12.
Dramatische Poesie.

Die höchste Gattung der Poesie ist die dramatische, indem sie die Elemente der epischen und lyrischen Poesie in sich vereinigt. In ihr zeigt sich das Menschliche nicht bloß einseitig in der Darstellung von Begebenheiten und Handlungen, oder in dem Ausdrucke der das Innere bewegenden Gefühle, sondern in beiden zugleich, so daß die äußeren Handlungen, wie sie im Innern entspringen und zur Reife kommen, in der dramatischen Dichtkunst ans Licht treten. Diese Entfaltung des Innern aber, dies Aufzeigen der Beweggründe der Handlungen ist die Darstellung der Charaktere; daher schauen wir das Menschliche hier in Charakteren an. Wie wir im Epos und in der Lyrik eine ernste und heitere Weltanschauung gefunden haben, so sehen wir auch diesen Unterschied der Auffassung der Verhältnisse in der dramatischen Poesie, und zwar zu einem noch stärkeren Gegenstande entwickelt. Die ernste Weltanschauung wird die tragische, die heitere die komische genannt; und von diesen beiden Ausgangspunkten gehen auch die beiden sich entgegenstehenden Gattungen dramatischer Poesie aus und stellen sich als Tragödie und Komödie gegenüber.

Anmerk. Das historische Drama, sowie das Schauspiel, sind Mittelgattungen dieser Poesie, die sich indessen mehr der Tragödie als der Komödie nähern.

§. 13.
Rein-didaktische Poesie. Fabeln, Parabeln und Epigramme.

Die Fabel und Parabel könnten ihrem Inhalte nach zur epischen Poesie gezählt werden, da sie eine Begebenheit in ihrem einfachen Verlauf, ohne Gefühle des Dichters beizumischen, erzählen. Insofern indessen an diese Erzählung meist eine Lehre angeknüpft oder doch wenigstens eine solche vorsätzlich in sie hineingelegt wird, so zählen wir sie unter der didaktischen Poesie

auf. Fabel und Parabel unterscheiden sich dadurch von einander, daß erstere diese Lehre in Beispielen aus der Thierwelt hinstellt, in welchen jedem Thiere ein besonderer Zug der menschlichen Natur zugetheilt wird, letztere dieselbe in Bildern, die vorzugsweise aus dem Menschenleben entlehnt sind, nachweist. Da diese Dichtformen sich schon mehr dem Zwecke der Prosa, nämlich dem der reinen Belehrung nähern, so finden wir auch vielfältig, daß Parabeln sowohl als Fabeln in ungebundener Rede abgefaßt sind. — Auch das Märchen kann die Absicht haben, zu belehren, und nähert sich in diesem Falle der didaktischen Poesie. —

Das Epigramm (Aufschrift) hat der Bedeutung seines Namens nach den Grundcharakter der Kürze. Es stellt irgend eine Begebenheit oder Handlung, oder ein Gefühl in größtmöglichster Kürze dar und kann seinem Inhalte nach episch oder lyrisch sein. Sehr häufig erscheint es aber auch als eine Lehre aussprechend, und ist dann rein didaktisch. Wenn die kurze Erzählung einer Handlung oder die kurze Schilderung eines Gefühls ohnehin wenig in dem poetischen Ausdruck und in Bildern sich ergehen kann, und das Aussprechen einer Lehre in dieser Kürze noch mehr den Charakter der Prosa an sich trägt, so liegt das Schöne im Epigramme meistens in den scharfen Gegensätzen seines Inhalts, die sich schroff entgegenstehen, oder in dem Gegensatze des Inhalts und der Form, indem ein großer, tiefer Gedanke in die kürzeste Form gebracht worden ist. Das rein didaktische Epigramm unterscheidet sich nur seiner äußern poetischen Form nach von der in Prosa abgefaßten Sentenz.

§. 14.

Nähere Eintheilung der Prosa.

Die Prosa, als die Aeußerungsweise der Verstandesthätigkeit, hat zu ihrem Inhalt das Wahre, und zu ihrem Zwecke, dieses Wahre klar und deutlich für die Erkenntniß und Belehrung darzustellen. Ihr Gebiet ist daher, wie erwähnt, weit ausgedehnter, als das der Poesie, da nicht jeder Gegenstand sinnlichen und geistigen Wesens schön sein muß, wohl aber jeder geeignet ist, in seiner Wahrheit erkannt und ausgesprochen zu werden. Insofern das Wahre in jeder Erscheinung durch die Prosa systematisch dargestellt wird, ist sie die Sprache jeder Wissenschaft; denn alle Wissenschaft beschäftigt sich mit der Erforschung der Wahrheit. Sodann aber ist sie auch die Ausdrucksweise des Bedürfnisses und des Umgangs, und spricht den Inhalt des Geistes, die Gedanken aus, wie dieselben im bunten Wechsel durch äußere oder innere Veranlassung hervorgerufen werden. — Auf der einen Seite prosaischer Darstellung steht also die Entfaltung der äußeren und inneren Welt, ohne Rücksicht auf den Sprechenden; auf der andern die Entäußerung der Gedanken des mannigfaltig bewegten Geistes; auf ähnliche Weise wie in der epischen Poesie der Dichter ganz zurücktritt, und in der lyrischen das Innere desselben den Hauptinhalt der dichterischen Productionen ausmacht. Außerdem aber kann der Schreibende bei Darstellung jedes Gegenstandes sinnlicher oder geistiger Art seine eignen Gedanken über denselben mehr oder minder geltend machen; und es ergeben sich somit verschiedene Abstufungen von der Sprache strenger Wissenschaft, welche lediglich den zu betrachtenden Gegenstand im Auge hat, zur Ausdrucksweise des Umgangs oder des Bedürfnisses, in welcher der Sprechende der Willkür seines erregten Innern allein folgt.

Anmerk. Obwohl die Prosa die Darstellung des Wahren zu ihrem Inhalte und Zwecke

hat, und, nur diesem ihrem Zwecke dienend, formlos und ungebunden ist, so ist doch zu bemerken, daß auch sie bis zu einem gewissen Grade den Gesetzen der Schönheit folgt. Denn abgesehen davon, daß beim Aussprechen des Wahren eine Uebereinstimmung von Form und Inhalt nothwendig ist, wenn anders der Inhalt klar und deutlich erkannt werden soll, daß also auch hier schon annäherungsweise das Schöne erstrebt wird, so liegt auch in der Wahl und Stellung der Worte und in der Bildung und Abrundung der Sätze ein Element, in dem jede prosaische Redeweise den Gesetzen des Schönen dient.

§. 15.

Beschreibende Prosa.

Die Erforschung des Wahren wendet sich zuerst an die äußere Welt, und faßt sie in ihrem Bestehen oder in ihren Veränderungen auf. Hiernach bilden auch in der Prosa die beiden Grundanschauungen der Gegenstände, in der räumlichen Ausdehnung und in der zeitlichen Folge, die Unterschiede verschiedener Gattungen der Prosa; und zwar haben jene Grundanschauungen in ihrer Besonderheit hier eine stärkere Geltung als in der Poesie, in welcher namentlich die räumliche Auffassung der Welt für sich allein nur eine mehr untergeordnete Gattung zu ihrer Darstellung hatte. In der Prosa aber hat nicht bloß das Menschlich-Geistige Geltung, sondern, gemäß dem Streben des Verstandes, überall das Wahre zu erforschen, jeder andere rein körperliche Gegenstand. Die ganze Natur bietet sich der Betrachtung dar, und zwar zuerst nach ihrer äußeren Erscheinung. Die Darstellung dieser Betrachtung ist die *beschreibende Prosa*. Jeder Gegenstand, jedes Thier, jede Pflanze 2c. kann in ihren einzelnen Theilen und im Ganzen, in ihrem Zusammenhang mit andern Körpern auf diese Weise Inhalt der Beschreibung sein, ohne daß indeß auf Erschöpfung in jeder Beziehung Anspruch gemacht wird. So sind auch Gegenden, Kunstwerke 2c. Gegenstände der beschreibenden Prosa; wir besitzen ganze Werke, *Reisebeschreibungen*, in denen in der Folge, wie sie der Zufall herbeigeführt, die verschiedensten Gegenstände, die Natur und Kunst, so wie die Sitten und Gebräuche der Völker geschildert werden. Werden dagegen die verschiedenen Gegenstände unter ein System gebracht und unter einem bestimmten Gesichtspunkte betrachtet und geschildert, so treten diese Producte der beschreibenden Prosa als Werke der Wissenschaft hervor, in welchen nicht sowohl der Zufall und die Willkür Leiterin der Darstellung ist, als vielmehr die systematisch-strenge, Alles berücksichtigende und erschöpfende Folge. So sind die Werke der *Naturbeschreibung* und *Geographie* in der beschreibenden Prosa abgefaßt, so wie auch Schilderungen von Kunstwerken hierher gehören. — Geht aber die Betrachtung der Gegenstände, mögen sie sinnlicher oder geistiger Art sein, von der Oberfläche mehr in das Innere, auf den Grund, und sucht das Wahre durch Urtheile und Schlüsse aufzufinden, so stellt sich eine Prosa dar, die man im Gegensatz zu der beschreibenden die *schließende* oder *construirende* nennen könnte. Erstrebt diese Prosa eine systematische Folge der Urtheile und Schlüsse, so entstehen wieder wissenschaftliche Werke, die je nach ihrem Inhalte, der *Naturlehre* oder *Physik*, der *Mathematik* und der *Philosophie* angehören.

Anmerk. Alle Wissenschaften, deren Inhalt die Natur im weitesten Sinne des Wortes bildet, mögen sie nun mehr auf die äußere Beschreibung oder auf die innere Begründung gehen, faßt man unter dem Namen *Naturwissenschaften* zusammen.

§. 16.

Erzählende Prosa.

Den Hauptinhalt der erzählenden Prosa bildet das Menschlich-Geistige; denn während die Schilderung der reinen Natur in ihren zeitlichen Veränderungen immer wieder Beschreibung wird, wegen der nothwendig in ihr hervortretenden Breite, geben die durch Menschen herbeigeführten Begebenheiten, die menschlichen Handlungen, seien sie mehr körperlicher oder mehr geistiger Art, den eigentlichen Stoff für eine Erzählung. So gehören denn Erzählungen einzelner geschichtlicher Begebenheiten, Sagen, Mythen ꝛc. in das Gebiet dieser Gattung der Prosa. — Wie aber in der beschreibenden Prosa der mehr unterhaltenden, losen Beschreibung die strenge wissenschaftliche Darstellung und Begründung entgegensteht, und wie letztere die verschiedenen Theile der Naturwissenschaft in sich befaßt, so steht auch hier der mehr unterhaltend-erzählenden Prosa die eigentliche Geschichtschreibung entgegen, welche, theils in biographischer, theils ethnographischer, theils universaler Weise, je nach dem Zwecke des Schreibenden, die Begebenheiten und Handlungen der Menschheit systematisch darzustellen, die Aufgabe hat.

Anmerk. 1. Den Naturwissenschaften stehen gegenüber die historischen Wissenschaften, unter denen man nicht allein die Weltgeschichte, sondern auch alle Hülfswissenschaften derselben, Alterthumskunde, Mythologie ꝛc. zu zählen hat.

Anmerk. 2. Daß jede Geschichtschreibung auch Schilderungen einzelner Zeitverhältnisse und Beschreibungen äußerlicher Gegenstände in sich befassen muß, ebenso wie es im Epos der Fall war, ist leicht ersichtlich, denn die Handlungen können erst aus den nähern Umständen, unter denen sie vollbracht worden sind, beurtheilt und gewürdigt werden. — So wie die Prosa überhaupt neben dem Zweck der Belehrung auch die Gesetze des Schönen bis zu einem gewissen Grade erstrebt, so spricht man im Besonderen auch von einer Kunst der Geschichtschreibung; denn abgesehen davon, daß der Inhalt der Prosa ohnehin eine angemessene Form verlangt, muß hier eine schöne Darstellung um so mehr berücksichtigt werden, da viele Situationen, Begebenheiten und geschichtliche Charaktere eine wahrhaft poetische Natur ohnehin schon in sich tragen.

§. 17.

Betrachtungen.

Wie in einzelnen Gattungen die Poesie (besonders in der episch-lyrischen) bei den Darstellungen äußerer Begebenheiten auch das Innere des Dichters sich hervorkehrt, wie seine Gefühle sichtbar werden und seine Ansichten und Lehren sich geltend machen, so werden auch in der Prosa oft an Schilderungen von bestimmten Gegenständen, von Begebenheiten und Handlungen Betrachtungen angeknüpft, in denen uns der Sprechende oder Schreibende seine Auffassungsweise, seine Gefühle und seine Gedanken über dieselben offenbart. Diese Betrachtungen finden sich oft auch in Werken der Naturwissenschaft und der Geschichtschreibung eingeflochten; oft aber sind sie an eine einzelne Begebenheit geknüpft, und bilden mit der Erzählung dieser ein abgerundetes und geschlossenes Ganze.

§. 18.

Prosaische Ausdrucksweise, in welcher die Gedanken und Gefühle des Einzelnen ausgesprochen werden. Umgangssprache, Briefe, Dialoge.

Außerdem, daß die Prosa die Ausdrucksweise ist, in welcher die Außenwelt in ihrem Bestehen und ihren Veränderungen dargestellt wird, so ist sie auch die Sprachweise, in welcher die durch äußere und innere Veranlassungen her-

vorgerufenen Stimmungen, Empfindungen und Ansichten des Sprechenden oder Schreibenden ausgedrückt werden. So wird sie die Sprache des Bedürfnisses, des Umgangs und der geselligen Unterhaltung. In der Schriftsprache zeigt uns der Brief diese Ansichten und Gefühle des Einzelnen, mögen nun erstere sich über die Außenwelt verbreiten, oder letztere von ihr erregt werden, oder mögen beide in dem Innern ihren Grund haben. Die schriftliche Abfassung der von verschiedenen Personen vertretenen Ansichten über einen Gegenstand ist der Dialog.

Anmerk. Der Brief steht auf diese Weise gewissermaßen mit der lyrischen Poesie auf Einer Linie, sowie der Dialog der Form nach den Charakter der dramatischen Poesie theilt. — Dialoge und Briefe werden übrigens häufig gewählt, um wissenschaftliche Gegenstände in leichterer Form zu behandeln.

§ 19.
Redekunst.

Der Zweck der Belehrung tritt hier entschiedener hervor, der Sprechende oder Schreibende betrachtet und entwickelt einen Gegenstand, um durch ihn zu unterrichten, zu überzeugen und die Gemüther für den Gegenstand zu begeistern. Diese Absicht, auf Andere zu wirken, erfordert aber, daß die Betrachtung des Gegenstandes bei dem Hörer oder Leser auch Gefallen errege, und so neigt sich die Redekunst mehr als die übrigen Gattungen prosaischer Redeweise dem Zwecke poetischer Darstellung zu. Daher ist die Sprache in der Rede gewählter und berechneter; der poetische Ausdruck stellt sich in seiner Frische häufiger ein; der Bau der Sätze und Perioden ist geregelter und in dieser Beziehung dem symmetrischen Elemente der Poesie näher gerückt. Daher wird hier auch von einer Redekunst gesprochen, und diese oft zwischen reine Poesie und reine Prosa gestellt. Ihrem Inhalte nach sind die Reden entweder geistliche, d. i. solche, welche das religiöse Gefühl erwecken und anregen und die religiöse Ueberzeugung hervorrufen und begründen wollen; oder sie sind weltliche, welche irgend einen andern Gegenstand geistiger Art behandeln und in dessen Darstellung auf die Gemüther zu wirken und sie zu begeistern suchen.

§. 20.
Didaktische Prosa.

Wie die rein-didaktische Poesie eigentlich aus dem Gebiete der Dichtkunst, wegen des ihr inwohnenden Zweckes der Belehrung, ausgeschlossen ist, und in ihr also schon das Feld der Prosa beginnt, so leitet von der Prosa aus die in einem Bilde oder Gleichniß ausgesprochene Belehrung zur Poesie hinüber. Daher sind, wie bemerkt, oft Fabeln und Parabeln in Prosa geschrieben und dadurch ihrer eigentlichen Bestimmung auch der äußern Form nach näher gerückt, während ihre innere Form, die Darstellung der Lehre in einem Bilde, auf ihre Verwandtschaft mit der Poesie hinweist. Auch Sentenzen, in welchen absichtlich in wenigen Worten ein reicher Gehalt ausgesprochen wird, deuten eben durch dieses Verhältniß des Inhaltes zu der ihn darstellenden Form und durch eine größere Berücksichtigung der letzteren auf die Poesie hin.

Kurzgefaßte Prosodik und Metrik.*)

§. 1.

Die **Prosodik** ist die Lehre von der **Zeitmessung** der einzelnen Sylben. Eine Sylbe kann **lang** sein (das Zeichen der Länge –), oder **kurz** (⏑) oder **mittelzeitig**, d. i. nach Umständen lang oder kurz (⏓).

§. 2.

Die Prosodik der deutschen Sprache hat ein anderes Grundgesetz, als die der alten. In den alten Sprachen wird die Zeitmessung bedingt durch die **natürliche Länge** der Vocale, und durch die **Position**, d. i. durch mehrere Consonanten, welche einem kurzen Vocale folgen; **Quantität.** In der deutschen Sprache entscheidet mehr die **Qualität**, d. i. die **Bedeutsamkeit** der Sylben.

§. 3.

Hauptregeln über die Zeitmessung der Sylben.

Lang sind in der deutschen Sprache alle **Haupt**sylben. Hauptsylben können entweder **Stamm**sylben sein, oder sogenannte **Accent**sylben, d. i. solche, welche die Bedeutung des Stammes wesentlich verändern (z. B. **Da**sein, **Un**recht).

Kurz sind die Nebensylben, d. i. solche, welche zur Bildung der Wörter dienen, die Vorsetzesylben, die Endsylben und Beugungssylben.

Mittelzeitig werden manche Nebensylben, wenn mehrere Nebensylben ihnen vorausgehen oder folgen.

Anmerkung. Jedes mehrsylbige, einfache oder abgeleitete Wort hat nur Eine Hauptsylbe; zusammengesetzte haben mehrere Hauptsylben, von denen die erste den Hauptton hat.

§. 4.

Einige besondere Regeln über die Länge der Sylben.

1) **Lang** sind die **ein**sylbigen Wörter (Ausnahmen §. 5, 1, und §. 6, 1.) z. B. Eis, klar, mein, vier, thun, ging, oft, längs, weh.

2) **Lang** sind in **mehr**sylbigen Wörtern:

a. alle **Stamm**sylben, wenn auch der Ton nicht mehr auf ihnen ruht.

z. B. Vater, glücklich, stehen, Kirchthurm, hellblau, Hausthüren, Ankertau, Friedhofsmauer, hochachten, dennoch.

*) In der Fassung der prosodischen Regeln wurde das Lehrbuch der Prosodik und Metrik von J. Minkwitz (Leipzig 1844) zu Grunde gelegt.

b. Die Vorsylben **ur, erz, all, ant, aus, vor**, die sich dann von dem Stamme nicht trennen lassen: Urwelt, Erzengel, Allmacht, Antlitz, Ausbruch, vornehmlich, Abschlag, unrecht, Mißgeschick.

c. Durch den Gebrauch sind auch lang die Endsylben der Substantive **ath, eit, heit, keit, ling, lein, sal, schaft, thum**; der Adjective **bar, haft, los, sam**; ferner **fach, lings** und die Endung **mal** bei Zahlwörtern: z. B. Heimath, Arbeit, Klarheit, Fröhlichkeit, Frühling, Mägdlein, Trübsal, Freundschaft, Reichthum, zahlbar, zaghaft, freudlos, lenksam; vielfach, rücklings, zehnmal.

d. Die langen Endungen aus fremden Sprachen: Peleus, Ajax.

§. 5.

Einige besondere Regeln über die Kürze der Sylben.

1) **Kurz** sind folgende **ein**sylbige Wörter: der Artikel **der, die, das**, das Pronomen **es**; ferner **so**, wenn es den Nachsatz beginnt, **zu** vor Infinitiven; die Präpositionen **in, an, zu** und das Wörtchen **je** bei Zahlen.

2) **Kurz** sind in **mehr**sylbigen Wörtern, außer den Nebensylben im Allgemeinen, **je** in jedoch, **her** in Zusammensetzungen mit Präpositionen, z. B. herunter, herauf, **all** in allwo, allhier, allda, allein.

Anmerkung. Viele Dichter gebrauchen übrigens den Artikel in seinen verschiedenen Casibus, wenn er in der Arsis (§. 9) steht, als lang.

§. 6.

Einige Regeln über die mittelzeitigen Sylben.

1) **Mittelzeitig** sind folgende **ein**sylbige Wörter: der unbestimmte Artikel **ein**; das Pronomen **wer, was**, auch in seinen Casibus **wem, wen**; die Pronomina **ich, du, er, wir, ihr, sie, man, sich**. Die Präpositionen **mit, nach, um, von, bei, vor**; ferner **ins, ans, im, am, vom, zum, zur**. **Mittelzeitig** sind auch die Partikeln **und, bis, nach, nun, ob, da, doch** (für aber), **wie, wo, auch, daß**; die Interjection **o**; ferner **so** und **zu** vor Adjectiven in der Steigerung.

2) **Mittelzeitig** sind in **mehr**sylbigen Wörtern:

a. Folgende Vorsylben, welche sich vom Stamme nicht trennen lassen: **ent, voll, um, miß** (folgt bei **um** und **miß** eine kurze Nebensylbe, so sind sie immer lang: umgeschlagen, Mißgeschick); ferner das untrennbare **ab**; **um** bei Adjectiven und Adverbien.

b. Die Endungen **ung, niß, ig, lich, icht, isch** ohne die Endung **e, en, er** u. s. w.; ferner die Endvocale **a** und **o**, und das fremde **e**; ferner **ei** und **lei**, wenn eine kurze Sylbe vorhergeht; die Endung **zig** in Zahlwörtern; die fremden Endungen in fremden Wörtern (Cajus, Socrates).

§. 7.

Die dichterische Sprache ist in bestimmten rhythmischen Formen gebunden. Die Lehre von diesen rhythmischen Formen ist die **Metrik**. Aus einzelnen

aneinandergefügten Theilen oder Stücken — **Versfüßen** — werden Reihen — **Verse** — zusammengesetzt. Mehrere Verse unter einem bestimmten Gesetze aneinandergefügt heißen **Strophen.**

§. 8.

Die gebräuchlichsten **Versfüße** sind:

1) Der **Trochäus,** bestehend aus einer langen und einer kurzen Sylbe: – ⏑.
2) Der **Jambus,** aus einer kurzen und einer langen Sylbe bestehend: ⏑ –.
3) Der **Spondeus,** aus zwei Längen bestehend: – –.
4) Der **Pyrrhichius,** aus zwei Kürzen bestehend: ⏑ ⏑.
5) Der **Dactylus,** bestehend aus einer Länge und zwei Kürzen: – ⏑ ⏑.
6) Der **Anapäst,** bestehend aus zwei Kürzen und einer Länge: ⏑ ⏑ –.
7) Der **Tribrachys,** aus drei Kürzen bestehend: ⏑ ⏑ ⏑.
8) Der **Kretikus,** bestehend aus zwei Längen, welche eine Kürze in ihrer Mitte haben: – ⏑ –.
9) Von den einfach-zusammengesetzten Versfüßen ist noch der **Choriambus** zu bemerken, aus einem Trochäus und Jambus zusammengesetzt: – ⏑ ⏑ –.

§. 9.

Jeder Versfuß hat eine Hebung und Senkung des Tons; die Hebung heißt **Arsis,** die Senkung **Thesis.** Die Arsis soll immer auf einer **Länge** ruhen, in der Thesis können ebensowohl Längen, als kurze und mittelzeitige Sylben stehen.

Anmerk. Das Zeichen der Arsis ist ein scharfer Accent, z. B. ´– ⏑ ⏑; ⏑ ´–, ´– ⏑ ⏑ ´–;

Sterbliche, Geschick, Donnergebrüll. Die Thesis wird meist gar nicht bezeichnet.

§. 10.

Die sich wiederholenden Versfüße, aus welchen die Verse zusammengesetzt sind, geben diesen ihren eigenthümlichen Charakter und Namen. Wir haben verschiedene Vers**arten.** Es gibt iambische, trochäische, dactylische ꝛc. Verse. Viele, namentlich epische und dramatische Gedichte, sind durch das Aneinanderreihen eines und desselben Verses gebildet. Auch die Strophen bestehen meist aus Versen von Einer Versart; indessen gibt es auch solche, welche mehrere Versarten in sich enthalten, sowie auch Gedichte ohne regelmäßig sich wiederholende Vers- und Strophenbildung. Die Versarten, welche den Strophen der Gedichte zu Grunde liegen, nennen wir Vers**maß.** Die Bildung der Versmaße steht bei dem Dichter.

Anmerkung. Die Verse sind in ihren einzelnen Versfüßen nicht immer rein, und bewahren doch den Charakter der Versart. So tritt im iambischen, trochäischen, dactylischen Versmaß häufig der Spondeus ein ꝛc.

§. 11.

Eine Eigenthümlichkeit der dichterischen Form in neueren Sprachen besteht darin, daß einzelne Sylben, die ihrem **Klange** nach ähnlich oder gleich sind, in übersichtlichen Zwischenräumen einander folgen. **Alliteration** ist die Wiederholung gleicher oder ähnlich klingender Consonanten zu Anfang einzelner Wörter. **Assonanz** ist der **Anklang** von Vocalen in verschiedenen Wörtern, sowohl in der Mitte der Verse, als auch am Schlusse derselben. Der **Reim**

ist der **Gleich**klang von Sylben oder Wörtern am Ende der Verse. — Er wird eingetheilt in 1) den **männlichen** Reim, in welchem der Gleichklang nur auf Eine betonte Sylbe sich ausdehnt; 2) den **weiblichen**, in welchem der Gleichklang sich auf eine lange und kurze Sylbe (Trochäus); 3) den **gleitenden** Reim, in welchem sich derselbe über eine Länge und zwei Kürzen (Dactylus) erstreckt. Der Reim kann in zweien oder mehreren unmittelbar auf einander folgenden Versen sich einstellen, oder er kann verschlungen sein, d. h. Verse mit anderen Reimen können dazwischen treten. In der Stellung des Reimes, und der durch sie bedingten Strophenbildung steht dem Dichter volle Freiheit zu.

Anmerkung 1. **Schwebende** oder **spondeische** Reime kommen seltener vor; sie erstrecken sich über zwei Längen, z. B. Wahrheit, Klarheit.

Anmerkung 2. Beispiel von Alliteration:

Roland der Ries', am
Rathhaus zu Bremen
Steht er im Standbild
Standhaft und wacht. Rückert.

Beispiel von Assonanz:

Da taumelt er und sank ins **Gras**.
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling **brach**
Sein Herzblut aus jeder Wunde.
Eichendorff.

Da **pfeift** es und **geigt** es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und **schleift** es und rauschet und wirrt,
Da **pispert's** und **knistert's** und **flistert's** und schwirrt.
Göthe.

Anmerkung 3. Auch in Mitte der Weise wird der Reim zuweilen angewendet, besonders um eine malerische Wirkung hervorzubringen:

Es **sauset** und **brauset** das Tamburin,
Es **rasseln** und **prasseln** die Schellen darin.
Cl. Brentano.

§. 12.

Besondere Versmaße.

Aus alten Sprachen sind verschiedene Versarten in die deutsche aufgenommen worden. Sie sind alle reimlos.

1) Der **Hexameter** oder **heroische** Vers besteht aus sechs Füßen. Seiner Natur nach ist er dactylisch. Der letzte Fuß aber ist entweder ein Trochäus oder Spondeus. Der fünfte ist in der Regel ein Dactylus; in den vier ersten können statt der Dactylen auch Spondeen stehen. Sein Maß ist also:

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑

Wesentlich ist bei dem Hexameter der Einschnitt oder die **Cäsur** nach der ersten Länge oder ersten Kürze des dritten Fußes. Im ersten Falle wird die Cäsur **männlich**, im zweiten **weiblich** genannt.

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – || ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑

Auf die Postille gebückt || zur Seite des wärmenden Ofens. Voß.

– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ || ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑

Also erzählte der Fischer || und endigte seine Geschäfte. Mörike.

Anmerkung. Im fünften Fuße wird zuweilen statt des Dactylus ein Spondeus gesetzt, um dem Verse absichtlich etwas Schwerfälliges oder Gewichtiges zu geben: **spondeischer** Hexameter. — E. von Kleist hat in seinem Frühling den Hexameter in der Art umgestaltet, daß er vor dem ersten Fuß noch eine kurze Vorschlagsylbe setzte:

Empfangt mich, heilige Schatten! Ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein.

Wie in den alten Sprachen, so wird auch im Deutschen der Hexameter in Gedichten von epischem und idyllischem Charakter angewendet.

§. 13.

2) Das **elegische Distichon.** Verbindet sich der Hexameter mit einem **Pentameter,** so entsteht das elegische Distichon. Der Pentameter ist ebenfalls dactylischen Charakters, und wird ohne den Hexameter nie gebraucht. Er besteht aus fünf Füßen, von welchen aber einer getrennt wird, und mit seiner Länge am Schlusse der ersten Hälfte, mit seiner zweiten Sylbe, die kurz oder lang sein kann, am Ende der letzten Hälfte des Verses steht. Die Cäsur ist immer nach der Länge des dritten Fußes; die beiden ersten Versfüße können auch Spondeen sein, der vierte und fünfte nie. Das Schema des Pentameters ist also:

–́ ⏑̄⏑̄ | – ⏑̄⏑̄ | –́ || –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ | ⏓

Beispiel des elegischen Distichons:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab. Schiller.

Das elegische Distichon wird, wie der Name besagt, in längeren Dichtungen elegischen, und überhaupt betrachtenden Charakters, aber nicht minder in epigrammatischen Gedichten angewendet.

§. 14.

3) Das **fünffüßige iambische** Versmaß. Die Deutschen haben, besonders für dramatische Gedichte, das iambische Versmaß der Griechen angenommen, nur daß sie anstatt der sechsfüßigen Jamben, welche bei diesen gebräuchlich waren, nur fünffüßige anwenden. Dem fünften Fuße folgt häufig noch eine, meist kurze, Sylbe nach.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal. Schiller.

§. 15.

4) **Odenversmaße.** Die vorzüglichsten Versmaße für Oden, welche den Alten nachgebildet worden, sind folgende:

a. Die **Sapphische** Strophe; sie ist trochäischen Charakters. Sie besteht aus vier Zeilen, von denen die drei ersten sich gleich sind. Zwischen zwei trochäischen Doppelfüßen fügt sich ein Dactylus ein; den Schlußvers der Strophe bildet ein Dactylus und Trochäus. Am Schlusse der trochäischen Doppelfüße und des Trochäus im vierten Verse können auch Spondeen stehen. Das Schema der Sapphischen Strophe ist also:

– ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓
– ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓
– ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ | – ⏓

Beispiel s. S. 209. 3.

b. Die **Alcäische** Strophe. Sie besteht ebenfalls aus vier Zeilen, von denen die beiden ersten einander gleich sind und aus iambischen und dactylischen Füßen bestehen; als dritter Vers folgt eine iambische Zeile; als vierter zwei Dactylen und zwei Trochäen. Das Schema der Alcäischen Strophe ist:

⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏑

Beispiele s. S. 209, 4. 210, 5. 211, 7.

c. Die gewöhnliche **asclepiadeische** Strophe. Sie ist vierzeilig. Die beiden ersten Verse sind gleich. Sie haben das Schema des **kleineren asclepiadeischen** Verses, der aus einem Spondeus, zwei Choriamben und einem Jambus besteht. Der dritte Vers ist der **pherekratische,** bestehend aus einem Spondeus, Choriambus mit überzähliger Sylbe; der vierte ist der **glyconische;** das Schema der gewöhnlichen asclepiadeischen Strophe ist:

– ⏑ | – ⏑ ⏑ – || – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑
– ⏑ | – ⏑ ⏑ – || – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑
– ⏑ | – ⏑ ⏑ – | ⏑
– ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑

Beispiele s. S. 206, 1. 208, 2. 210, 6.

§. 16.
Südländische Formen.

Die Dichtformen, welche aus den südlichen Ländern, vorzüglich aus Italien, in die deutsche Literatur übergegangen sind, haben alle den Reim. Die am häufigsten angenommenen sind folgende:

1) Das **Sonett,** meist iambischen Charakters, besteht aus vierzehn Versen, welche in vier Strophen eingetheilt sind. Die beiden ersten Strophen sind je vierzeilig, und haben zusammen zwei Reime. In der Regel reimt sich der erste, vierte, fünfte und achte; sowie der zweite, dritte, sechste und siebente Vers. Die beiden letzten Strophen, deren jede aus drei Zeilen besteht, haben ebenfalls der Regel nach nur zwei Reime; es reimen sich gewöhnlich der erste, dritte und fünfte, sowie der zweite, vierte und sechste Vers. In den beiden letzten Strophen haben manche Dichter noch andere Reimstellungen angewendet, sowie auch in denselben häufig **drei** Reime in Gebrauch gekommen sind. Sämmtliche Reime in dem Sonette sind der Regel nach weibliche.
   Beispiele s. S. 211, 8—12.
2) Die **Octave** oder **Stanze,** besteht aus acht iambischen Zeilen von fünf und einem halben Fuß, von denen sich die erste, dritte und fünfte, sodann die zweite, vierte und sechste, ferner die siebente und achte reimen. Gewöhnlich werden weibliche Reime angewendet. *)

*) Die im Lesebuche aufgenommene Octave „Abendfeier in Venedig", von Geibel, welche in den sechs ersten Versen der Strophe **männliche** Reime hat, wurde ihrer Kürze und ihres

Anmerk. Manche deutsche Dichter haben sich in Bezug auf Reimstellung in der Octavenform viele Freiheiten erlaubt; so Wieland in seinem Oberon ꝛc.

3) Die **Terzine**. Sie besteht aus drei iambischen Zeilen, die meist fünf und einen halben Fuß haben. Die Reime, gewöhnlich weiblich, sind dreifach und durchkreuzen sich. Beisp. s. S. 19, 8. 60, 19. 117, 52 u. a.

4) Die **Canzone**. Sie hat meistens dreizehn Zeilen. Die ganze Strophe ist durch den kürzern siebenten Vers in zwei Hälften getheilt. In den Verschlingungen der Reime, welche weiblich sind, kommen manche Abweichungen vor. Beisp. 214, 14.

§. 17.

Orientalische Formen, Gaselen.

Diese ursprünglich persische Dichtform hat denselben Reim durch das ganze Gedicht, oder wiederholt jedesmal das Ende des ersten Verses. Die beiden ersten Verse des Gedichtes geben die Art des Reims an, und zwischen die folgenden gereimten Zeilen wird jedesmal eine ungereimte eingeschoben. Oft kommt auch der Reim in der Zeile vor, und auf ihn folgt dann die jedesmalige Wiederholung des Schlusses des ersten Verses (s. S. 217, 1. 218, 3). In Bezug auf die Versart und die Länge der Zeilen findet in der Gaselen-Dichtung eine große Mannigfaltigkeit statt.

Anmerk. Andere ins Deutsche übergegangene orientalische Dichtformen sind die **Makame**, die persische **Vierzeile**. S. 232, 18. 233, 19. 241.

§. 18.

Die Nibelungenstrophe.

Unter den verschiedenen ursprünglich deutschen Maßen ist noch die Nibelungenstrophe zu bemerken. Sie hat den Namen daher, weil das Nibelungenlied in diesem Versmaße gedichtet ist. Die Strophe besteht aus vier Zeilen, von denen sich die erste und zweite, sowie die dritte und vierte reimen. Der Reim ist meist männlich. Jede Zeile hat sechs Hebungen; in der Mitte der Zeile tritt eine Pause ein. Wie die jetzigen Dichter dieses Versmaß behandeln, ist es iambisch, in den ältereu Gedichten kommt auch trochäischer, anapästischer und dactylischer Rhythmus vor. Beisp. 26, 10. 55, 18. 66, 2 u. a. a. O.

Inhalts wegen ausgewählt. Als Beispiel einer Stanze mit nur **weiblichen** Reimen eine Octave von Rückert:

Dem Schwane, der, sein eigner Leichensänger,
Die Seele läßt in seinem Lied entschweben,
Vergleicht der Dichter sich, wiewohl er länger
Scheint nach gesungnem Liede noch zu leben;
Doch ringet sich vom Leben, ihrem Dränger,
Die Seel' in jedem Liede los, nur eben
Daß böser Zauber gleich zurück sie zwinget,
Wo sie von neuem stets zu sterben ringet.

Erste Abtheilung.

Poetische Stücke.

I. Gedichte epischen Charakters.

1. Aus dem Frühling.

Von Ewald von Kleist.

Empfangt mich, heilige Schatten! Ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! Und ihr, o lachende Wiesen
Voll labyrinthischer Bäche, bethaute, blumichte Thäler,
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit athmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel, und will in goldene Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht.
Aurora soll meinen Gesang, es soll ihn Hesperus hören.
Auf rosenfarb'nem Gewölk, mit jungen Bäumen umgürtet,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Da ward sein göttlicher Odem
Durch alle Naturen gefühlt. Da rollte der Schnee von den Bergen,
Dem Ufer entschwollen die Ströme, die Wolken zergingen in Regen,
Die Wiese schlug Wellen, der Landmann erschrak. — Er hauchte noch einmal:
Da flohn die Nebel und gaben der Erde den lachenden Aether,
Der Boden trank wieder die Fluth, die Ströme wälzten sich wieder
In ihren beschilften Gestaden. Zwar streute der weichende Winter
Bei nächtlicher Wiederkehr oft von kräftig geschüttelten Schwingen
Reif, Schneegestöber und Frost, und rief den unbändigen Stürmen;
Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' aus den Höhlen des Nordpols,
Verheereten heulende Wälder, durchwühlten die Meere von Grund auf. —
Er aber hauchte noch einmal den allbelebenden Odem:
Die Luft ward sanfter; ein Teppich, mit wilder Kühnheit aus Stauden
Und Blumen und Saaten gewebt, bekleidete Thäler und Hügel.
Nun fielen Schatten vom Buchbaum herab, harmonische Lieder
Erfüllten den dämmernden Hain. Die Sonne beschaute die Bäche,
Die Bäche führeten Funken. Gerüche flossen im Luftraum,
Und jeden schlafenden Nachhall erweckte die Flöte der Hirten. —
Hier wo der gelehnete Fels, mit immergrünenden Tannen
Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land! Friedfertige Dörfer und Heerden
Und Hügel und Wälder, wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn? —
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen. Die strahlende Sonne

Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Riesen des Wassers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabsehbare Fläche. —
Sieh, ländliche Muse, den Anger voll finsterer Rosse. Sie werfen
Den Nacken empor und stampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschichte Sümpfe.
Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Rebengebirg empor, mit Thyrsusstäben bepflanzet;
Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flor der andre gehüllet;
Itzt flieht die Wolke; der Schimmer eilt staffelweis über den andern.
Die Lerche besteiget die Luft, sieht unter sich selige Thäler,
Bleibt schweben und jubiliret. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen,
Gießt goldenen Regen ihm nach. — O, streute der fleißige Landwirth
Für sich den Samen doch aus! wenn ihn sein Weinstock doch tränkte!
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
Allein der gefräßige Krieg, vom zähnebleckenden Hunger
Und rasenden Horden begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel vom Sturme geschleudert zerschlägt er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Lust. — Wo bin ich? es blitzen die fernen Gebirge von Waffen,
Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen ehernen Rachen,
Und donnern und werfen mit Keilen umher. Zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß. — Siehe
Den blühenden Jüngling! er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Braut noch wieder zu sehen und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu ernten.
Ein Schwert zerspaltet ihn itzt. — Sie wird in Thränen zerrinnen,
In ihm wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblassen.

---

2. Die Fischer auf Capri.

Von August von Platen.

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad' als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.
Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildniß,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallenes Vorwerk,

Mit Schießscharten versehn, sei's, daß hier immer ein Wachtthurm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eilande oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide,
Dem Parthenope sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verrieth, ja tödtete, seit er
Ans treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde,
Ja kaum hegt sie sie noch; es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht, nie
Pflückt es des Oelbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum;
Nur die verwilderte Myrthe noch blüht und der wuchernde Cactus
Aus unwirthlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaum-Elemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn; wieder es trocknen
Ueber dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
Hat als Kind muthwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott sammt jeglichem Tagwerk.
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers aufschwellender Salzfluth.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst vom Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

3. Amalfi.

Von August von Platen.

Festtag ist's und belebt sind Zellen und Gänge des Klosters,
Welches am Felsabhang in der Nähe des schönen Amalfi
Fluth und Gebirge beherrscht, und dem Auge behaglichen Spielraum

Gönnt, zu den Füßen das Meer und hinaufwärts kantige Gipfel,
Steile Terrassen umher, wo in Lauben die Rebe sich aufrankt.
Doch nicht Mönche bewohnen es mehr, nicht alte Choräle
Hallen im Kirchengewölb' und erwecken das Echo des Kreuzgangs:
Leer steht Saal und Gemach, in den Kalktufgrotten der Felswand
Knien, der Gebete beraubt, eingehende Heiligenbilder.
Sonntags aber entschallt den verödeten, langen Gebäuden
Frohe Musik, es besucht sie die luftige Jugend Amalfi's:
Kinder beschwingen im Hof, blitzäugige Knaben, den Kreisel
Rasch an der Schnur, und sie fangen den taumelnden dann in der Hand auf;
Aeltere werfen die Kugel indeß, die Entfernungen messend,
Zählen, im Spiele der Morra, die Finger mit hurtigem Scharfblick,
Oder sie stimmen zu rauhem Gesang einfache Guitarren,
Freudebewegt. Theilnehmend erscheint ein gesitteter Jüngling
Unter der Schaar, doch nicht in die Spiele sich selbst einmengend:
Hoch vom steilen Gebürge, das Fest zu begehn in Amalfi,
Schön, wie ein Engel des Herrn, in die Tiefe heruntergestiegen:
Reizend in Ringen umkräuselt die Brau'n schwarzlockigen Haupthaars
Schimmernde Nacht, rein leuchtet die blühende Flamme des Auges.
Doch wer kann, da die Zeit hinrollt, festhalten die Schönheit?

Schweige davon! Rings gähnt, wie ein Schlund, die gewisse Zerstörung:
Tritt auf jene Balkone hinaus, und in duftiger Ferne
Siehst du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickst du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufstrebendes, dorisches Bildwerk,
Nur Eidechsen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben
Ziehen geschaart jetzt über das offene Dach lautkreischend;
Brombeer'n decken die Stufen, und viel giftsamiges Unkraut
Kleidet den riesigen Sturz abfallender Trümmer in Grün ein.
Seit Jahrtausenden ruht, sich selbst hinreichend und einsam,
Voll trotzbietender Kraft, dein fallender Tempel, Poseidon,
Mitten im Haidegefild und zunächst an des Meers Einöde.
Völker und Reiche zerstoben indeß, und es welkte für ewig
Jene dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Pästum!

Aber ich lasse den Geist abirren. O komm nach Amalfi,
Komm nach Amalfi zurück! Hier führt ein lebendiges Tagwerk
Menschen vorüber. Wenn auch einstürzen die Burgen der Väter
Auf des Gebürgs Vorsprüngen, wenn auch kein Masaniello,
Der die Gemüther des Volks durch siegende Suada dahinriß,
Willkür haßt, noch branden die Wellen, es rudert der Enkel,
Wie es der Ahnherr that in den blühenden Tagen des Freistaats,
Noch aus heimischer Bucht, aufziehend die Segel, das Fahrzeug.

Sprich, was reizender ist? Nach Süden die Fläche der Salzfluth,
Wenn sie smaragdgrün liegt um zackige Klippen, und anwogt,
Oder der plätschernde Bach nach Norden im schattigen Mühlthal?
Sei mir, werde gegrüßt dreimal mir, schönes Amalfi,
Dreimal werde gegrüßt! Die Natur lacht Segen, es wandeln
Liebliche Mädchen umher und gefällige Knabengestalten,

Wo du den Blick ruhn lässest in diesem Asyle der Anmuth.
Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seins ausleben,
Ruhig wie schwimmendes Silbergewölk durch Nächte des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und süßer Beschränkung.

Aber es läßt ehrgeiziger Brust unstäte Begier mich
Wieder verlassen den Sitz preiswürdiger Erdebewohner,
Bannt am Ende vielleicht in des Nords Schneewüste zurück mich,
Wo mein lautendes Wort gleichlautendem Worte begegnet.

---

4. Aus der Rheinfahrt.

Von Wolfgang Müller. Zehnter Gesang.

Die Berge treten näher an den Rhein,
Und thürmen sich zu wilden Felsenmassen;
Es stürzt der Strom mit Rauschen hier hinein,
Gleichwie dem Zorn und Unmuth überlassen,
Daß ihm sein breites, stolzes Bett geraubt,
Daß ihn die Felsenufer hoch umfassen;
Wie ein gereizter Löwe wüthend schnaubt,
Den nun des Käfigs Gitter eng umschließen,
So tobt er hin; der sich so frei geglaubt,
Er muß gefesselt durchs Gerölle schießen.

Und ernster wird der Landschaft heitres Bild:
Natur, die eben hold und froh gedichtet,
Ergießt sich hier in Rhythmen, stürmisch, wild;
Rings hat sie Schöpfungstrümmer aufgeschichtet:
Den Lauf des breiten, tiefen Stromes hemmt
Geklipp und Riff, fest, trotzig aufgerichtet,
An denen sich der Kahn zerbrechend stemmt,
Wenn klugen Sinns ihn nicht der Schiffer leitet,
Und zornig ob der Hindernisse schwemmt
Der Fluß, der Unheil und Gewalt bereitet.

Bald dehnt er sich, ein glatter, weiter See;
Melancholie liegt brütend drauf ergossen,
Als hegte hier die Welt ein tiefes Weh,
Verschlossen zwischen starren Felskolossen,
Als trau'rte sie ob einem jähen Tod,
Waldbäche kommen in den Fluß geschossen, —
Der einz'ge Klang! — Ein dumpfer Ruf der Noth,
Giebt dir das Echo Antwort aus den Schluchten;
Der Rhein vergaß fast, daß er Strom; das Boot
Des Schiffers zieht gemach, gleichwie auf Buchten.

Doch vom Gestad' grüßt mancher starke Bau;
Das Mittelalter hat sich hier entfaltet:
Rings ragt Gemäuer, fest, gewaltsam, grau,
Zur Zeit des Faustrechts kriegerisch gestaltet.
Es ist, als wäre jener Zeit Geschlecht,

Das nun im namenlosen Grab erkaltet,
Geflüchtet her zum mörd'rischen Gefecht;
Es ist, als müßten aus den dunkeln Thürmen
Gestalten, die einst trotzten allem Recht,
Noch nächtens hier zu Geisterschlachten stürmen.

So sind sie alle! Sieh, welch prächtig Nest!
Da hängt's mit seinen starken, dumpfen Mauern,
Mit seinen Thürmen an dem Berge fest!
Sieh seine Thore, die zerbrochen trauern!
Der Epheu kriecht das Steinwerk grün hinan,
Die Ginster schaust du drauf im Winde schauern,
Riedgras dabei! Da liegt es wie im Bann, —
Hier hat die Armbrust lange nicht geschwirret,
Hier hat mit Schwert und Lanze Mann und Mann
Im blut'gen Kampfe lang sich nicht verwirret.

Tritt ein durchs Thor! Gleich Festungen, so schaun
Dich düster aus den engen Fensteraugen
Die Häuser an; nicht sorglos, voll Vertraun,
Wie sie in helle Friedenszeiten taugen.
Bei trübem Himmel wirst du ungemuth
Die Luft inzwischen dieser Thürme saugen,
Weil sie der Insaß hielt in strenger Hut,
Zum Kampfe rüstend Erker, Fenster, Thüren,
Da er in Angst die Nächte nicht geruht,
Es möchte jäh der Feind ans Haus ihm rühren.

Dazwischen ragen Kirchen alter Zeit.
Du trittst hinein und fühlst die Seele beben.
Die Kunst hat sie geheiligt und geweiht.
Wer wagte diese Säulen zu erheben?
Wer hat des Kreuzgangs Wölbungen erdacht,
Wer dieses Zierraths holdes Blumenleben,
Wer malte dieser Fenster Flammenpracht,
Durchlodert von der Sonne Strahlengeistern?
Sie haben still und ernst ihr Werk vollbracht,
Doch Niemand spricht dir von den großen Meistern!

Nur Schade, daß auch hier die Zeit genagt!
Schon mancher Tempel ist in Staub zerfallen,
Der vielgethürmt einst in die Luft geragt;
Zerklüftet sind des Bogenganges Hallen;
Es schaut hinein mit tiefem Himmelsblau
Neugier'ges Grün; der Lerchen Lieder schallen
Hoch aus der Luft, wo einst ins Dämmergrau
Frühmettenlied und Orgelklang gestiegen;
Steinbilder stehn zertrümmert noch im Bau,
Gebrochne Säulenschafte ringsum liegen.

Du trittst hinaus. Auf Bergen frei und grün
Suchst du Erquickung den gepreßten Sinnen;

Doch trifft dein Blick nur Trümmer, wild und kühn;
Noch sollst du Trost und Sühne nicht gewinnen.
Vom Felsenkamme starrt ein Ritternest,
Mit kühnerhobner Thürme trotz'gen Zinnen,
Mit starren Mauern, starkgefügt und fest,
Mit dumpfen, tiefen, feuchten, grausen Kerkern,
Mit kecker Brücken kargem Ueberrest,
Mit hohlen Fenstern und mit öden Erkern.

Doch Alles todt! Das Schloß ist morsch und leer:
Kein Riegel knarrt an moosbewachsnen Thoren,
Durchs Fenster jaget Wind und Regen her;
Wahnglaube hat Gespenster herbeschworen;
Hier haust die Eule Nachts, der Rab' am Tag:
Gevögel hat die Burg zum Sitz erkoren.
Rings schweift der Blick, und wo er schweifen mag,
Auf allen Bergen siehst du Schlösser steigen,
Doch keines, das nicht längst in Trümmern lag,
Verkehr nur haltend mit den Wolkenreigen!

Einst war es anders hier in Berg und Thal;
Hoch von den Zinnen wallten stolze Fahnen,
Auf bunten Scheiben lag der Sonnenstrahl;
Die Ritter kehrten hier auf ihren Bahnen
Zum Rasten ein; am Thor erklang das Horn,
Der flinke Wächter ließ nicht lang sich mahnen,
Die Brücke fiel, man gab dem Roß den Sporn,
Und in der Veste ward der Gast empfangen;
Die Tafel brachte Wild und Wein und Korn,
Gluth in die Augen, Rosen auf die Wangen.

Da gab es Fest auf Fest: der Ahnensaal
Glüht, auf im hundertfachen Lichterglanze;
Der Sänger sang von Liebeslust und Qual,
Die Damen lauschten rings in schönem Kranze;
Musik erklang berauschend wunderbar,
Die heitre Jugend einte sich zum Tanze;
Die Liebe band zusammen manches Paar,
Das fürder nur von Lenz und Rosen träumte;
Am Eichentische saß der Alten Schaar,
Wo goldner Wein in hohen Bechern schäumte.

Am Morgen gings zur frischen Jagd hinaus:
Den Ebern galt's, es galt den Reh'n und Hirschen;
Die Meute zog dem leichten Zug voraus,
Den Reiter trug der Hengst mit Zähneknirschen,
Es sauste Lanz und Schwert, der Boden klang,
Es ging bergauf, bergab, das Wild zu pirschen,
Durch Wald und Schluchten tönte Waldhornsang;
Das Fräulein suchte sich den grauen Reiher,

Von ihrer Hand der Falke kühn sich schwang,
Als Hüter ritt zur Seiten ihr der Freier.

Doch auch der wilden Schlacht vergaß man nicht;
Man sah im Thal die Schaaren sich begegnen,
Gewappnet in des Erzes düster Licht;
Man hörte Schwert- und Kolbenschläge regnen,
Es flammte durchs Visir der Blicke Gluth;
Blitzkräftig traf die Armkraft der Verwegnen.
Beineben schäumte wild des Stromes Fluth,
Nachts trug man heim mit Fackeln, die erschlagen;
Es wusch die Strömung ab das rothe Blut,
Versöhnt sah man den neuen Morgen tagen.

Wo sind sie hin, die leicht und frohbeherzt
Hier folgten ihren heißen Leidenschaften?
Die hier bei Lied und Tanz und Wein gescherzt,
Frisch, wie sie sich zum Streit zusammenrafften,
Die heiter zogen in den düstern Kampf,
Die, ob von Wunden auch die Leiber klafften,
Im Panzerklirren und im Roßgestampf
Den ewigstarken Männermuth noch trugen,
Und in gebrochner Herzen Todeskrampf
Noch Lanzen schwangen und noch Schwerter schlugen?

Es hielt der Tod hier tausendfache Maht,
Rasch, schonungslos, mit düsterm Angesichte;
Ach, ungerühmt starb manche Heldenthat,
Sie aufzuzeichnen fast vergaß Geschichte;
Kein Sängerherz, von Dichtungsgluth entbrannt,
Verwebte sie in blühende Gedichte —
In Gräbern, einsam, ruhmlos, ungekannt,
Ruhn Männer hier, stark, wie die alten Helden,
Wohl werth, der Nachwelt, so die Kleinheit bannt,
Ihr Hoffen, Lieben, Kämpfen stolz zu melden.

Wild war die Zeit, wo noch die straffe Faust
In schroffem Treiben schaffte schroffe Rechte,
Wo nur Gewalt und Leidenschaft gehaust,
Und doch wein' ich dem reisigen Geschlechte
Aus jenen Tagen meine Thräne nach;
Sie dienten nie als feige, blöde Knechte,
Und sie ertrugen nimmer Frohn und Schmach,
Man sah sie derb und roh der Freiheit zollen.
Dem Heldenmuth, der stets in Thaten sprach,
Ging er auch falschen Pfad, kann ich nicht grollen.

Drum Frieden euch, ihr Ritter in der Gruft,
Den Burgen Ruh, der Todten Sarkophagen,
Den alten Städtchen in des Thales Duft,
Den Kirchentrümmern aus vergangnen Tagen!

Ein ernstes Sinnen legt sich auf mein Herz,
Die Landschaft hat die Stimmung drein getragen:
Wie sie, so fühl ich einen tiefen Schmerz —
Still zieht der Strom, die ernsten Felsen liegen
Wie Geister alter Zeit in grauem Erz,
Und leise kommt die Nacht heraufgestiegen.

5. Löwenritt.

Von Ferdinand Freiligrath.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom des Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf, und fliegt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;

Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagascar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

6. Der Wilde.

Von Johann Gottfried Seume.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,"
Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!" —
„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,"
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!"
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen, schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte,
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"

Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!"
„Kommt herein!" versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch! Noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.
Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen weißen Leute,
Seht: wir Wilden sind doch beßre Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

7. Pfaumis und Puras.

Von August Kopisch.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert,
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nun, Pfaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All' die Waffen Mehons! Nimm den Säbel,
Gürt' ihn um dir! nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's und trag es deinem Weib ins Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schooß ihr!
Ruhig werd' ich zuschaun, angeregt,
Angeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!"

Puras spricht's und wirft die Waffenbeute,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmert,
Zu den Füßen Psaumis; der entgegnet:
„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
Die getheilt ich wollte? Wisse, Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Psaumis!
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!"
„Geh und droh mir! All dein Drohen ist mir
Jene Welle, die vom Stein herabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich! Psaumis Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!"

Psaumis spricht es. Trauernd rings umdrängt ihn
Maina's Volk; die Krieger und die Greise
Müh'n umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
Und, die Beute dort am Ufer lassend,
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie —
Der am Strand hin, der im Myrthenwalde.
Keiner denkt der Seinen, Jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am höchsten thürme,
Wie den andern er am höchsten kränke.

Nur gefolgt von zweien seiner Krieger,
An dem Klippenrand hin wandelt Puras;
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo aus uneinnehmbar hoher Grotte
Psaumis junge Gattin niedersteiget;
Niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen.
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben und hinabgetragen
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber," ruft er, „schnell hinüber
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Psaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!"
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
Bis sie stumm wird gleich dem Bild von Marmor.
Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen,
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerfluth.
Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zum Kauf für neunzig Goldstück.
„Nicht zu tadeln ist sie", spricht der Fremde,
„Nicht zu tadeln; doch von Psaumis kauft' ich
Eben eine Schön're für die Hälfte!"

Da erzitterten die Kniee Puras:
„Laß sie schaun, die du gekauft von Psaumis!"
„Schau! sie liegt am Boden hier, in Ohnmacht,
Bleich von Schrecken, doch sie röthet bald sich,
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!" —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel, und das Herz erstarrt ihm,
Wie er seine Gattin schaut, als Sklavin! —
Wo die Seele Puras war, wer sagt es? —
Aber zu sich selber sprach die Seele:
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"
Als die Seele Puras nun zurückkam,
Blickt' er auf, als sänn' er einen Anschlag, —
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gekaufte,
Schön; doch die ich bringe dir, nicht minder!
Nimm sie für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht, — gib das Geld dort meinen Leuten!"
Als nun Psaumis Gattin so verkauft war,
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
Auf die Segel! Flieg' in alle Winde,
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!"
Staunend hört der Fremde diese Drohung.
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Psaumis That und der von Puras.

Als er nun ans Land springt jähen Sprunges,
Ihm entgegen kommt ihm, tritt ihm Psaumis.
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend beide,
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
Starren lange sie; bis beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz. Da dränget
Freudig sich herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Haupt und rufet:
„Auf nun, Psaumis! Auf, ihr meine Freunde!
Auf! Zu Schiff! Der Fremde spannt die Segel:
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!"
Ha, wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Tauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! Alle Segel fliegen,
Und im Winde schwebt das Schiff, wie Schwalben.
Nur der Wogen weiße Spitzen rührt es,
Tragend Psaumis und den kühnen Puras!

Bald erjagen sie des Feindes Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Geld zurück, das du gezahlet!
Gib heraus die Frauen, gib heraus sie!
Doch der Ueberkühne, nicht mit Worten,
Mit Kanonen donnert er die Antwort. —
Ha, wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht hinan mit lauten, wilden Donnern!
Es verwickelt sich mit jenes Schnabel!
Muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert;
Ueberall hin treiben seine Planken!

Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger.
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie.
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig;
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget! —

---

8. Ahasver der ewige Jude.

Von Nicolaus Lenau.

Ein Wäldchen rauscht auf weiter grüner Haide.
Hier lebt die Erde still und arm und trübe,
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hangen mag in Liebe,
Wie eine Wittwe, eine einsam arme,
Den Brautschmuck aufbewahrt, daß sie die Blicke,
Die thränenvollen, spät daran erquicke,
Wird sie zu bang' erfaßt von ihrem Harme.
Rings um das Wäldchen alles öd' und einsam;
Nicht Baum und Strauch, nur Wiesengrund zu sehn
Bis an die Grenze, wo die Wolken gehn,
Wo Haid' und Himmel zweifelnd wird gemeinsam.
Strohhütten stehn umher zerstreut im Haine,
Hier hat ein traulich stilles Loos gefunden
Von Hirten eine friedliche Gemeine;
Doch ist kein Menschenleben ohne Wunden.
Die Linde säuselt blüthenreich und hoch,
Die Sonne geht im Westen still verloren,
Und auf den Blüthen, die sie jüngst geboren,
Verweilen ihre warmen Blicke noch.
Auch strahlen sie zum letztenmal auf einen,
Um dessen Leiche dort die Hirten weinen.
Sie stellten seine Bahre an die Linde,
Als sollt' ihn einmal noch der Lenz begrüßen,
Der schon als Jüngling hat hinsterben müssen.

Die bleiche Mutter kniet an ihrem Kinde.
Mit Rosenkränzen schmücken ihn Jungfrauen,
Und aller Blicke haften schmerzumflossen
Auf ihrem lieben, freundlichen Genossen,
Sein Bild sich recht ins treue Herz zu schauen.
Der Vater hält des Todten Flöt' und Stab,
Benetzend sie mit mancher heißen Zähre;
Dem Jüngling sollen folgen in sein Grab
Die schlichten Zeichen seiner Hirtenehre.
Im Ohr des Alten summen noch die Lieder,
Die dieser Flöte einst so froh entquollen,
Und die auf ewig nun ihm schweigen sollen:
Das beugt ihm tiefer noch die Seele nieder.
Wer aber kommt die Haide hergezogen,
Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt?
Es ragt ins Leben ernst und schroff herein,
Wie altes, längst verwittertes Gestein;
Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
Wie düsterm Fels entstürzt der Silberquell.
Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern,
Das Auge scheint mit seiner Gluth zu sagen:
„Müßt ich nicht leuchten dem unstäten Fuß,
Ich hätte längst mit eklem Ueberdruß
Vor dieser Welt die Thüre zugeschlagen." —
Der Wandrer ist der Jude Ahasver,
Der, fluchgetrieben, rastlos irrt umher.
Zur Bahre tritt er feierlich und leise,
Und spricht im bang erschrocknen Hirtenkreise:
„So! betet still, daß ihr ihn nicht erweckt,
Hemmt eurer Thränen undankbare Fluth!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut,
Wenn er auch Thoren euresgleichen schreckt.
O süßer Schlaf! o süßer Todesschlaf!
Könnt ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt ich wie der in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße!
Wie tiefbehaglich ist die Todesmuße!
Das Auge festverschlossen, ohne Thränen,
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen,
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.
Wohl ihm! er starb in seinen Jugendtagen,
Er hat gar leicht, vom Schicksal liebgewonnen,
Die große Schuld des Schmerzes abgetragen,
Das Leben ihm umsonst Verrath gesponnen.

Sein Herz ist still; das meine ohne Rast
Pocht Tag und Nacht in ungeduld'ger Hast,
Auf daß es einmal endlich fertig werde,
Und seinen Sabbath find' in kühler Erde.
Der sah nur erst der Leiden Blüthensaum,
Der Tod ergriff den holden Frühlingstraum.
Es schläft der Mensch in seiner Mutter Hüften,
Dann eine Weile noch, mit Augen offen,
Irrt er, ein Schläfer in den Erdenlüften,
Und träumt ein buntes, himmlisch frohes Hoffen;
Bis plötzlich ihm ans Herz das Leben greift,
Den schönen Traum von trunkner Stirne streift,
Und ihn mit kalter Faust ins Wachen schüttelt,
Wie meine Hand hier Blüthen niederrüttelt.
Den hat die kalte Faust noch nicht erfaßt,
Er ist, unaufgeschreckt vom Traum, erblaßt;
Ich seh's an seinen ruhig schönen Zügen,
Die, selig lächelnd, fast den Tod verhehlen,
Und immer noch das Mährchen still erzählen,
Die Erde noch zum Paradiese lügen." —
Er rüttelt wieder Blüthen von den Zweigen,
Die niederflattern ihren Todesreigen:
„Noch immer, Erde, den uralten Tand
Von Blüthen treiben und zerstören, immer?
Verdrießt, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
Du gleichest mit dem müden Zeitvertreib
Im Dorfe drüben dem Zigeunerweib,
Die Karten schlägt, mit ihren bunten Bildern
Vergangnes wie Zukünftiges zu schildern,
Und, blöd begafft, belauscht, neugiergen Leuten,
Was sie gedacht und was geträumt, zu deuten.
Die Blätter werden aufgemengt und frisch
Gelegt in neuer Ordnung auf den Tisch,
Den Glauben äffend mit prophetschen Spuren;
Doch immer sind's die nämlichen Figuren.
Ich schaute zu seit achtzehnhundert Jahren,
Die machtlos über mich dahingefahren. —
Laß dich umarmen, Tod, in dieser Leiche!
Mein Auge laben an der Wangen Bleiche!
Balsamisch rieselt ihre frische Kühle
Durch mein Gebein, durch meines Hirnes Schwüle!" —
Dieweil die Hirten jetzt den Sarg verschließen,
Starrt Ahasver aufs Crucifix der Decke,
Als ob er plötzlich tiefgemahnt erschrecke,
Aus seinem finstern Auge Thränen fließen:
„Hier ist sein Bildniß an den Sarg geheftet,
Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
Der einst vor meiner Thür zusammenbrach,

Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach,
Der mich um kurze Rast so bang beschwor;
Ich aber stieß ihn fort, verfluchter Thor!
Nun bin ich auch vom Fluche fortgestoßen,
Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.
Ich stand ein Bettler weinend vor der Thüre
Der Elemente, flehte um den Tod;
Doch, ob ich auch den Hals mit Stricken schnüre,
Mein fester Leib erträgt des Odems Noth.
Das Feuer und die Fluth, die todesreichen,
Versagten das ersehnte Todesglück;
Ich sah die scheue Flamme rückwärts weichen,
Mit Ekel spie die Welle mich zurück.
War ich geklettert auf die Felsenmauer,
Wo nichts gedeiht, als süßer Todesschauer,
Und rief ich weinend, wüthend abgrundwärts:
„„O Mutter Erde, dein verlorner Sohn,
Reiß mich zerschmetternd an dein steinern Herz!““
Der Zug der Erdentiefe sprach mir Hohn,
Sanft senkten mich die fluchgestärkten Lüfte,
Und lebend, rasend irrt ich durch die Klüfte.
Tod! rief ich, Tod! mich in die Erde krallend,
Tod! höhnte Klipp an Klippe widerhallend.
Der Tod, der in des Tigers Rachen glüht,
Der zierlich in der gift'gen Pflanze blüht,
Der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht,
Den Wandrer lauernd in die Ferse sticht.
Mich nahm er nicht!“ —
Da wandte sich der Jude von den Hirten,
Und weiter zog der Wandrer ohne Ruh'
Dem letzten Strahl der Abendsonne zu,
Ob seinem Haupt die Haidevögel schwirrten.
Und wie er fortschritt auf den öden Matten,
Zog weithingreifend sich ein Schattenstrich
Bis zu den Hirten: die bekreuzten sich,
Die Weiber schauderten an seinem Schatten.

---

8. Salas y Gomez.

Von Adalbert von Chamisso.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!“
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts und links die andre Truppe
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen;
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte;
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,

Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten bald verstummend sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten;
Und seht, noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorb'nem Munde —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten:
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,

Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter: krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß im tiefen Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher, und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: „Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort."
Nicht also — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimme, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab, und führst aufs neu
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos:
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so baar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten

Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden? — Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen,
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,

Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen
Bei regem Augenlicht und wachem Muth.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht,
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! Wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen.
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen, —
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt;
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

---

10. Aus dem Nibelungenlied.

Uebersetzt von Karl Simrock.

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath ich hinzugehn."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn.

Siegfried den Recken zwang des Durstes Noth;
Den Tisch er wegzurücken so zeitiger gebot.
Er wollte vor die Berge zu dem Brunnen gehn,
Da war der Rath aus Argliſt von den Recken geschehn.

Man hieß das Wild auffäumen und führen in das Land,
Das da verhauen hatte Siegfriedens Hand,
Wer es auch sehen mochte, sprach Ehr' und Ruhm ihm nach;
Hagen seine Treue sehr an Siegfrieden brach.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wollte; hei! schauten wir das einmal!"

Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen; wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschieht,
Soll Der gewonnen haben, welchen man gewinnen sieht."

„Wohl, laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euren Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Birschgewand."
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder schnell sich band.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da;
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast:
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt er nieder, wo der Brunnen floß:
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
Bis der Wirth getrunken: dafür gewann er übeln Dank.

Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Fluth.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand,
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagens Staat.
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

Den Wurfspieß im Herzen ließ er ihm stecken tief;
Wie im Fliehen Hagen da so grimmig lief,
So lief er wohl auf Erden nie vor einem Mann!
Als sich der starke Siegfried der großen Wunde besann,

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang,
Nun wähnt' er da zu finden Bogen oder Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an;
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild zerbrach auch fast:
So gern gerochen hätte sich der herrliche Gast.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Widerhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann;
Das Blut von seiner Wunde stromweis niederrann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todwunde: „Weh, ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran:
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan.

„Die sind dadurch bescholten, was ihrer auch gebor'n
Wird nach diesem Tage: ihr habt euern Zorn
Allzusehr gerochen an dem Leben mein.
Mit Schanden sollt geschieden ihr von guten Recken sein."

Hinliefen all die Ritter, wo er erschlagen lag:
Es war ihrer Vielen ein freudeloser Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
Das hatt' auch wohl um Alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgonden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todwunde: „Das thut nimmer Noth,
Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
Er verdient groß Schelten, er hätt' es besser nicht gethan."

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut:
Nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mag's nicht Manchen geben, der uns darf bestehn;
Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein End' ist geschehn."

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen," sprach der von Niederland;
Hätt' ich die mörderische Weis' an euch erkannt,
Vor euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden, als Frau Kriemhilde, mein Weib.

„Auch mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
Daß seine Freunde Jemand meuchlerisch erschlagen:
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt' ich billig beklagen.

„Niemand je auf Erden größern Mord begann,"
Sprach er zu dem Könige, „als ihr an mir gethan:
Ich erhielt euch unbescholten in großer Angst und Noth;
Ihr habt mir schlimm vergolten, daß ich so wohl es euch bot."

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
An Jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

„Laßt sie des genießen, daß sie eure Schwester sei:
Bei aller Fürsten Tugend, steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und sein Bann:
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Er krümmte sich in Schmerzen, wie ihm die Noth gebot,
Und sprach aus jammerndem Herzen: „Mein mordlicher Tod
Mag euch noch gereuen in der Zukunft Tagen:
Glaubt mir in rechter Treue, daß ihr euch selber habt erschlagen."

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr.
Auch mußte bald ersterben dieser Degen kühn und hehr.

Von demselben Brunnen, wo Siegfried ward erschlagen,
Sollt ihr die rechte Wahrheit von mir hören sagen.
Vor dem Odenwalde ein Dorf liegt Odenheim:
Da fließet noch der Brunnen, es kann da kein Zweifel sein.

Als die Herren sahen, der Degen sei todt,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde roth:
Da gingen sie zu Rathe, wie es sollt' ergehn,
Daß es verholen bliebe, es sei von Hagen geschehn.

Da sprachen ihrer Viele: „Ein Unfall ist geschehn;
Ihr sollt es Alle hehlen und Einer Rede stehn:
Als er allein ritt jagen, der Kriemhilde Mann,
Da schlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann."

Da sprach von Tronje Hagen: „Ich bring' ihn in das Land:
Mich soll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
Die so betrüben konnte Brunhildens hohen Muth;
Ich werde wenig fragen, wie sie nun weinet und thut."

Da harrten sie des Abends und fuhren überrhein:
Es mochte nie von Helden so schlimm gejaget sein.
Ihr Beutewild*) beweinte noch manches edle Weib,
Sein mußte bald entgelten viel guter Weigande**) Leib.

*) Beutewild = Thier.
**) Weigand: Participialbildung (wie Heiland) zu wie: Krieger, Held.

11. Aus dem Cid.

Von J. G. von Herder.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr, neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern
Stickend eine feine Leinwand.
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören. Alles schwieg.
Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht;
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins freie Persien.
Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke,
Seidenstoffe, Specerein.
Angelanget mit Kameelen
Traten vor ihn die Gesandten:
„Ruy Diaz, sprach der Eine
Mit herabgesenktem Blick,
Ruy Diaz, tapfrer Feldherr,
Unser mächtig großer Sultan
Beut dir seine Freundschaft an.
Bei dem Leben Mahoms schwur er:
Hätt' er dich in seinem Lande,
Wohl die Hälfte seines Reiches
Gäb' er gerne dir als Freund.
Seine Achtung dir zu zeigen,
Sendet er dir die Geschenke."
Ihm antwortete der Cid:
„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
Daß die Ehre seiner Botschaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that, es war nur wenig,
Was ich bin, ward oft verleumdet.
Hätt' er sich bei uns erkundet
Wer ich sei, er hätte schwerlich
Mir die Ehre wohl erzeigt.
Indeß, wär' er Christ, ich machte
Ihn zum Richter meines Werths."
Also sprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf seine Schätze,
Die Gemahlin und die Töchter,
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelsteine,
Doch des Herzens Güt' und Unschuld
Sprach aus jeglichem Gesicht.
Ueber seiner Töchter Schönheit
Waren beide hoch erstaunt;
Und noch mehr, noch mehr erstaunet
Ueber seine schlichten Sitten,
Ueber sein einfaches Haus.
Auch in Spanien besiegte
Bald sein Ruhm die ärgsten Neider,
Seine schönen edeln Töchter
Donna Sol und Donna Elvira
Fand der Lohn: an zwei Infanten
Aragoniens und Navarra's
Wurden glücklich sie vermählt.

Matt von Jahren, matt von Kriegen,
Obwohl überdeckt mit Ruhme,
Als der Cid Bukar entgegen,
Der Valencia ihm zu rauben
Auf ihn drang mit starker Heerskraft,
Dreißig Könige mit ihm,
Als Cid gegen sie hinauszog,
Sprach er zu Ximenen so:
„Wenn ich überdeckt mit Todeswunden
Auf dem Schlachtfeld falle, so bestatte
Mich beim heil'gen Pedro de Cordonna
Nahe dem Altare, und, Ximene,
Sei wohl auf der Hut, daß dich der Mauren
Keiner dann in Furcht und Schwachheit sehe.
Wenn man diesseits über meinem Leichnam
Ruhepsalmen singt, so rufe jenseits
Man zu Waffen, daß mein Tod den Feinden
Neuen Muth nicht und den Sieg nicht gebe.
In der Rechten laß mir die Tizona
Auch in meiner Gruft, daß sie kein Andrer,
Kein Unwürd'ger führe. Will es Gott so,
Und du siehst Babieça aus dem Schlachtfeld

Ohne mich heimkehren, öffn' ihm freundlich
Gleich die Pforte, streichle ihn, Ximene;
Wer dem Herrn so treu wie er gedient hat,
Ist auch Lohn's werth nach des Herren Tode.
Hilf, Ximene, hilf mir in die Waffen!
Sieh, dort blinket schon die Morgenröthe,
Und es geht auf Leben oder Tod jetzt.
Gib mir, Liebe, gib mir deinen Segen;
Und was ich erworben, sei der Himmel
Gnädig deiner Kraft, es zu erhalten."
Ausgesprochen diese Worte,
Schwang er mühsam sich vom Eckstein
Auf sein gutes Pferd Babieça:
Das sah seinen Herren traurig,
Traurig hing es seinen Kopf.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,
Als er neben sich am Bette
Leuchten sahe, welchen Glanz!
Einen Mann an seiner Seite
Sah er, heiter war sein Antlitz,
Glänzend, und sein Haar gekräuselt,
Weiß wie Schnee, er saß ehrwürdig
Da in süßem Himmelsduft.
„Schlummerst du, mein Freund Rodrigo?"
Sprach er, „auf! ermuntre dich!"
„Und wer bist du," sprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir spricht?"
„Pedro bin ich, der Apostel,
Dessen Haus dir so beliebt ist,
Hergesandt auf deine Sorgen,
Komm ich zu verkünden dir,
Daß dich Gott nach dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,
Wo dich alle deine Freunde,
Wo die Heil'gen dich erwarten;
Um die Freunde, die du lässest,
Um Ximenen sei nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San Jago, ist ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus."
Dies gehöret, sprang Rodrigo
Munter auf von seinem Lager,
Will dem heiligen Apostel
Dankbar froh zu Füßen fallen,
Doch die himmlische Erscheinung
War hinweg, er stand allein.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.
Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths,
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.
Was hat er gesagt, der gute
Cid? er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.
Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund:
Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.
Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;

Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauschen die Paniere
Stärker, durch das off'ne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel, denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen,
Denn der Cid befahl es ja.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

---

12. Aus dem letzten Ritter.

Von Anastasius Grün.

1. Die Martinswand.

(Ostermontag 1490.)

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!

Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast;
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' einer von hier zu Thale hinab ein Stieglein baun,
Müßt', traun, ganz Tyrol und Steier die Steine dazu behaun.

Wohl hatt' die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Jetzt kann er sehn, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt;
Daß er's nicht weiter plaudre, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaiserspross, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so schön und weit zu sehn,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten ein grüner Teppich, das schöne Thal des Inn;
Wie Fäden durchs Gewebe, ziehn Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
Und schaun wie Friedhof-Hügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt:
Es dringt ja nicht zu Thale des Hülferufs Gewalt.

Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmet! da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;
Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steiler Wand;
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfährt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sacrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen, — dein Blitz hat ihn erschlagen, —
Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem Ruhm. —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll!
So modre nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich stehn,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm fürder zu gehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt;
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tyrol empfängt die Zwei;
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sproße stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, durch aller Tyroler Herz!

2. Deutscher Brauch.

Zur Gruft sank Kaiser Friedrich. Gott geb' ihm sanfte Ruh!
Max faßt sein gülden Scepter; ei, Sonnenaar, Glück zu!
Zu Worms nun hielt er Reichstag; auf, Fürstenschaar, herbei,
Zu rathen und zu fördern, daß Recht und Licht gedeih'!

Einst in dem dumpfen Rathsaal sprang Max empor in Hast;
Der Staub der Pergamente nahm ihm den Odem fast,
Die spitzen, klugen Reden, die machten toll ihn schier,
Da rief er seinem Narren: „Freund Kunze, komm mit mir!"

Den Treuen liebt' er vor Allen, wohl einem Gärtner gleich,
Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich,
Doch Einen sich erkoren, in dessen Schattenhut
Nach schwüler Tagesmüh' er am liebsten Abends ruht.

Es wallten nun die beiden die Straßen ein und aus;
Dort auf dem großen Marktplatz sahn sie ein stattlich Haus.
Da rief der Kunz: „Mein König, schließt eure Augen schnell,
Denn, traun, schon las manch Einer sich blind an dieser Stell'.

Französisch ist's; ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen und anders lesen als schreiben,
Und anders sprechen als denken und anders setzen als singen,
Die groß in allem Kleinen, und klein in großen Dingen."

Ein Rittersmann aus Frankreich wohnt in dem stolzen Haus,
Sein Wappenschild, hellglänzend, hängt hoch zur Pfort' heraus;
Mit Schnörkelzügen zierlich in blankem Goldesschein
Schrieb rings um's bunte Wappen er diese Worte ein:

„Erst Gott zum Gruß, wer's lieset! — Auf, Deutscher, kühn und werth!
Hier harrt ein Schild des deinen, wenn kampfesfroh dein Schwert;
Und magst du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht,
Will ich mich dir verdingen als letzter Rüdenknecht."

Ernst schritt der Kaiser fürder; doch an des Ritters Schild
Hängt bald ein Edelknappe der Habsburg Wappenbild;
Und mit dem Frühroth harrte auf sand'gem Kampfesplan
Der König gegenüber dem fränk'schen Rittersmann.

Und höher stieg die Sonne; der Franzmann lag im Sand,
Das Siegsschwert, hell und leuchtend, ragt hoch in Maxens Hand.
„So schlägt ein deutscher Ritter!" er sprach's und stand verklärt,
Wie Sanct Michael, der Sieger, mit seinem Flammenschwert.

„Ihr habt euch mir ergeben als letzter Rüdenknecht,
Wohlan! Ihr sollt erfahren nun meines Amtes Recht!"

Sein Schwert nun schwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter werth!
So schlägt ein deutscher König, — seid brav, wie euer Schwert!“

Singt's allem Land, ihr Sänger, des Fürsten That und Wort,
Neigt euer Schwert, ihr Ritter, vor eures Kaisers Hort,
Bekränzt des Siegers Schläfe, ihr schönsten deutschen Frau'n,
Jauchzt auf, ihr deutschen Herzen, in allen deutschen Gau'n! —

Viel saft'ge Trauben schwellen ringsher um Worms am Rhein,
„Milch unsrer lieben Frauen,“ so heißt dort jener Wein;
Saugt jene Milch, ihr Greise, sie macht euch wieder zum Kind,
O Herr, gib unserm Lande viel Milch so süß und lind!

Aus Goldgefäßen quoll sie an Maxens Abendtisch,
Gleichwie aus gold'nen Eutern, so labend, klar und frisch;
Wie zecht an Maxens Seite der fränksche Rittersmann!
Wie wärmend da der Glühborn durch Kunzens Kehle rann!

Der Franzmann hob den Becher, begeistert flammt sein Blut:
„Heil Max dir, edler Deutscher, so bieder und so gut!“
„Hoho!“ rief Kunz halb grimmig, „jetzt bindet mit mir an,
Wer auf dies Wohl herzinn'ger und besser trinken kann!“

Wie Schilder klangen die Becher zusammen jetzt mit Macht,
Die Blicke blitzten genüber, wie Lanzen in der Schlacht.
Wer Sieger blieb im Wettkampf? wohl kam es nie ans Licht;
Frug man am Morgen die beiden, sie wußten's selber nicht.

---

13. Aus Otto der Schütz.

Von Gottfried Kinkel.

Früh aus den Wolken sprang der Tag;
Da kam durch thaugenäßten Hag
Ein kräftig Mannsbild hergegangen
Im knappen grünen Jagdhabit,
Das zottige Dachsfell umgehangen,
Den festen, lässig sichern Schritt
Gestützt auf seines Speeres Schaft.
Es war ein Mann in voller Kraft,
Ein Antlitz wie aus Holz gehauen,
Vertraut mit düsterm Wäldergrauen,
Gebräunt vom nächt'gen Wetterschlage,
Lächelnd in jeder Müh' und Plage,
Das von dem Kampf mit Bär und Ur
In tiefen Narben trug die Spur;
Ein Aug', das mit dem glüh'nden Stern
Die grimme Bache scheuchte fern;
Waidmännisch keck ins Weite schauend,
In jeder Noth dem Arm vertrauend,
Der seinem Herrn mit Stoß und Hieb
Nie seine Dienste schuldig blieb.

Es zeugt das Roth des Wangenpaars
Noch nicht von Mühsal manchen Jahrs,
Doch in des Bartes dunkle Locken
Warf schon das Alter weiße Flocken.
Ein Mann an Leib und an Gemüthe,
An innerm Sinn und äußerm Kleid,
Wie sie so recht mit Vatergüte
Der Forst erzieht in Einsamkeit.
Mit ihm sein Hund, gleich ihm gedrungen
An Brust und Gliedern, trotzig, kühn,
Die Nüstern weit, die Stirn geschwungen,
Mit Augen, die von Mordlust glühn;
Die breiten Ohren tief zerrissen,
Vom Wolfszahn grimmig aufgeschlissen,
Nur halb verdeckt sein weiß Gebiß —
Kein Feind, den er nicht niederriß!
Der stand jetzt still; der Jäger auch;
Das Thier nach guten Spürers Brauch
Packt eine Fährt' und wedelt lüstig.
Den Spieß ergreift der Jäger rüstig,

Rasch bricht er Bahn sich durchs Gezweig,
Das tauft mit Morgenthau ihn reich.
Nun steht der Hund mit lautem Knurren,
Als wollt' er dem Gebieter murren,
Vor dessen Zorn er nur sich scheute
Gleich anzuspringen seine Beute.
Der Jäger schreitet nach: da ruht
Auf offnem Platz in Waldes Hut,
Vom Frühhauch weich umspielt und mild,
Geschlossnen Aug's des Jünglings Bild;
Die eine Hand ihm unterm Haupt,
Drauf senkt ein Ast sich dicht belaubt,
Der hatte mit besorgtem Walten
Den Morgenstrahl ihm abgehalten.
Der Jagdspeer liegt im andern Arm;
Doch hat der Schlaf ihm weich und warm
Des Fingers Sehnen abgespannt.
Und breit und lässig ruht die Hand.
Der Jäger steht — da knackt ein Ast,
Der Knabe fährt empor in Hast:
Er schüttelt ab des Schlummers Stocken
Und von dem Aug' den Schwall der Locken.
Wie von des jungen Weines Glüth
Aufschäumt des Mannes rothes Blut,
So zückt die Kraft ihm heiß durchs Mark:
Auf springt er, faßt die Lanze stark,
Und so gestellt ihn abzufangen,
Harrt er des Gegners ohne Bangen.
Gewaltig Bild! Du schautest hier
Des Mannes vielerprobte Stärke,
Dort in des Jugendtrotzes Zier
Den Knaben, reif zum Männerwerke:
Hier eine Eiche, markig, ständig,
Die Fichte dort, gelenk, lebendig —
Und hätten beide sich bekriegt,
Wer möcht' uns künden, welcher siegt?
Doch nicht so feindlich war's gemeint!
Wie wenn die Sonne freundlich scheint
Auf zackigen Fels im Waldesthale,
So hellte sich mit einem Male
Vor solcher Jugendschönheit Licht
Des Försters düster Angesicht,
Er pfeift dem Hund, der Gluth im Blick,
Schon lauert auf des Feinds Genick;
Gehorchend, doch nicht allzu gern,
Verkriecht er stumm sich hinterm Herrn.

Der aber sprach: „Nehmt's nicht unwirsch,
Lieber Gesell, daß auf der Birsch
Ich euch für ein Gewild genommen,
Und ihr so schlimm zum Schrecken kommen."
Der Junge drauf: „Es war der Schrecken
Just nicht so groß, und mich zu wecken
War's Zeit in solchen Sommertagen,
Deß muß ich billig Dank euch sagen.
Doch da ihr einmal im Gehege,
So ruht ein Weilchen von dem Wege;
Eu'r Wams besagt mir sicherlich,
Daß ihr ein Jäger seid wie ich.
Kommt, hier ist Wildpret noch genug
Zu raschem Frühstück für uns beide:
Nur fehlt uns Eines, mir zum Leide,
Von gutem Wein ein tiefer Zug."
„Dafür laßt mich, spricht jener, sorgen!"
Und zieht aus seiner Waidmannstasche,
Vor Sonnengluth in Stroh verborgen,
Die wohlgepfropfte volle Flasche.
Sie lagerten sich beide schnell
Und ließen Flasch' und Messer wandern
Der eine Jagdgenoß zum andern.
Der Hund als dritter Tischgesell
An ihren Fuß sich wedelnd schmiegt
Und auf die Knochen lauernd liegt.
Ihm warf sein Herr mit mildem Sinn
Auch manches Stück vom Braten hin.
Denn wer da lebt in Waldesgrund,
Einsam von Weib und Ingesinde,
Dem ist auch lieb gleich einem Kinde
Sein einz'ger Freund, der gute Hund.
Und wie die drei nun abgespeist,
Da gab's nicht eben viel zu räumen,
Weil Junggesellen ja zumeist
Nicht lang sich mit der Ordnung säumen.
Drauf spricht der Bursch: „Im leichten Kahn
Fuhr ich heut Nacht zu euerm Strande.
Ein Fremdling bin ich hier; wohlan,
Sagt mir vom Volke, von dem Lande!"

Zur Antwort war der Mann bereit:
„Man merkt's, daß ihr unkundig seid,
Schaut dort durch diese Waldesdichte
Den Thurm so blank im Morgenlichte,
Darauf der Schwan sich brüstend steht
Und flammendroth das Banner weht.

Ringsum ein auserwähltes Gau,
Mit Wäldern groß und weiter Au,
Vielarmig rauscht der Rhein hindurch.
Das Schloß dort ist die Schwanenburg,
Und Cleve wird das Land genannt.
Sein Herr ist weit mit Ruhm bekannt,
Das ist der Grafe Dieterich
— Und bei dem Namen neigt' er sich
Und lüftete die Mütze sacht,
Wie er des edeln Herrn gedacht. —
Schaut, ich bin einer seiner Leute,
Es rief sein Dienst hierher mich heute.
Das ist ein waidlich rüstiger Degen,
Am meisten heimisch in Gehegen,
Dem lieber ist der kühle Wald,
Von Thier- und Vogelruf durchklungen,
Als wenn im Dom die Orgel schallt
Und Pfaffen singen matt von Lungen.
Klaräugige Falken seine Lust,
Jagdhunde mit gewölbter Brust
Und flüchtige Zelter, die den Hirsch
Ermüden auf der muntern Birsch.
So ist er auch den Jägern hold,
Sie werben Ehr' und rothes Gold
In seinem Dienst, er hört sich gern
Beloben als den Schützenherrn.
Wer wohl versteht des Bogens Kunst,
Den lockt er her mit Sold und Gunst;
Drum sind aus allen deutschen Gauen
Die besten Schützen hier zu schauen.
Auch probt er oft am Schützenfeste,
Weß Blick und Arm und Bolz der beste,
Als Ehrenkönig wird ernannt,
Wer recht ins Schwarze hat gebrannt."
Tiefathmend saß der Jüngling da,
Als so der Waidgesell gesprochen;
Die Lust ihm aus den Augen sah
Und wagend tönt des Busens Pochen.
„Wohlan!" spricht er, „so bleib' ich hier,
Und biete meinen Dienst dem Grafen;
Solch' einen Herrn erwünscht' ich mir,
Wohl mir, daß ich hier eingeschlafen,
Und daß just ihr mich mußtet wecken,
Mir solche Hoffnung aufzudecken!
Gern werd' ich euer Dienstgenoß,
Und messe mit euch mein Geschoß."

Nun wollt' ich hättet ihr gesehn
Des Försters Blick bei solcher Rede!
Er maß vom Wirbel zu den Zeh'n
Den Jüngling, der ihm bot die Fehde:
Ihm, der auch noch im halben Schlaf
Ein aufgespanntes Härchen traf,
Der nun schon längst von Jahr zu Jahr
Der Schützenkrone sicher war,
Der beste weit von Dietrich's Mannen,
Wenn's galt die Armbrust stark zu spannen
Und aus den hochgeschwung'nen Händen
Den raschen Jagdspeer zu entsenden.
Nun sah er hier den zarten Gegner,
Der um so jünger, so verwegner;
Sah an den schmiegsam schlanken Leib,
Die Arme weiß, als wär's ein Weib,
Sah diesen weichgelockten Knaben,
Erstrebend Preis und Fürstengaben.
Es blickte stolz der starke Mann
Halb abgewandt den Burschen an;
Doch wie er ihm in's Auge schaut,
Das trug den Blick so selbstvertraut,
Das blieb so fröhlich, kühnlebendig,
Und doch so ruhig, stillverständig —
Da starb ihm, auf der Lippe schon,
Das rasche Wort, der stolze Hohn.
„Gut denn," so sprach er, „junges Blut!
Heut mögt ihr zeigen euern Muth.
Hört ihr, wie schon zum Schützenfeste
Die Pauke ladet muntre Gäste?
Fürwahr, das Schicksal beut euch Gunst,
Dafern nur euch nicht fehlt die Kunst!"
Der Jüngling rafft sich aus der Rast,
Er geht hinab zum Rhein in Hast,
Wo er des Nachens Kette löst
Und starken Tritts vom Land ihn stößt.
Dich brauch' ich nicht! so ruft er munter,
Treib' du mit Glück ins Meer hinunter!
Der Förster staunend ihn beschaut,
Und beide wandten sich zu wandern,
Hinfort sprach keiner zu dem andern,
Doch ihre Herzen klopften laut;
Denn beide fühlten's wohl sich an:
Es fand hier jeder seinen Mann!

Horch, ein Trompetenstoß! Am Ziel
Erscheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Rossen, wohl bewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt.

Sie reiten langsam durch die Bahn
Und säubern sie vom Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie springen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm sein Rang bestimmt.

Jetzt tritt der Graf aus seinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe schenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein.
Den hebt er hoch und schauet mild
Die Schützen an und ruft: „Es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je ins Schwarze traf.
Den Becher aber setz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürsten heute,
Es sei nun einer meiner Leute,
Es sei ein fremd und freier Mann."

Zum zweitenmal Trompetenstoß.
Die Schützen werfen rasch das Loos,
Das ihrer Schüsse Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterlist.

Nun schweigt das Feld, die Schützen auch,
Und stumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenstand heran
Mit seiner Armbrust jeder Mann.
Du hörst nur noch mit Armeskräften
Die Sehnen in die Kerben heften,
Und drauf der Bolze schneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchstreifen
Und neckisch bald in's Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe schwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das schwarze Rund noch frei,
Und nur mit schlechtverhohlnem Grimme,
Leis murrend bösgelauntem Glück,
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.
Zuletzt tritt nun der Förster vor.
Da raunt das Volk sich rings ins Ohr:
Der hat so oft den Sieg gewonnen!
Aus tiefem Waldgrund ist's der Starke,
Erwachsen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke.
Vor trat er fest und keck und wild,
Ein erzgegossen Mannesbild,

Auch hier in der Entscheidungsstunde
Verlassen nicht von seinem Hunde.
Als wär' es gleich ihm, ob's ihm glückt,
Faßt er sein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eselsohr
Hüpft hoch der Harlekin empor,
Der, künstlich hinterm Ziel versteckt,
Vom Bolze ward heraufgeschreckt.
Sieg! ruft der Herold. Sieg! erschallt
Der laute Ruf von Jung und Alt.
Der Schütz mit lässig stillem Schritt
Vor seines Fürsten Auge tritt;
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt den Schützenkönig schon.

Doch Halt! so ruft's vom Scheibenstand,
Es steht ein schlanker Jüngling dort:
Euch ist der Jüngling wohlbekannt,
Er kommt, zu lösen nun sein Wort.
Er spricht: „Gestrenger Herr und Graf,
Ihr botet Jedem euern Becher:
Wohl hielt sich Euer Schütze brav,
Doch mir ist Arm und Blick nicht schwächer.
Gestattet mir den Schuß zu proben:
Ihr sollt den bessern Schützen loben."

Es winkt der Herr: die Bahn wird leer;
Rings steht das Volk, ein brausend Meer;
Durch Alle schwirrt ein leiser Ton,
Mitleid bei Fraun, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förster bange pochte
Das Herz, wie er's auch hehlen mochte.

Der fremde Jüngling neigt sich hold,
Daß ihm der Locken sonnig Gold
Als Schleier vor den Augen weht;
Dann steht er aufrecht fest und stät,
Wirft Haupt und Haar sich ins Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
Die Armbrust faßt er nun mit Kraft:
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß.
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerspiel ein bunter Kranz:
Ein Hirsch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federspiel,
Auch Auerstier' und Bären viel.

Des Waidwerks Pracht mit Lust und Grauen
Gab schmuckes Bildniß hier zu schauen.
Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang.
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob sie sich leicht und fügsam dehne;
Selbst hatt' er sie in Winterstunden
Aus wilden Marders Darm gewunden.
Inmitten, wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödtlich schwere Last,
Da schürzt, daß nicht im Schuß sie springe,
Zum Knoten er die Doppelschlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne schnellt er nun mit Macht;
Laut, wie der Harfe höchste Saite,
Erklang der schneid'ge Ton ins Weite.
Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geschnitzt aus festem Eichenholze;
Er wählt den glättesten, der scharf
Gekantet blanke Lichter warf,
Und wie er Alles wohl erprobt,
Mit Lächeln er das Schießzeug lobt.
Er setzt den Bogen vor die Brust,
Er spannt ihn leicht mit stolzer Lust,
Und staunend sahn die Schützen an
Den starken Arm bei zartem Mann.
Wild blitzt sein Aug' aufs Ziel gewandt,
Als wollt' er's sengen mit dem Brand;
Doch bändigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung schwellen;
Er kühlt sich den entflammten Sinn,
Klar, fest und stille schaut er hin;
Er drückt — der Bügel mächtig klingt,
Lautschwirrend sich die Sehne schwingt,
Es saust der Bolz — er hat getroffen!
Da stand mit weiter Spalte offen
Des Försters Bolz, ihn schnitt ins Mark
Des Jünglings Schuß gerecht und stark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt sie in des Grafen Hand,
Der staunend ob dem Wunder stand.
Des Försters Bolz war ganz zerschmettert,
Gleich einer Rose aufgeblättert,
Es saß darin der zweite Bolz
Fest eingekeilt ins harte Holz,
Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den Meisterschuß gethan.

---

14. Aus dem Messias.

Von Friedrich Gottlieb Klopstock. Neunzehnter Gesang, die Himmelfahrt Christi.

Jesus war hinauf zu der letzten Höhe des Oelbergs
Mit den Jüngern gekommen. Gelindere Lüfte des stillen
Werdenden Tages umsäuselten sanft und kühlten die armen
Glücklichen, welche so schwer an der Sterblichkeit Bürde noch trugen.
Unter ihnen stand der Eingeborne des Vaters,
Schön und schrecklich zu schaun — so hatten noch nie den Messias
Seine Zeugen gesehn, noch nie auf der Erde die Engel —
Stand in einer Hoheit, die keine Saite nicht, keine
Stimm' ausdrückt des Menschen, kein himmelnaher Gedanke.
Wo von den äußersten Sternen hinab der Erschaffenen Auge
Schauen konnte, so weit aus den Welten allen, von allen
Polen umher des schon unermeßlichen Kreises, am fernsten
Aus den flammenden Strömen der Sonnen, waren die Geister
Alle, die Duft, die Feuer, die Heitre, die Staub, wie der Menschen,
Ueberkleidet, auf den, der vollendet hatte, gerichtet.
Gottes Erwählter, Eloa, erblickt sie alle, die Christus
Sehn, den unendlichen Kreis umher, und sinkt auf das Antlitz
Vor dem Versöhner Gottes, und wirft die strahlende Krone
Feiernd zur Erde nieder vor dem, der vollendet hatte.

Christus stand auf der Höhe des Berges, um ihn die Zeugen,
Ungesehen um ihn die Cherubim und die Erstandnen.
Und er breitete gegen die Jünger mit Liebe die Arm' aus:
„Weicht von Jerusalem nicht! Harrt da der Verheißung des Vaters,
Die ihr, als ich erstand, von mir vernahmet: Johannes
Hat mit Wasser getauft; ihr aber sollet getaufet
Werden mit dem heiligen Geiste. Nur wenige Tage,
Und die Verheißung kommt." Der Jünger etliche fragten:
„Richtest in diesen Tagen du wieder auf, o Messias,
Israels Reich?" — „Die Stunde, die seiner Macht der Vater
Vorbehalten, gebührt, ihr Sterblichen, euch nicht zu wissen!"

Bei den Worten (er hielt nicht inne) blickt der Versöhner
Nach Bethania nieder. Verklärt wird Lazarus, eilend
Führt ihn sein Engel herauf, daß er mit zu der Herrlichkeit gehe.
„Aber ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfahen,
Der von dem Himmel auf euch herab wird kommen, und werdet
Meine Zeugen sein in Jerusalem, werdet's in Juda
Und in Samaria sein, und bis an das Ende der Erde!"

Christus nahte sich mehr, erhub die Hände und schaute
Auf die Zeugen mit inniger Huld: Gott segn' und behüt' euch!
Gott erleuchte sein Angesicht über euch! sei euch gnädig!
Gott erhebe sein Antlitz auf euch, und geb' euch Friede!

Also segnete sie der Versöhner. Himmel und Erde!
Und ihr all', ihr Erlösten Gottes! nun hatt' es der Mittler
Alles, Alles auf Erden vollendet! Siehe, die Wolke
Kam herunter, und hob ihn empor zu dem Himmel. Die Zeugen
Sahen lang' dem Gekreuzigten nach, dem Erstand'nen vom Tode!
Lange mit freudeweinendem Blick, mit erschütterter Seele,
Ach, mit jenem Gefühl, wie es uns wird werden, wenn Christus
Wiederkehrt, als Richter der Welt, in den Wolken des Himmels!

Und sie sahn ihn nicht mehr. Zween Männer in weißem Gewande
Traten auf einmal vor sie. Die waren Eloa und Salem.
Und der Eine mit lichterem Haar und dem goldenen Stabe
In der Rechten, sprach zu ihnen, die kaum in der süßen
Wonne Betäubung ihn hörten: „Ihr Männer von Galiläa,
Warum steht ihr, und schauet gen Himmel? Dieser Jesus,
Welcher von euch hinauf in den Himmel stieg, kehrt wieder,
Wie ihr ihn sahet hinauf in den Himmel steigen." Sie sagten's,
Wendeten sich, und wurden nicht mehr von den Jüngern gesehen.

Aber die Jünger verließen mit Dank und Preise den Oelberg,
Eilten und kamen hinab nach Jerusalem; waren beisammen
In dem Tempel, zu beten, zu beten, in ihrer Hütte
An dem Tempel beisammen: und harreten, also geweihet,
Auf die Verheißung des Vaters, daß Kraft aus der Höhe, zum Zeugniß
Von dem Versöhner über sie käme! daß über sie würde
Ausgegossen die Feuertaufe des heiligen Geistes!

15. Aus Hermann und Dorothea.

Von J. W. von Göthe. Kalliope.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne verlassend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Aecht ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein: verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch, und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,

Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon:
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her, es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertrieb'nen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,

Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung.
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurücklässt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verlässt der Mensch so ungern das letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren, der Eine,
Wünschte langsam zu fahren, ein Andrer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschen Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen und weithin stürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.

Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hülflos die Menschen;
Denn die Uebrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen, und sie erquicken und kleiden,
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen
Und die Sorge, die mehr, als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint die Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich Alle der Kühlung.

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geschliffener Flasche auf blankem zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten
Runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das seine,
Und es fordert ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hülfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.
Da versetzte der Wirth mit männlichen klugen Gedanken:

Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms,
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.

16. Der siebzigste Geburtstag.

Von Johann Heinrich Voß.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster;
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmälig
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel geprediget, und von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch:
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz,
Und seit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös in behagliches Alter:
Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!

Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernährt' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen, und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt, und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen, und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer.
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis, und knüpfte die Schnur des Gleichgewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht', und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:
Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches

Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis im Herzen, und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellte dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt, und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken;
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr;
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun.
Rasch der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreifet, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bot ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich kraueln.
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel:
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich; während ein würzig
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken, und drehte munter den Kopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,

Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht; sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel.
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring ihm das Beil, und bedeut' ihn. Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt.
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von russigter Mauer das Beil und den maschigen Beutel,
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!
Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
Splitter, Marie, und Karpfen verschaff ich dir früher denn noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie; und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling, und das Klatschen der Peitsch', und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: Willkommen! daher: Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch? und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen? Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: Laßt, Kinderchen, rief sie; dem Sturmwind

Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt, und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft.
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!
Sprach's, und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst.
Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmüthiges Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich dutze dich, weil du es foderst!
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll Kaffee bereit sein!
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz uud Zunge vereint war:
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit.
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn, und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag.
Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen, ohne dein Wissen
Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür, und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

17. Aus Fischer Martin und die Glockendiebe.

Von Eduard Mörike. Zweiter und siebenter Gesang.*)

Also erzählte der Fischer und endigte seine Geschichte.
Ruhig am Boden die Pfeif' ausklopfend, empfing er des Schneiders
Dank, der höchlich ihn pries, vorab sein gutes Gedächtniß.
Aber, so fuhr der Wendel nun fort, wo kam denn die Glocke
Selber am Ende noch hin, die zuletzt für die rechte gedient hat?
Wurde sie etwa verkauft im Aufstreich, oder, ich will nicht
Hoffen, geraubt, wie die erste, von gottvergessenen Händen?

Ernstlicher Miene versetzte darauf der Befragte mit Schalkheit:
Besser verborgen ist Manches dem Menschen, denn daß er es wisse,
— Sagt ein vortrefflicher Lehrer, Ambrosius, wenn es mir recht ist —
Denn wovon Einer nicht weiß, und läg' es ihm auch vor der Nase,
Dessen begehrt kein vernünftiger Mann, daß er solches entwendend
Sein Gewissen beschwere, mit Gott so vermied er den Fallstrick.
Doch euch darf ich vertraun, was ich selbst in voriger Woche
Erst zufällig entdeckt; auch sagt ihr es beide nicht weiter.
Hört denn: weder verkauft im Aufstreich wurde die Glocke,
Noch kam sonst sie abhanden, durch Gaudieb', oder zur Kriegszeit,
Wo ja, zerstückt und zum groben Geschütze gegossen, schon manche
Lernte den schrecklichen Dienst; vielmehr zur Stunde noch hängt sie
Droben in ihrem Gebälk. Kein Mensch denkt dran und ich selber
Wunderte mich; doch zweifelt ihr etwa, so geht nur ein dreißig
Schritte zunächst da hinauf im Neubruch, neben des Schusters
Weinberg, bis zu dem Nußbaum links, da könnt ihr sie sehen,
Durch den zerrissenen Laden! Sie tritt mit der unteren Schweifung
Halb ins Licht, dem schärferen Aug' entgeht sie nicht leichtlich.
Niemand weiß es bis jetzt, durch mich zum wenigsten Niemand,
Außer dem Schultheiß, dem ich sogleich pflichtschuldige Meldung
That. Er salvire sie nur, eh' es ruchbar wird in der Gegend!
Wohl bald fänden sich da Liebhaber; ich stünde nicht gut für.
Denn an Gewicht drei Centner, ich setze das Mindeste, hat sie:
Kommt auf das Pfund ein Gulden, so macht sich die Rechnung von selber.

Mein! rief Wendel erstaunt: was sagt ihr! wäre die Glocke
Noch im Stuhl? Sankt Velten und alle Heiligen! hätte
Das auch Einem geträumt? Ja, Fischer Märte, da habt ihr
Weislich gehandelt und schön, daß ihr's gleich anzeigtet dem Schulzen!
So was nur gleich vors Amt und vor die Behörde, so ist man
Quitt und außer Verantwortung, es falle was will vor.
Ei so sag doch ein Mensch den Streich! Die Glocke seit fünfzig
Jahren vergessen im Thurm! Natürlicherweise, die Stiegen
Fehlen so lang es mir denkt, wer sollte sich dahin versteigen!

Also ereiferte sich mit fliegenden Worten der Schneider.
Aber der Alte erhub sich gelassen und sagte: Die Sonne

*) Fischer Martin hatte im ersten Gesange der Idylle, mit dem Schneider Wendel und seinen Gesellen an der Kapelle sitzend, diesen die Geschichte des Kirchleins erzählt, und erwähnt, daß die frühere Glocke desselben gestohlen, und statt ihrer später eine andere, minder werthvolle hingehängt worden sei.

Macht sich hinunter, und ich will heim, sonst hab ich vom Weibe
Zank ins Essen. Ihr mäht wohl noch euer Restchen? Der Abend
Ist schön kühl, und morgen am Sonntag ruhet die Sense.

Grüßend verließ er die Zwei, die nimmer gedachten der Arbeit.
Doch nur etliche Schritte zum Schein fort lief er und schlich dann
Sacht an der Mauer zurück und horcht', ob etwa nicht Wendel
Irgend sich ließe verlauten mit bösen Gelüsten, nachdem er
Ihn durch bethörende Reden versucht von wegen der Glocke.
Denn sie war nimmer vorhanden in Wahrheit. Aber dem Schneider
Keimte geschwind im Busen der sündige Samen und sproßte
Stracks auch die Blume, die glänzende, schon des beschlossenen Frevels;
Ja, schon waren ihm weit die Gedanken entführt, nach dem Ziele
Schwärmend die Kreuz und Quer, unschlüssig nur, wie er es angriff'.

Kurz noch schwieg er und sprach zum Vetter die prüfenden Worte:
Will man warten, bis unsere Herrn vom Rathe die Glocke
Holen — ja, helf ihr Gott! was gilt's, sie hat Füße bekommen?
Daß auch kein Nagel von ihr im Holz bleibt, das will ich schwören!
Mir ein wackerer Mann ist der Schultheiß, aber pressiren
Thut ihm Nichts, und wenn ihm das Stroh im eigenen Bett brennt.
So der Heiligenpfleger, der Bürgermeister, sie lassen
Fünfe nur auch grad' sein: ich könnte Geschichten erzählen.
Sicherlich ist die Sache bereits verträtscht und im halben
Flecken herum, nun kriege nur morgenden Tags so ein Jude
Wind, so ein Kesselflicker vom Algäu oder Zigeuner —
Wutsch! hat der Henker sie fort. Dann werden sie kommen, die Herren,
Werden beaugenscheinigen Langs und Breits, und mein Schultheiß
Hält die Dose sich über dem Bauch und streichet den Deckel:
Hier ist, sagt er, das Loch, da kam er herein, der Halunke!
So und so. Das nennt man den Thatbestand, mußt du verstehen,
Gar eine schöne Sache: das Ei zwar holte der Marder,
Aber man weiß doch ehender, wie man's ohne geworden.
Mord! das soll nun ein Bürger, ein denkender, Alles voraussehn,
Und ihm sollt' es nicht wurmen ins Herz, wenn der Kirche Besitzthum
Und der Gemeinde verliederlicht wird, von Ketzergesindel
Heimlich verschachert in Eil', wohl um die Hälfte des Werthes,
Aber das Geld in der Zeche verthan, in Würfel und Karten,
Welches mit ringerer Sünde daheim den hungernden Kindlein
Käme zu gut, da ein Segen die Unthat würde vergüten?
Nein! mich kränkt es, mich wurmt's und — Bursch, das müssen wir hindern.
Ein Weg leuchtet mir ein. Er ist nicht ganz in der Ordnung,
Sag ich frei, doch ist es einmal ein leidiger Nothfall.
Nehm' ich des Wesens mich an, ich thu es mit Zittern und Zagen!
Doch kein Mensch erfahre davon. Wir bringen selbander
Morgen den Schatz bei Seit', veräußern ihn, wie er den Werth hat,
Keinen Heller zuviel und keinen Heller zu wenig.
Aber der Kirche verbleibt der Gewinnst. Man wartet ein Weilchen,
Zeit und Gelegenheit kommt, wir stiften ein schönes Gewandstück
Oder Geräth — ich habe das noch so genau nicht erwogen,

Wie oder was — nur daß wir die Kirche bedenken vor Allem!
Fällt dann für uns was ab, wir nehmen's mit gutem Gewissen.
Eine Kappe mit Bräm und güldener Zottel, du hätt'st sie
Lang für den Winter am Sonntag gern; eine maserne Pfeife,
Silberbeschlagen, ein Ulmer Kopf, auch stünde dir gut an.
Das sind meine Gedanken, ich handle mit dir wie ein Vater.

So weit ließ sich der Schneider heraus und steckte den Burschen
An, der vor Schmunzeln das Maul schon nicht mehr brachte zusammen,
Wegen der Kappe mit Bräm und wegen der stattlichen Pfeife.
Minder nicht freute sich Jener geheim des wackeren Helfers
Bei dem bedenklichen Fall; denn stark von Gliedern und handfest
War der Gesell, er selber jedoch war schwächer am Leibe.

Ja, so fuhr er nun fort, mir könnte gelegener selbst nicht
Kommen ein kleiner Profit, es ist ein gnädiges Wunder.
Auf Kiliani hab' ich den Rest zu bezahlen dem Maurer,
Der mir das Häuschen geflickt aus dem Grund, bevor es zusammen
Ueber dem Kopf mir brach; dann wäre dem Michel das Fleckchen
Wiese noch feil bei der meinen, — wenn's Tuch wär', nicht mit der Scheere
Schnitt' man's gätlicher zu, sei's um zehn Thaler, so hab' ich's!
Hinten, der Länge nach, fließet der Bach: da wird mir das Krebsrecht
Obendarein: Nichts lieber von Kind auf thu' ich wie krebsen!
Dann schwatzt täglich mein Weib mir vor um ein sauberes Halstuch,
Nur leicht seiden, geflammt; zwar auch so ein Ding wie ein Kunstherd
Red'te sie auch schon hin; das wär' ihr einziges Leben.
Kunstherd! — ei ja freilich: warum nicht gar eine Baßgeig'!
Steffen, wir sagen ihr nichts. Siehst du, gleich fallen die Weiber
Ins Marktfieber, wenn so unverhofft ein Geldchen ins Haus schaut.
Werd' ich ja selbst schon sorgen und thun, was billig und recht heißt.
Ist für die Kirch' was übrig, in allweg' soll's ihr gegönnt sein,
Ob sie es schon nicht braucht; ich ziehe mein Wort nicht zurücke.

Solchergestalt verdrehte der listige Mann sich die Rede
Frei im eigenen Mund, ihn kümmerte wenig die Stiftung.
Selbst dem Gesellen zu schmälern den Antheil hofft' er im Stillen.
Aber der Fischer von außen vernahm mit innigem Lachen
Jegliches Wort. Er war auf den Gurt an der Mauer gestiegen,
Dicht am Fenster das Ohr, und biß sich die Lippen, der Alte.
Und sie besprachen sofort, wie sie wollten die andere Nacht schon,
Die auf den Sonntag käme, heraus mit Leitern und Stricken,
Auch mit Feilen und Zangen und was sonst wäre vonnöthen,
Statt der Laterne das Blendlicht führend, zu mehrerer Vorsicht.

Haben die Glocke wir los, sprach Wendel, aus Klammern und Banden,
Wälzen wir leicht auf Hölzern sie vor bis zum größeren Schallloch,
Vorn nach dem Feld, wo hoch wir das Kleeheu schochen zu Haufen,
Daß sie gelind auffalle. Denn ob man am Seil' sie hinunter
Bringe, bezweifl' ich stark: hiezu schon braucht es der Winde.
Aber vor Tag noch führen wir sie, verborgen im Kleeheu,
Auf dem Wägelchen heim und bergen sie wohl in der Scheuer.
Drüben am See da wohnt mir ein guter Bekannter, in Steinach,

Ein Rothgießer von Profession; er handelt mit Allem,
Was nur klingt, es sei alt oder neu; der mag sie verkaufen
Unter der Hand für mich, so hab' ich den mindesten Schaden.
— Komm, wir steigen einmal auf die Höh', ob man heute noch etwas
Sieht; zwar glaub' ich es nicht, zu dunkel schon will es mich dünken.
Morgen spazieren wir wieder heraus, wenn die Kirche vorüber,
Vormittags, und visiren vom Weinberg, wie es bestellt ist,
— Hätt' ich den Märte nicht selber gehört, beim Wetter, ich glaubte
Jeden zum Besten gehalten von ihm! Doch sprach er's im Ernste,
Sah man wohl, und der Schalksnarr ist ihm endlich vergangen,
Den er wohl ehe gespielt, da er jung war, wie sie erzählen.
Jetzund brechen wir auf, und das Gras mag wachsen derweile.
Bis Montag, ich sage dir, wirst du Vieles erleben!

Sprach's weissagend der Schneider, und schleunig erhoben sich Beide.
Aber hinweg schon hatte sich leise der Horcher mit langen,
Weit ausgreifenden Beinen gemacht, bis wo das Gebüsch ihn
Deckte. Bequemeren Schritts nun schlendert' er munter dem Dorf zu,
Den habseligen Schneider im Sinn, und es blühten dem Greise
Von scherzliebender Jugend die röthelnden Wangen noch einmal.

O glückselige Zeit, da der Jüngling blüht und die Jungfrau!
Unaufhaltsam gehst du dahin, nie wiederzukehren!
Gleichwie ein weitaussehendes Lied anhebet und freundlich
Jedem das Herz einnimmt (dies hoffet ein Sänger bescheiden),
Daß man der fliehenden Stunde nicht wahrnimmt und sich das Ende
Gerne verhüllt, doch kommt es zuletzt und die Töne verstummen:
Also verrinnt die gemessene Frist anmuthiger Jugend.
Zwar auch der Mann, der dem Haus vorsteht und neben dem Weibe
Blühende Kinder ernährt, noch über die Mitte des Lebens
Grünet er neidenswerth: dann aber empfängt ihn das Alter
Schon mit unwillkommenem Gruß, und dringet ihm Freundschaft
Auf, die Jeden beschämt, und welcher doch Alle sich fügen,
Ehe das Bitterste naht; denn lieb ist das Leben auch so noch.

Solche Gedanken, o munterer Greis, betrübten die Seele
Dir nicht am Abende, dort auf dem Heimweg von der Kapelle,
Wo du den Schneider betrogst und früherer Jahre gedachtest.
— Aber ich singe die Strafe nunmehr, die du Jenem bereitet.

Sonntag war es gewesen, und schweigende, finstere Nacht war's,
Als mit seinem Gesellen der Schneider den Gang nach dem Kirchlein
Antrat, bestens mit Allem versehn, was die Absicht erheischte.
Ihn durchjästete ganz, wie ein giftiges Fieber, die Habgier,
Seit er die Glocke gesehn, die vermeintliche, drüben vom Hügel.
Denn am hellen Mittag dort standen sie, spähten und blinzten,
Oefter den Standpunkt wechselnd, hinauf; und die Hand vor die Sonne
Ueber dem Auge gedeckt, rief, schluckend in freudigem Schrecken,
Wendel zumal: Da ist sie, bei Gott! Mit der unteren Schweifung
Sticht sie finster ins Licht, wie der Alte gesagt! und ein Weltsding,

Ein allmächtiges, wie mich bedünkt — die macht uns zu schaffen!
— Gleichfalls sah der Geselle sie dann und bekräftigt' es lebhaft.
Trug hingegen war Alles und Gaukelwerk des durchtrieb'nen
Greisen. Er war mit dem frühesten Tage bereits in dem Thürmchen
Oben gewesen, indem er den Chor von außen erklettert
— Siebenzigjährig ein Jüngling noch —, in die Lücke des Kirchdachs
Stieg und über das Deckengewölb weglaufend zur Schnecken-
Treppe gelangte, von welcher hinabwärts hohl das Gemäuer
Hallte, der Stiegen beraubt. Dort aber ins Glockengehäuse
Hatte der Alte den Speck, um die diebischen Ratzen zu fangen,
Heimlich gebracht und war, wie er kam, bald wieder gegangen.
Jetzt, in der Nacht, schon lange bevor ankamen die Diebe,
Wartet' er ihrer am Felsengestad', dicht unter dem Kirchlein.

Weit noch waren die Schneider entfernt, die beschwerliche Leiter
Zwischen sich tragend; der Meister voran und hinten der Bube.
Während sie nun so gingen und keiner ein Wort mit dem andern
Redete, häufig die Ohren gespitzt, anhielten und horchten,
Kamen dem Wendel Gedanken der Furcht. Ihm fiel nacheinander
Ein, was er früh in der Schule gehört von Wundergeschichten.
Bald wie ein Heiligenschänder gestraft ward, bald wie ein Räuber
Sein ruchloses Beginnen gebüßt, noch eh es vollbracht war;
Jener zumal, von welchem erzählt wird, daß er die Mutter
Gottes bestohlen im Dom, ihr strahlendes Bild am Altare,
Und wie die Himmlische seiner geschont anfänglich und stille
Hielt, da er frech aus der Hand ihr die goldene Kugel gebrochen,
Ja, noch geduldig es litt, die Erbarmende, daß er den Mantel
Ihr von der Schulter geraubt, aus gediegenem Silber getrieben;
Aber indem er die Hand ausstreckte zuletzt, ihr die Krone
Selber zu nehmen vom Haupt — urplötzlich die mächtigen Arme
Warf sie um ihn und hielt so gefangen ihn bis an den Morgen,
Wo die erstaunende Menge den schon Entseelten befreite.
Noch auf den heutigen Tag steht sie mit gebogenen Armen,
Zum Wahrzeichen, die Heilige, dort und zur ewigen Warnung.
Aber, so tröstete Wendel sich bald — hab' ich doch im Leben
Nichts dergleichen geglaubt! Und dächt' ich, es wäre die Wahrheit,
Scheut' ich die lumpige Glocke doch nicht. Ja, wenn es die ächte
Wär', und man führte sie über den See, ich wollte noch eher
Denken, es hätte Gefahr; daß sie etwa, schwerer und immer
Schwerer von selbst sich machend, das Schifflein brächte zum Sinken.
Aber so ist es ein Wechselbalg, ein elendiger. Diebe
Haben hieher sie gebracht, drum holen auch Diebe sie wieder.

Dies und anderes sprach er bei sich. Und sie standen am Kirchlein,
Traten hinein und rasteten nicht erst, sondern der Bube
Schlug gleich Feuer und steckte das Blendlicht an (das der Schneider
Eigenhändig gemacht), es wurde die Leiter gerichtet,
Und sie stiegen hinauf, nach einander, mit Feilen und Zangen,
Bis an die steinernen Stufen und weiter sofort! der Geselle
Diesmal voran. Doch unhörbaren Tritts, in geringer Entfernung

Folgte der Fischer und blieb in der obersten Wendung der Treppe
Unter dem Schlupfloch stehn, so, daß er nur halb mit dem Kopfe
Ragt' aus dem Boden hervor, den jene so eben betraten.
Doch kaum hatte der Schneider beim streifenden Scheine des Lichtes
Flüchtig erblickt, was im Stuhl dort Zweifelhaftes herabhing,
Als ihm der Muth einsank, und jetzo, näher getreten,
Starreten Beide mit offenem Mund. Denn ach, statt der Glocke
Schwebt' ein Ungeheuer von Hut, dreieckig, am Stricklein!
Nicht ein solcher fürwahr, wie er Sonntags während der Predigt
Hinter dem Sitze des Schultheiß hängt, andächtiger Stille;
Noch wie der Schäfer ihn hat am festlichen Tage des Wettlaufs
Auf dem Gröninger Markte, geziert mit farbigen Resteln;
Nein, wie im Acker der Landmann ihn aus der werdenden Furche
Unter der Pflugschar ziehet hervor und ihn wirft in den Graben:
Gelb vom Regen gewaschen der Filz und gedörrt an der Sonne,
Löcherig, ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes.

Sprachlos waren die Zwei, unfähig ein Glied zu bewegen.
Schnöden Verraths Ahnung und die Angst unauslöschbarer Schande
Trieb dem unseligen Schneider den Schweiß aus. Selber das tiefe
Schweigen des Orts — nur der Nachtwind blies durch die lockeren Laden —
Ward ihm ängstlich und schien noch größere Schrecken zu bergen.
Und so kam es auch jetzt; denn die nächtliche Stille zerrissen
Gellende, schreiende Töne der Dorfclarinette mit einmal.
Fröhlich genug, doch verzweiflungbringend dem Ohre der Frevler
Und es entstürzte dem Nest jählings, vor Entsetzen, der Eule
Noch schwach flatternde Brut, daß der Flaum an den Balken umherflog.
Gar wohl kannten die Weise des schelmischen Liedes die beiden,
Welches begann: Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen?
Ebenso schnelle erriethen sie auch den unsichtbaren Spielmann,
Welcher zu spielen so lange fortfuhr in beschleunigtem Zeitmaß,
Bis ihm das Lachen den Blast abstieß, ihm die Pfeife vom Mund sank,
Und er sich jetzo nach Luft ausschüttete, Thränen vergießend.
Vor aus dem Dunkel nun trat er und stand von der Leuchte beschienen.
Wendel gelangte zum Wort und ruhigen Tones begann er:

Alter! Ihr habt zwei Schneider im Garn — was hülfe das Läugnen!
Lacht nur, ich lache vielleicht noch mit: doch, seid ihr's zufrieden,
Bleibe der Spaß unter uns! Wie meint ihr, könnet ihr schweigen?
Drei Maaß Wein, Bärnauer Gewächs, sind euer noch heute.

Sei's drum — sagte der Fischer: es gilt! Hier nehmet die Hand drauf.

---

18. Abdallah.

Von Chamisso.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle, und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt,
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz,
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
Nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich zu deines Dienstes Sold
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach."

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn!"
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug.
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet eng und schmal
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie der Last gewärtig in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, sowie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Specerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut,
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, deß Glanz den Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke: der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, deß Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft.
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid,
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint,
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust,
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihm eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder! — so folgt er seiner Spur —
Nicht um den eignen Vortheil, ich denk an deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst,
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir."
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein,
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, und traue meinem Wort,
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst,
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst,
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie so leicht begehret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert wohl, ohne sich zu scheun
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihn abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht nein mir sagen, noch sagtest du nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
Sei fromm und weis' im Reichthum und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
„Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?"
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid,
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!"

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?"
„So nimm es!" spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält.
Er spricht kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar;
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschaust du klar
Die Schätze, die schlummernden, alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!"

Willfährig thut's der Derwisch, da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: „Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß ich die Schätze und würd' unermeßlich reich."

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an,
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!"

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld,
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn,
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann."

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt:
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst;
Nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst." —
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt."

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub,
Der Derwisch abgewendet bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

19. Aus Edelstein und Perle.

Von Friedrich Rückert.

Ich fange an von meiner ersten Kindheit,
So weit hinauf mir die Gedanken dämmern
In meines Muscheldaseins sel'ger Blindheit.
Umwimmelt rings von Meeres-Wölf' und Lämmern,
Theils nur gewaffneten, sich zu vertheidigen,
Theils ausgerüsteten, mit Kolben, Hämmern,
Mit Scheeren, Zacken und mit anderm Schneidigen,
Dazwischen manch' aus Vorsicht vielgeaugte,
Sammt vielen andern dünn zur Flucht geschmeidigen,
Schwamm ich in meiner Muschel hin und saugte
Still ein das Naß in ihrer festen Schale,
Die gegen alles mich zu schirmen taugte.
Ganz abgeschlossen von des Lichtes Strahle,
Kannt' ich den Spuk nicht draußen vor dem Hause,
Der nur mich schreckt' in Träumen mannigmale,
Wie Kindlein zittern vor Gespenstergrause.
Bald schwamm ich sacht durch Schilf und Seegestäude,
Bald in des Meeres offnem Fluthenbrause.
Wenn dann um mein geschaukeltes Gebäude
Die Wellen tosten, lauscht' ich in der Kammer
Und hatt' an ihrem Plätschern meine Freude.
Wenn's stille ward, hört' ich wohl einen Hammer,
Der draußen hämmert', oder was, das pickte
Und bohrte, oder merkt' auch eine Klammer,
Die fest mein Haus hielt oder an ihm zwickte;
Doch immer wußte davon loszumachen
Sich meine Muschel wieder, die geschickte,
Und ruhig schwamm ich fort im flotten Nachen.
Da, auf des ebnen Meeres Spiegelfläche
Hingleitend, träumt' ich wohl auch andre Sachen.
Tief unter mir die unversiegten Bäche
Der Schöpfung ahnend, obenher der Sonne
Einflüsse fühlend in gedämpfter Schwäche,
Womit sie drang durch meine dunkle Tonne,
Wenn sie einmal recht hell schien, daß ich's spürte,
Wie hinter'm dichten Schleier eine Nonne;
So, wie der Doppelanhauch mich berührte,
Vom Nassen drunten, droben von dem Hellen,
Und feuchte Lebensgluthen in mir schürte,
Fühlt' ich mein Herz in hoher Ahnung schwellen,
Und des Bewußtseins erste Nachtentflammung
Begann mein eignes Ich mir vorzustellen.
Da dacht' ich meine himmlische Entstammung:
Ein Engel weint' um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf in die Verdammung;

Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.
Die Thräne wär' im Ocean verschwommen,
Wenn nicht das Meer, den edlen Ursprung kennend,
Sie hätt' in eine Muschel aufgenommen,
Den Tropfen von den andern Tropfen trennend,
Die minder edlem Quell entquollen waren,
Die Muschel so zu dessen Pfleg' ernennend:
Du sollst in deinem stillen Schooß bewahren
Den edlen Keim und, bis er sich entfaltet,
Mit ihm behutsam durch die Wasser fahren.
Und wann die Perl' in dir sich hat gestaltet,
Und wann für sie erschienen ist die Stunde,
Hervorzutreten, sollst du sein gespaltet.
Dann sei das Kind entnommen dem Vormunde,
Und frei verdienen mag sich die Entstammte
Des Himmels ihr Geschick im Erdenrunde.
Drauf hat die Muschel, die der Ruf entflammte,
Aufbietend ihre Kraft bis zum Erkranken,
Treu vorgestanden ihrem Ammenamte.
Der Muschel und dem Schicksal muß ich's danken,
Daß ich, zu meines Innern Reinerhaltung,
Ward eingeschlossen in so treue Schranken.
Der Muschel muß ich's danken, die vor Spaltung
Mein Herz beschirmend, äußern Drang abweisend,
Im Innern doch mir Raum gab zur Entfaltung.
O hätt' ich durch die offnen Fluthen kreisend
Mich schlagen müssen, nicht wär' ich geblieben
Das, was ich blieb, in meiner Muschel reisend.
Drum segn' ich sie, wo sie jetzt mag zerstieben,
In deren Hut durch die empörte Welle
Des Meers zum Hafen sicher ich getrieben.
Das Schicksal segn' ich, daß es mich die Zelle
Ließ finden, die mich so in sturmdurchtoster
Welt ganz vom Sturm schied und nicht ganz von Helle.
Ich hätte drinnen können in getroster
Entsagung auf die ganze Welt verzichten,
Wär' ich entführt nicht worden meinem Kloster.
Wie es dazu kam, will ich jetzt berichten.

Doch um von meinem Ursprung dir zu sagen:
Ein Engel ward, wie hier von ihrem Ziele
Die Rede, so von seinem einst verschlagen.
Die Engel haben der Geschäfte viele;
Wornach sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn sie auch wohl aus zum Spiele.
Der aber mochte eine Botschaft bringen,

An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.
Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen, und gewoben
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.
Das beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,
Der höher fließt, als Mond und Sonne, oben.
Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle;
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh' er's gewahr ward vor der eignen Helle.
Wo nie hinunter Sonn- und Mondgefunkel
Gedrungen war, in eines Erdspalts Ritze
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.
Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
Und vor sich schoß er seines Auges Blitze.
Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
Vom Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten sich rings die Gegenstände.
Der Engel, schwebend, fuhr hindurch, dem schroffen
Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.
Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
Vom Golde träufte das Gestein, vom puren.
Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne
Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.
Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken, blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blickes Funken bin ich einer.

20. Legende vom Hufeisen.

Von Göthe.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht;
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt;
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren seine liebsten Gedanken.

Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus;
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
So hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

21. Petrus.

Von Gottfried Kinkel.

Domine, quo vadis?
Venio iterum crucifigi.

„Weil verstockt der Jude Simon Roma's Götter hat geschmähet,
Weil verbotnen Bund er stiftet, Zwietracht in die Geister säet:
Weil er einen Missethäter aller Reiche König glaubt,
Geb' ich morgen Preis dem Volke an dem Kreuz sein frevelnd Haupt."

Kaiser Nero hat's gesprochen. Petrus kniet zu Nacht im Kerker.
Betend wächst des Greises Glaube, Himmelssehnsucht regt sich stärker;
Morgen wird das Wort erfüllet, das sein Herr prophetisch sprach:
Fremde Hand wird einst dich gürten, Simon, folge dann mir nach!

Da — welch leis vorsichtig Klopfen? Durch die Riegel ächzt die Feile,
Und die alte Pforte weichet vor dem eingeklemmten Beile —
Wird's zu lange dem Tyrannen? sendet er die Schlächter schon?
Nein, es spricht ein kühnes Wagstück seinem tollen Wüthen Hohn.

Freunde sind's! Die Christen lagen im Gebet an heil'ger Stätte,
Daß den alten treuen Diener noch einmal der Herr errette.
Doch umsonst Gebet und Zähre! Diesmal, ach! kein Engel naht —
Da beschließen drei der Kühnsten frisch auf eigne Hand die That.

Stark wohl sind die Römerkrieger, Wache haltend vor den Thüren,
Stärker doch der Wein von Chios, den die Dreie mit sich führen;
Mächtig sind des Kerkers Riegel, doch dem Eifer allzu schwach —
Schau, mit stolzverklärten Blicken stehn die Drei schon im Gemach.

Rettung, Rettung, alter Vater! Stärker als der Tod ist Treue,
Unsrer Lieb' und Christi Kirche ist dein Haupt geschenkt aufs neue!
Hier nur droht der Tod dir; auf denn, gürte deine Lenden, flieh,
Schiffe, stets bereit zur Abfahrt, triffst du in Puteoli.

Alter Jünger, kannst du wanken — den der Herr den Felsen nannte,
Der so eben in der Sehnsucht heil'gen Liebesflammen brannte?
Ja, er gibt sich hin den Freunden, überrascht und halb im Traum;
Frei schon auf dem Forum steht er, und er selber glaubt es kaum.

Eilends zu der Pforte lenken nun die Vier die leisen Schritte —
Unterm Thore kurzer Abschied — Bruderkuß nach Christensitte —
Jene kehren zu den Ihren, Frohes kündend, schnell im Lauf!
Diesen nimmt die Nacht beschirmend in den weiten Mantel auf.

Auf der Gräberstraße zieht er: wegeweisend stehn die Sterne;
Nero's goldnes Haus verdämmert schon in nächtlich blauer Ferne —
Aber hat die tiefe Mittnacht solcher leisen Wandrer mehr?
Ihm entgegen kommt ein Andrer auf dem schmalen Weg daher.

Und es graust dem Alten — seitwärts biegt er aus mit schwankem Fuße;
Schnell vorüber an dem Fremden schmiegt er sich mit flücht'gem Gruße —
Grüßend schaut ihm der ins Antlitz, daß der Sternglanz auf ihn fällt —
Petrus, wie doch starrst du seltsam? sprich, was deine Flucht verhält?

Auf des Mannes hoher Stirne glänzen blut'gen Schweißes Tropfen;
Wohl nicht von des Weges Mühe mag so bang das Herz ihm klopfen;
Bleich zum Tod das schöne Antlitz — Petrus, kennst du die Gestalt?
Schon einmal vor deinen Augen ist sie also hingewallt.

Grüßend neigt er sich zum Jünger: seiner Augen helle Sonnen
Sind von eines stillen Grames Regenwolken mild umronnen;
Fest nun ruhn sie auf dem Flüchtling — Petrus, kennst den Blick du nicht?
Schon einmal rief er dich Schwachen wieder zur vergeßnen Pflicht.

Ja, das ist der Herr! So stand er vor dem ungerechten Heiden;
So blieb still und klar sein Antlitz mitten in den wilden Leiden.
Und der Jünger sinkt zur Erde — doch das Herz läßt ihm nicht Ruh,
Und er ruft: Mein Herr und Heiland, rede, wohin gehest du?

Und der Heiland spricht, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet,
Mit dem Blick, der an der Tage letztem Falsch und Wahrheit sichtet:
Meine Kirche steht verödet, meine Treuen sind verirrt —
Zu der Stadt ist meine Straße, wo man neu mich kreuz'gen wird!

Und der Herr verschwand; doch eil'ger, als er erst den Tod geflohen,
Flieht der Jünger jetzt das Leben, dem des Meisters Blicke drohen.
Schnell den Lauf zurückgewendet! Ueber Hellas graut es schon;
Nero's goldnes Haus erglänzet bald als goldner Sonnenthron.

Und die Sonne, die jetzt Freuden ausgießt über allen Landen,
Trifft die Christen laut noch jubelnd, den Apostel doch in Banden.
Lauter weinend sah sie jene, als sie wieder sank zuthal,
Doch ein seligsterbend Antlitz traf am Kreuz ihr letzter Strahl.

II. Gedichte lyrischen Charakters.

A. Episch-lyrische Gedichte.

1. Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg.

Kriegslied. Von Friedrich von Schiller.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Ulerich,
War gern, wo's eisern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein'n Fußbreit rückwarts zog er sich,
Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift
Und buhlten um den Siegeskranz
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft'. —

Er griff sie an — und siegte nicht
Und kam gepantscht nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt' ihm — Ha! ihr Schurken, wart!
Und trug's in seinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er diese Schart'
Mit manchem Städtlerschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurra! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Losungswort
War die verlorne Schlacht!
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwang seinen Heldenstab,
Wild vor ihm ging das Ungestüm,
Geheul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank schwer auf sein Genick.
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
Umsonst! umsonst! erstarret blieb
Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reiter an:
„Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch, Kinder, in den Feind!"

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie all',
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städter laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glück.

Doch unser Graf, was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn,
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Donner rast in seinem Arm,
Er ist des Landes Stern.

Drum, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

2. Graf Eberhard der Rauschebart.

Von Ludwig Uhland.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerterklang!

Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch,
Nun ists dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild." —

„Mein Sohn! das sind die Schlegler, sie schlagen kräftig drein. —
Gib mir den Leibrock, Junge! das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt." —

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Recken, das Niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld."

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn;
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal.
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt' er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat,
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glühnde Pfeile, wie rasselt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel sich leise lose schiebt,

Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich ziehts vorüber, als wie ins Gotteshaus.

Voran die Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich,
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft;
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur Einen miss' ich, Freunde, den Wunnenstein, 's ist Schad'!"

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen — so schmollt es — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht.
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit,
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner, wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf.
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm—" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächtger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechszig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weissenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz;
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz,
Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will Jemand Alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl:
Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet, und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Diensten sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt,
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!“ — Er ruft's mit Donnerlaut!
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen Alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring',
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Gerippe versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß.“

„Hei!“ spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel euch dieser Schwank
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank,
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht.“
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring euch böse Kunde; nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm soviel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art.“

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl,
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt."

„Ich bring euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!"

---

3. Der Schenk von Limburg.

Von Ludwig Uhland.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten,
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog in hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie.
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

„Herr Kaiser! wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer,
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab ich schon eigen,
Für eures sag ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzustolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!"

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und füllte st ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk;
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

4. Der blinde König.

Von Ludwig Uhland.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl ich Kraft im Arm."

„O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark.
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

---

5. Taillefer.

Von Ludwig Uhland.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faß' und ergreife dich, Engelland."

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harold fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

---

6. Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Von Justinus Kerner.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"

Und die Meister sprechen: „Herr,
Wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!"

„Auf nach Speier! auf nach Speier!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner, bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!"

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier,
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Fraun
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächtge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

7. Pipin der Kurze.

Von K. Streckfuß.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn,
Zu Childerich sei er verstoßen!"

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall ans Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken.

Herbeigebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balkon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
In der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und Keiner redet ein Wörtchen,

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balkon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit *diesem* getraut,
Den nenn ich den ersten der Sieger!

Und ein Zischen, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise,
Bald, wie wenn, stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich hervor tritt Gerhard vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab von dem sichern Altane!"

„So sei's!" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balkon herab auf den sandigen Platz.
„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz!
Auf, König, dich fordert ein König!"

Und schlägt ihm mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Aufschnellt der Leu, wuthschauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich, und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still verachtend sich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

8. Andreas Hofer.

Von Max von Schenkendorf.

Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: Legt hin die Geigen,
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drein zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Barmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier sä'ten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

9. Andreas Hofer.

Von Julius Mosen.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz.
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal.
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

10. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Julius Mosen.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde,
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment;
Der Feldmarschall sprach leise:
Das heißt ein selig End'!

11. Die drei Gesellen.

Von Fr. Rückert.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der eine ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken noch dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten:
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

12. Das Grab im Busento.

Von August von Platen.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen;
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meer!

13. Alarichs Grab.

Von Gustav Pfizer.

Was ist dem kühnen Volk widerfahren,
Daß das Lager von Trauer widerhallt?
Alarich starb, noch jung an Jahren,
Aber an Siegen und Tugend alt!
Kindlich weinen die starken Gothen
Um den geliebten, stattlichen Todten.

Edel ist es, die Todten zu ehren,
Und ein Trost bei der Vergänglichkeit Graun,
Opfer zu spenden an heil'gen Altären,
Oder ewige Pyramiden erbaun:
Aber ein Andres ward hier ersonnen;
Denn die Lieb' ist ein unerschöpfter Bronnen.

Als hätten dem Krieg entsagt sie zur Stunde,
Graben sie, als gält es köstliches Gold,
Wühlen tief in der Erde hartem Grunde,
Dort, wo drohend der Strom die Wellen rollt;
Mit den edlen, silberblinkenden Waffen
Wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.

Und in den leeren, starrenden Wänden,
Die entblößt noch kein Auge geschaut,
Wird von der Liebe treuen Händen
Ein prächtiges Grab dem Helden erbaut;
Die Schätze, von Römern beweint, nicht bedenken
Die Gothen sich, sie dem Grabe zu schenken.

Wenn das Todtengemach vollendet,
Und die Leiche im Sichern ruht,
Wird wieder zur alten Bahn gewendet
Des verbannten Stroms sehnsüchtige Fluth,
Daß ungestört in unnahbarer Tiefe
Mit seinen Thaten der König schliefe.

In der Nacht, der unheimlich dunkeln,
Stehen am Ufer der Krieger Reihn;
Schwärzlich lodernde Lichter funkeln
In die gähnende Tiefe hinein,
Und von ferne in schwellendem Tanze
Nahen die Wasser beim Fackelglanze.

Wie ein Verbannter, der strafend kehret,
Löschet der Fluß der Fackeln Strahl;
Aber siehe! da scheint sein Lauf gestöret;
Er stößt auf Alarichs Todtenmal.
Wird er die flüchtige Eile hemmen?
Wird er in Eis seine Fluthen dämmen?

Es theilen scheu sich die ersten Wellen,
Aber die nächsten mit dumpfem Gebraus
Höher und höher um's Grabmal schwellen,
Und die letzte der Fackeln löscht aus;
Klage erschallet tausendtönig
Um den versenkten Heldenkönig.

14. Harald.

Von Wolfgang Müller.

Aus Norden von dem Meere steigt schwarz herauf die Nacht,
O Dänemark, nie sahst du so wilde, blut'ge Schlacht!
Das Ufer starrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer,
Todt liegt das Heer der Dänen und todt der Schweden Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem blut'gen Feld,
Er steht, aufs Schwert gestützet, ein hoher greiser Held,
Die edle Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächt'gen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er suchet seine Todten und holt sie Mann für Mann,
Er trägt sie zu dem Strande, wo er im Schiff sie barg.
Wer hat wohl je gesehen so großen, edlen Sarg?

Drauf löst er selbst die Anker und steigt am Kiel hinauf,
Er stellt sich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf,
Und wie es furcht die Woge, ein stolzer Segelschwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu singen an:

„Fahr' wohl, du grüne Insel, des heißen Kampfes Preis,
Es läßt dich nun für immer des Nordlands Kriegergreis,
Er hat dein Volk gebändigt, wie kühn es war und stark,
Und läßt dich wieder fahren, besiegtes Dänemark!

Dank euch, ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal,
Ihr habt mir beigestanden auch heut das letztemal!
Ich siegt' in hundert Schlachten, auch dieser Sieg ist mein;
Doch weh', ich muß der letzte von allen Helden sein.

Die zwölf Genossen fielen, der Scalde wie der Held,
Zerbrochen Schwert und Harfe, sie decken rings das Feld.
Ihr, meine Söhne, sanket, du edles Zwillingspaar!
Weh, schon im ersten Fluge sinkt so der junge Aar.

Und für zukünft'ges Streben ist nun mein Leben leer,
Der Tod ist meine Losung, drum nimm mich auf, o Meer!
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff sei meine Bahr',
Es sei mein Grab der Ocean, der meine Heimath war!

Du gabst mir Haß und Liebe und ew'ge Freiheitsluft;
Drum stürz' ich mich in Wonne, o Meer, an deine Bruft.
Dort ruh' ich mit den Helden, indeß die Geister fliehn,
Und zu den ew'gen Göttern im Asensaale ziehn."

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es schwingt der Held die Fackel, sie brennt im Winde klar,
Dann wirft er schnell sie nieder, hell leuchtet auf die Gluth;
Das Schiff zieht, mächtig brennend, dahin auf klarer Fluth.

Und hohe Wellen fassen das Fahrzeug, wie es zieht,
Und singen gar ein schaurig und ernstes Grabeslied,
Sie schaukeln wie die Wiege den Heldensarg daher;
Wie sanft bist du als Mutter, du altes, blaues Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blassem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Aetherraume kreist;
Mich will es schier bedünken, es ist des Helden Geist.

15. Drusus Tod.

Von Karl Simrock.

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten,
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Axt mit frevelu Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Weser Strande,
Wollt' hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Gebärde
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.

Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht er's flirren,
Deutsche Waffen hört er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott alle fällen,
Die nach Deutschlands Freiheit stellen.

16. Der Maurer von Tetuan.

Von Gottfried Kinkel.

Auf dem weichen Purpurdiwan
Liegt am Tode Boabdil,
Er in Tetuan der Reichste;
Um ihn stehn der Sklaven viel.

Und zu seinen Füßen stürzen
Weinend seine Kinder hin;
Doch er wehret ihrem Schmerze,
Spricht mit ruhig klarem Sinn:

„Groß ist Allah! Ihm verdank ich
Freuden überreich und viel;
Sollt ich murren, da dem Wohlthun
Er nun endlich setzt ein Ziel?

Hört denn meinen letzten Willen:
Fatme, du mein jüngstes Kind,
Nimm, so viel mir reiche Ballen
In Gewölb und Bazar sind.

Du, mein zweiter Sohn Almansor,
Hast dies Haus mit seiner Zier
Sammt den Sklaven und Kameelen;
Allah mehr' es reichlich dir!

Aber dir, mein Erstgeborner,
Wird der herrlichste Gewinn,
Nimm mein Köstlichstes und Bestes,
Nimm, o Ferhad, es dahin.

Denn mein Roß und meinen Säbel
Sammt der Waffen goldner Zier
Und noch diesen rost'gen Schlüssel
Laß ich als dem Liebsten dir.

Dies der Schlüssel deines Erbtheils,
Wenn du einst den Feind bezwingst;
Reicher bist du als der Bruder,
Wenn du's tapfer dir erringst.

Denn im Wunderlande liegt es,
In Granada süß und mild,
Wo Xenil die hellen Wogen
Wälzt durchs sonnige Gefild.

Christen haben uns vertrieben
Aus dem himmlischen Besitz,
Und du sollst ihn neu gewinnen
Mit des Damasceners Blitz.

Schon erglänzt in jenen Landen
Uns ein rothes Hoffnungslicht:
Grimmig morden sich die Franken,
Und ihr blut'ger Thron zerbricht.

Drum erhebe dich, Ferhadi,
Und mein Segen folge dir!
Mögen Tausend zu dir schwören,
Wenn du aufwirfst dies Panier!

Schwingt die Klingen, tönt Fanfaren!
Ueber blaue Welle fliegt,
Ruht nicht, bis die Christenhunde
Liegen euch zu Fuß geschmiegt!

Hoch Granada!" — und der Alte
Richtet auf vom Lager sich;
Und es wallt der weiße Bart ihm,
Augen rollt er fürchterlich.

Und begann mit Macht zu singen
Ein uraltes Schlachtenlied:
So inmitten Siegesjubels
Sank zurück er und verschied.

---

17. Die drei Indianer.

Von Nikolaus Lenau.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei andern, seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick ist dunkler jetzt umnachtet,

Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen.
Ihn umtaumeln Möwen, sturmesmunter;
Und die Männer kommen festentschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

18. Hans Euler.

Von Johann Gabriel Seidl.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!"
„Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!"

„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut,
Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht!
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn rächen wolle, früh oder spät, an euch!"
„Und hab ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen, wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich: nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!

Den Säbel — Marthe, weinst du? — womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht.
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"

19. Die Werbung.

Von Nicolaus Lenau.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag das Zimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.

Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworbne schon
Ziehn ins Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Trommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!“
Fällt der Werber jubelnd ein; —
„Schönes Leben des Husaren!
Das ist Leben, das allein!“
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt.
Tiefen Ernstes schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt,
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bittrer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
Bist kein ächter Ungarjunge!
Feiges Herz! so fahre hin!“
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre,
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

20. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Von Wilhelm Müller.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm;
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge zogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.

Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?“ — Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann.
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

---

21. Die Grenadiere.

Von Heinrich Heine.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär',
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und erschlagen das tapfre Heer,
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!“

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben;
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.“

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit höheres Verlangen!
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

„Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

„Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;

Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen!

„So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

„Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

22. Die nächtliche Heerschau.

Von J. Ch. von Zedlitz.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wider fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

23. Körners Geist.

Von Fr. Rückert.

Bedeckt von Moos und Schorfe,
Ein Eichbaum hoch und stark,
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Mecklenburger Mark.

Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
Draus steigt im Mondenscheine
Ein Geist um Mitternacht.

Er richtet auf die Rinden
Des Baums den Blick, und liest
Den Namen, der zu finden
Dort eingegraben ist.

Dann sucht er mit den Händen
Ein Schwert, das liegt am Ort,
Und gürtet um die Lenden
Sich dieses Schwert sofort.

Langt dann nach einer Leier
Nimmt sie vom Ast herab,
Und setzt in stiller Feier
Sich singend auf sein Grab:

„Ich war im Jugendbrause
Ein rascher Reitersmann,
Bis hier im dunklen Hause
Ich Ruh und Rast gewann.

Ich war ein freier Jäger
In Lützows wilder Schaar,
Und auch ein Citherschläger,
Mein Schwertlied klang so klar.

Nun reiten die Genossen
Allein auf ihrer Fahrt,
Da ich vom Roß geschossen
Und hier begraben ward.

Ihr mögt nur weiter traben,
Bis daß ihr kommt ans Ziel,
Ihr habet mich begraben,
Wie es mir wohlgefiel.

Es sind die beiden Lieben,
Die mir im Leben werth,
Im Tode mir geblieben
Die Leier und das Schwert.

Ich seh auch meinen Namen,
Daß er unsterblich sei,
Geschnitten in den Rahmen
Der Eiche schön und frei.

Es sind die schönsten Kränze
Gegeben meiner Gruft,
Die sich in jedem Lenze
Erneu'n mit frischem Duft.

Die Eich' ob meiner Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß;
Mein Ringen war nicht eitel,
Ich ruh in ihrem Schooß.

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt:
Hier in den frischen Düften
Ihr ruh'n mich lassen sollt.

Hier sei noch oft mit Kräuseln
Der Eiche Laub bewegt,
Wenn in des Windes Säuseln
Mein Geist die Saiten schlägt."

---

24. Barbarossa.

Von Fr. Rückert.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

---

25. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

Von Wolfgang Müller.

Wach' auf, erklingt's in des Schiffers Traum,
Wach' auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben,
Viel riesige, hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit;
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da find'st du den Lohn."
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimath hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome,

Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol' über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!" Da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget,
Und als sie gelandet zu Speier am Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber einhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn.
Das waren die flüchtigen Franken:
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei:
Denn es thut Noth des Wachens!

26. Deutschlands Wächter.

Von Wolfgang Müller.

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen,
Es blinkte sein Helm und es klirrte sein Schwert,
Als stark er ins Weite geschossen;
Er stürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und selten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß:
Was soll denn die Heimath da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held,
Und sind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen;
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten;
Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus,
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus,
Doch stets noch braust er hernieder:

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich feir' ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden."

27. Der wilde Jäger.

Von Gottfr. August Bürger.

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß,
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Risch rasch quer übern Kreuzweg gings
Mit Horridoh und Hussasa.
Sieh da, sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da.
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht,
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er riefs, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr um! erjagst dir heut' nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom bösen dich umgarnen!" —

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun.
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren
Und euch von Jenem nicht bethören!"

„Ha! wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

Und hurre hurre vorwärts gings,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechszehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flogs zu Fuß und Roß,
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen, laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen! lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth,
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund! schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an,
Sonst hetz ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren."

Gesagt, gethan! der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann.
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht
Ereilt das Wild des Angers Plan.
Und mischt sich da, verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her durch Flur und Wald
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth,
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen."

„Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt's sich in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.

Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

„Verderben hin, Verderben her!
Das," ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär,
So acht ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen."

Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh Gesellen, drauf und dran!"
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann,
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher,
Er stößt ins Horn, es tönet nicht,
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr,
Der Schwung der Peitsche sauset nicht,
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor- nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her
Und immer düstrer wie ein Grab.
Dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar mit Gewittergrimme
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt,
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die um verruchter Lust zu frohnen
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein,
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub,
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu,
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Gluth,
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht laut heulend Weh und Ach.
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach.
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt,
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist;
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus' vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

28. Der Alpenjäger.

Von Schiller.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Blitzesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?"

---

29. Der Erlkönig.

Von Goethe.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel ich mit dir!
Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater! und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind."

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau." —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

30. Der Fischer.

Von Goethe.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

31. Lorelei.

Von Heinrich Heine.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

32. Die Geister am Mummelsee.

Von Eduard Mörike.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid.
Und Geister nur sind, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten.
O schau!
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwenkt eine lebende Treppe hervor,
Und drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still!
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

33. Der Glockenguß zu Breslau.

Von Wilhelm Müller.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel' Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar:

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein;

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Gluth hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht in allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht:
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät;

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr,
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackren Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
Und Blut will wieder Blut:
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein:
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt:
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

---

34. Die Feuerglocke zu Cöln.

Von Johann Gabriel Seidl.

Der Glock' am Cölner Münster benahm die Zeit den Ton:
Wer soll die neue gießen? — der Ruhm ist reicher Lohn.
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finstrer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es wohl zu schauen, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinsprüht in das Leben als offner Mund der Zeit;
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung, und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhards Wiese beginnt er rasch den Guß,
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speis hinein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis ans Gemerk.
Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon im Schwung,
Schon birst die Form — o Himmel! die Glock' hat einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den Guß;
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt schon das Werk erkühlen und hebt den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form — o Himmel! zum zweitenmal ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," so ruft er, „in Gottes Namen glückt,
Sei's in des Teufels Namen!" — das gläub'ge Volk erschrickt;

Er aber hört kein Warnen, er schmelzt und rührt und gießt,
Bis hell ins Kleid aus Erde die rothe Speise schießt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer, sprengt das Kleid,
Da e ht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit,
Kein Sprung und keine Makel, des Feuers schönstes Kind;
Er sieht's und staunt. Die Menge trägt's nach der Stadt geschwind.

Schon ziehn es tausend Hände mit Macht empor am Strang,
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang!"
Er wartet hoch am Thurme, bis sie sich langsam hebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil; sie tönt — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er sie gleich nimmer, sie brummt ohn' Unterlaß!
Das Volk zerstäubt sich kreuzend; ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn, und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber; noch hängt sie finster dort,
Und predigt: Gunst des Bösen sei gar ein schwacher Hort!
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst
Rührt man sie nur beim Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

---

35. Der Cölner Dom.

Von A. L. Follenius.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwätzern rühm' ich's ins Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine schießen."
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entströmet nur den Händen,
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!"

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn;
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinaufgeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphinenkranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
Vergebens forschend seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Elfe schliefen;
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich."
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen:
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume;
Nun Schwester, übt Barmherzigkeit!"

Sie sprach! „Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell." —

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reichste Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg' euch, Thürm', in Zauberbande!
Hinunter, Quell, verdürst' im Sande!"
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen
Es starren zwei gebrochne Herzen,
Die Thürme noch vom Cölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen,
Und Geister hadern in dem Strom.

---

36. Das versunkene Schloß.

Von Friedrich Schlegel.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller, wie die, ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem
Ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein Andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein." —

Der jüngste von den Zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar. —
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.

Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;

Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnem Grabesmund."

So sprach von jenen Leiden
Der Jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprachst du falsch, mein Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.

Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All Freude weit verbannt.
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Dem sie gerührt das Herz.
Denn Alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister,
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir sehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne
Und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Zieht es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreun euch alsogleich." —

Es hebt von allen Seiten,
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von Weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern übern See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

37. Der todte Soldat.

Von J. G. Seidl.

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt Keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendroth
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!"

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Aufs Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

---

38. Der Postillon.

Von N. Lenau.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick,
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, es ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

---

39. Die Mutter und das Kind.

Von Chamisso.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde, fallend
Auf den versenkten Sarg,
Ihn, dumpf und schaurig schallend,
Vor ihren Augen barg,
Hat Thränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind,
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wenn Andrer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finstrer Klaus und weint;
Wenn Andrer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Thränen bittre Fluth.

Wie einst sie unter Thränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarer Weise
Das Kindlein sie sich nahn,
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an:

„O Mutter in der Erden
Gewinn ich keine Rast,
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Thränen fühl ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und mein Linnen,
Sie sind davon so naß.

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus,
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblühn es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

O weine nicht! sei munter!
Was helfen Thränen dir?
Komm lieber doch hinunter
Und lege dich zu mir;
Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein."

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.

Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

40. Der todte Knabe.

Von Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

Die Mutter weint' und härmte sich,
Gestorben war ihr Kind,
Ein Kind, so schön und minniglich,
Wie nur die Engel sind.

Und als es nun im Grabe lag,
Da hatt' es nimmer Ruh;
Die Mutter weinte Nacht und Tag
Und weinte immer zu.

So lang die Mutter weint und wacht,
So steigt aus seinem Grab
Der Knabe spät um Mitternacht,
Und geht ins Dorf hinab.

Besucht die Plätze ringsherum,
Wo er gespielet hat,
Und geht dann wieder todtenstumm
Hinauf den Kirchhofspfad.

Die Mutter aber weint und wacht
Und weinet immerzu;
So lange hat auch Nacht für Nacht
Der Knabe keine Ruh.

Und endlich tritt im Sterbekleid
Er vor die Mutter hin:
„O liebe Mutter, laß dein Leid,
Und laß mich, wo ich bin.

O liebe Mutter, laß doch ab!
Was weinst du allezeit?
Die Thränen dringen durch mein Grab,
Nicht trocken wird mein Kleid."

Die Mutter hört's: „O könnt' ich sein
Bei dir doch Tag und Nacht!"
Die Mutter ruft's und schlummert ein,
Und ist nicht mehr erwacht.

So konnte dann der Knabe ruhn,
Sein Grab war ringsum grün,
Und jeden Frühling sieht man nun
Drauf Veil und Rosen blühn.

41. Das Glück von Edenhall.

Von Uhland.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall!
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall:
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall!

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

Ein stürmt der Feind mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall'!
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand, spricht er, springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

42. Die Rache.

Von Uhland.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.
Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.
Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

43. Die Sonne bringt es an den Tag.

Von Chamisso.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

„Wer nicht? was nicht?" die Frau fragt gleich,
„Was stierst du so an? was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann und will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Die Frau nun dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?"

„Nein, nimmermehr!" — „Du sagst es mir noch." —
„Ich sag' es nicht." — „Du sagst es mir doch."
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr,
Da traf mich es einst gar sonderbar.
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh,
War hungrig und durstig und zornig dazu.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer,
Ringsher war's still und menschenleer;
„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth,
Den Beutel her! sonst schlag' ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Und er: „Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut."
Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah,
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag."

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost —
Du, schau nicht hin und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn.
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt."
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

---

44. Der Reiter und der Bodensee.

Von Gustav Schwab.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauft auf rüst'gem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär;
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,

Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

45. Das Gewitter.

Von Gust. Schwab.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne, gebückt,
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne, wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt;

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

46. Aus dem schlesischen Gebirge.

Von Freiligrath.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

Hört' er's? ich seh ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein beßres wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Muthes noch einmal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Noth!
O! meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brod!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir Recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer,
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte, und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimath zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch!
Rübezahl?!

47. Das Licht am Strande.

Von Johann N. Vogl.

Vater, Mutter, schlafen beide, eingescharrt im stillen Haus,
Und der Sohn ist fortgezogen auf die blaue See hinaus,
Nur das Töchterlein noch weilet in dem Häuschen dort am Strand,
Und benetzt mit heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

Eine Hoffnung nur beseelet ihre Brust bei solchem Gram,
Da der Tod ihr, ach, die Eltern, das Geschick den Bruder nahm,
Daß sie jene wiederfände jenseits in dem bessern Land,
Daß ihr dieser wiederkehre, eh' zu lange Frist entschwand.

Hat er doch beim letzten Scheiden noch mit thränenfeuchtem Blick
Ihr versprochen: Liebe Hogne, trau auf mich, ich kehr' zurück,
Hat sie doch ihm auch versprochen, daß sie jede künft'ge Nacht
Eine Lampe wolle brennen, immerdar auf ihn bedacht.

Eine Lampe, die allnächtlich aus dem Fenster, eng und klein,
Weit hinaus ins Meer versenden solle ihren hellen Schein,

Daß von fern er's könn' gewahren, auch nach jahrelanger Fahrt,
Wo die treue Schwester sehnend seiner noch am Strande harrt.

Und was Hogne ihm versprochen, hält sie auch mit treuem Sinn,
Stellt die Lampe jeden Abend an das kleine Fenster hin,
Daß der Sehnsucht stilles Zeichen, daß der Flamme Flackergluth
Ihre rothe Feuersäule werfe in die dunkle Fluth.

Aber Mond' um Monde schwanden, Jahr' um Jahre rollten fort,
Und noch immer stand die Lampe, so wie einst, am Fenster dort,
Und noch immer saß Schön-Hogne in dem öden Haus am Strand,
Netzend mit den heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

All den Schiffern in der Nähe war bekannt der nächt'ge Schein,
Alle wußten, wem er winke in das alternde Gestein,
Und wenn Einer sie befragte, dem nicht Schein noch Zweck bekannt,
Sagten sie: „Der Schwester Sehnen" wird von uns das Licht benannt.

Manchen rührte wohl die Treue in des frommen Mädchens Brust,
Mancher wünschte wohl, er wäre solcher Liebe sich bewußt,
Aber Hognens Blicke mieden Jeden, der von Liebe sprach,
Denn ihr Sehnen hing am Meere und dem Bruder galt ihr Ach. —

In dem Häuschen dort am Strande sitzt ein alt verkümmert Weib,
Hohl das Auge, weiß der Scheitel, hager und gebeugt der Leib,
Und am Fenster dieses Häuschens flimmert einer Lampe Schein,
Zeichnend eine Feuersäule weit ins nächt'ge Meer hinein.

Sagt, das ist doch nicht das Mädchen, einst so schön an Wuchs und Haar?
Ja, dies Jammerbild ist Hogne, die so jung und reizend war,
Reiz und Jugend ist entschwunden, nur die Schwesterliebe nicht,
Und sie zündet ihrem Bruder immer noch das Sehnsuchtslicht.

Wohl die Schiffer sagten: Hoffe nicht auf seine Wiederkehr,
Denn im Meeresschooß begraben sieht dein Licht er nimmermehr.
Doch sie sprach: „Ihr irrt, nicht lange mehr bin ich von ihm getrennt,
Und ihr werdet's draus erkennen, wenn die Lampe nicht mehr brennt:"

Und wie früher stellet immer wieder sie die Lampe hin,
Und ihr Herz schifft auf dem Meere, in der Ferne schweift ihr Sinn,
Zittert auch die Hand am Rocken, wie der Lampe Flackerschein,
Hält doch fest ihr Herz am Glauben: „Bald ist er ja wieder dein!"

Und es sinkt ein Abend nieder, nebelschauernd zieht's einher,
Und die Lichter all verlöschen, öde ist's auf Land und Meer,
Aber auch in Hognens Fenster fehlt zum erstenmal der Schein —
Sollte wirklich ihr der Bruder vom Geschick gegeben sein?

Und in freud'gem Aufruhr eilen hin die Nachbarn ohne Halt,
Seht, am Fenster lehnet Hogne, doch ihr Leib ist starr und kalt,
Wohl mit Wehmuth da ein Jeder dessen, was sie sprach, gedenkt:
Denn die Lampe ist erloschen und der Bruder ihr geschenkt.

48. Die Begegnung.

Von J. N. Vogl.

Hell schaut der Mond aus den Wolken grau
Auf das Kloster La Trappe, auf den alten Bau;
Aus den Zellen ringsum, so dumpfig und graus,
Sieht gespenstigen Auges die Nacht heraus.

Da schallen im öden, düsteren Gang
Sich Schritte entgegen mit hohlem Klang,
Zwei Mönche sind's — so finster und bleich,
Zwei Wandelnden aus dem Grabe gleich.

Sie haben geendet ihr Nachtgebet,
Nun jeder zurück zur Zelle geht,
Doch mitten des Wegs, im Mondenlicht,
Da schauen sich beide ins blasse Gesicht.

Und ein Schrei erschallet aus beider Mund,
Der grausig nachhallt im öden Rund,
Denn jeder erkennt, zu Freud und Pein,
In dem andern Mönch den Bruder sein.

Und beider Wangen, gebleicht von Qual,
Werden wieder roth mit einem Mal,
Und jeder streckt aus den zitternden Arm,
Den Bruder zu drücken ans Herz so warm.

Da mahnt sie's im Innern: „Gedenket der Pflicht,
Eure Zunge ist todt, belebet sie nicht,
Was euch band, ist zerrissen, ihr kennet den Eid,
Für euch ist auf Erden nur Buß' und Leid."

Und es sinket ihr Arm, und es wanken die Zwei,
Eine Thräne im Aug', an einander vorbei;
Ihre Schritte verhallen, — mit bleichendem Schein
Hüllt traurig der Mond ins Gewölke sich ein.

---

49. Der König von Thule.

Von Goethe.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterssaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

50. Das Schloß am Meere.

Von Uhland.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

51. Der Pilgrim von St. Just.

Von Platen.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

52. Die stille Gemeinde.

Von Chamisso.

Der Muse folgt nach der Bretagne Strand;
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.

Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte,
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.

Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:

„Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben,
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren."

Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Thurm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."

Das Wort ward That. Um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.

Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die wiederspenstig starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.

Noch hört nicht auf allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.

Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?

Es fahren Boote, schwenken sich zum Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht,
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.

Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
as ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schaar sich zugewandt mit Zuversicht.

Ein schwanker Nachen auf bewegter Fluth,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.

Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schaar.

Und der Geächtete, den in der Runde
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde.

Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du: vergib uns unsre Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben.

Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns ausersehen,
Wenn nicht, gib ihn zu leeren uns Geduld.

Denn dein, nicht unser Wille soll geschehen,
Dein ist die Kraft, dein ist die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich bestehen.

Wir Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angesicht
Von unserm Land und unsrer Obrigkeit.

Geh nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd sich aus deiner Hand gewunden;
Was sie gethan, sie wissens selber nicht.

Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmüthiglich bekannt, und Trost hienieden
In Lieb' und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim versöhnten Herzens und in Frieden."

---

53. Die stille Gemeinde.

Von J. v. Eichendorf.

Von Bretagne's Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein trostreich her
Zwischen uralten Bäumen.

Das Kornfeld und die Wälder weit,
Rauschten im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut
Vom grünen Felsenkranze.

Denn auf des Kirchhofs schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

Sie hatten am Kreuz auf stiller Höh'
Feldflasch' und Säbel hangen,
Derweil sie, statt des Kyrie,
Die Marseillaise sangen.

Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum,
Todtmüde von schweren Wunden,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

Er sprach verwirrt: „Da drüben stand
Des Vaters Schloß am Weiher,
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer!

Ich seh ihn noch, wie durch den Sturm
Zwischen den feur'gen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Thurm
Sein Banner hat geschwungen.

Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahn' im Wind zerflogen;
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand,
Theilt' er die Flammenwogen.

Er sah so wunderbar auf mich;
Ich konnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden.

Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen,
Und seh' in rothem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen.

Es sollen keine Glocken gehn,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden stehn,
Um Narren zu bethören!

Und dieses Kirchlein hier bewacht,
Sie sollen nicht Messe singen,
Wir reißen's nieder über Nacht,
Licht sei, wohin wir dringen!" —

Und als die Nacht schritt leis daher,
Der Hauptmann stand am Strande,
So still im Wald, so still das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

Im Wind die Glock' von selbst anschlug,
Da wollt' ein Hauch sich heben,
Wie unsichtbarer Engel Flug,
Die über's Wasser schweben.

Nun sieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen;
Er dacht', wie ist der schöne Stern
Dort in die Fluth gekommen?

Am Ufer aber durch die Nacht
In allen Felsenspalten
Regt sich's und schlüpft es leis und sacht,
Viel dunkle, schwanke Gestalten.

Nur manchmal von den Buchten her
Schallt Ruderschlag von weitem,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

Der wächst und breitet sich im Nahn,
Und streift mit Glanz die Wellen,
Es ist ein kleiner Fischerkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand,
Als wie der Hirt der Wogen.

Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun über'm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbarer Weise,
Und auf den Ruinen lag ringsher
Die stille Gemeinde im Kreise.

Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Dem Hauptmann schauert im Herzensgrund,
Es war sein alter Vater.

Da taumelt' er und sank ins Gras,
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus allen Wunden.

Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen todten Mann sie finden —
Voll Graun sie sprengen fort durch's Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

Sie stürzten sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben,
Das Kirchlein aber steht noch heut
Unter den Linden droben.

---

54. Der Renegat.

Von R. E. Prutz.

Horch die Cithern, horch die Cymbeln, wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau, die süßen, wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte hochgeprieſ'ne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Christen kamen,
Und den Koran statt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen spendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je so mächtig, je so reich und groß, wie er.

Und die Sklavin, heiter lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hat's verboten, Mahomed, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste, Sulima gebeut es dir." —
„„Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir!"" —

„Herr! was ist dir? Laß mich's wissen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste Leu und Tigerthier zu jagen?
Oder willst den Säbel prüfen an des Christen feilem Haupt?" —
„„Nenn', o nenne nicht den Namen Eines, der an Christus glaubt!""

Sprach's und schwieg und schloß die Augen; denn, als würd' er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanein;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh' ihn Meer und Schicksalsstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand.

Sieht die Schwestern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüberknieen mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleichwie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll, und doch voll Sorge, sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen.
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pocht's mit tausend Schlägen.
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm ins Ohr:
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor!" —

Hört's und schlug empor die Augen. „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sind's, die treuen, lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland,
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!"

Durch die Reihen schritt der Alte; 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz, standen dicht gedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, schien getrost und ohne Zagen,
In den Sand sah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geschlagen;
Oft geküßt von seinen Lippen, an den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geschnitztes, er mit beiden Händen fest.

Um sein rosig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesstreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit freundlich stolzen Augen dreist dem Fürsten ins Gesicht,
Und die Wangen blieben rosig, und sein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen sah das Kreuz und sah den Knaben;
Eine Thräne schien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaste, Keiner wußte, was ihm sei; —
Aber noch am selben Tage ließ er alle Christen frei.

---

55. Die Bürgschaft.

Von Schiller.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„„Die Stadt vom Tyrannen befreien!““
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„„Ich bin — spricht jener — zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.““

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,

Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom — und ein Gott hat Erbarmen —

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!“
Und Drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee —
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen!“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.

Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum König bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen.
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

---

56. Tell's Tod.

Von Uhland.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
Der Tell ist todt, der Tell!

Wär ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Und trät in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Todten Haupt im Arme,
Sprách ich mein Klagelied:

„Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht das greise Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen
Dem Strafgericht ein Mal,
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wider
Das Lied von deinem Tod."

57. Der Kampf mit dem Drachen.

Von Schiller.

Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, — kommt und schaut! —
Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel' Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns, des Täufers, Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch, sprich: was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und Alle rings herum erbleichen;
Doch er mit edelm Anstand spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt:
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevelm Muth gewaget!"
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit gesetztem Geist;
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier;
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhob das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen' es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm,
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
„„Mich zieht es nach der Heimath fort."""
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich ward das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen;
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,

Von adeliger Zucht entstammet;
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen,
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath;
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch, hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und niedersteig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;

Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen:
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neu gestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und, zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand.
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck!
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand,
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihn mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

---

58. Der Waller.

Von Uhland.

Auf Galiziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort,

Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart:
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm und Beine
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, den er umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu;
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen,
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt;
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Gluth ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder,
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

59. Arion.

Von A. W. von Schlegel.

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben,
Wie will ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm;
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm."

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heim zu kommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

„Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich, nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!"

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin."

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vor zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß ich euch!

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh!
Den Gast zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!" —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier;
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte,
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen!
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn!
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galathea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthos Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich, unbesorgt." —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke."
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.

„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden!
O schläng uns nur die Erd' hinein:"

„Er lebet noch, der Töne Meister,
Der Sänger steht in heil'ger Hut,
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönes euren Muth!"

60. Die Kraniche des Ibykus.

Von Schiller.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt vom hohen Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch —
Mein Loos, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.

„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und, schwer getroffen, sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört — schon kann er nicht mehr sehn —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und, während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen —
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen:
Von Cekrops Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'sche Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und, wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele:
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und, glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzem Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die, unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

61. Des Sängers Fluch.

Von Uhland.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh' dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum versendet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

---

62. Des Sängers Wiederkehr.

Von Uhland.

Dort liegt der Sänger auf der Bahre,
Deß bleicher Mund kein Lied beginnt,
Es kränzen Daphne's falbe Haare
Die Stirne, die nichts mehr ersinnt.

Man legt zu ihm in schmucken Rollen
Die letzten Lieder, die er sang;
Die Leier, die so hell erschollen,
Liegt ihm in Armen, sonder Klang.

So schlummert er den tiefen Schlummer,
Sein Lied umweht noch jedes Ohr,
Doch nährt es stets den herben Kummer,
Daß man den Herrlichen verlor.

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,
Cypressen wuchsen um sein Grab;
Die seinen Tod so herb empfunden,
Sie sanken alle selbst hinab.

Doch, wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

63. Der Graf von Habsburg.

Von Schiller.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk, in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden,
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.

„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet. —
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott! rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst:
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben. —

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen sechs liebliche Töchter,
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

---

64. Der Sänger.

Von Goethe.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!

Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gib mir nicht!
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

65. Bertran de Born.

Von Uhland.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er sich noch aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten,
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

B. Rein-lyrische Gedichte.

1. Andacht.

Von Ludwig Tieck.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt,
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt,

O dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall?

---

2. Zuversicht.

Von L. Tieck.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort:
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such' es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

---

3. Herr, du bist groß.

Von Joh. Gabr. Seidl.

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn im Osten
Der Tag wie eine Feuerrose erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmuth sich aufs All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!" — so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

---

4. Trost in der Natur.

Von Just. Kerner.

Das Schicksal hat verschlagen
Mich an so manchen Ort,
Wo Andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch gesunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,
Die Menschen ließ ich schalten,
Gott! — die sind kalt und arm.

5. Sonne und Wolke.

Von Rückert.

Wenn Gottes Schöpfung wundervoll
Im Auge sich verklären soll,
Muß hier die Sonne scheinen
Und dort die Wolke weinen;
Sieh, wie die junge Blüthe schwoll
An allen Frühlingshalmen!

Und wenn der Regenbogen soll
Den Glanz entfalten farbenvoll,
Muß hier die Wolke weinen
Und dort die Sonne scheinen:
O Himmelsschacht, der überquoll
Von Liebesedelsteinen!

Und wenn dein Herz von Wonne voll
In Wehmuth überfließen soll,
Muß hier die Sonne scheinen
Und dort die Wolke weinen;
Die Erde fordert ihren Zoll,
Der Himmel fordert seinen.

6. Rhonegletscher.

Von K. E. Ebert.

Ich hatte längst dich liebgewonnen,
Geschäftig waltende Natur,
In deinen Blumen, Sternen, Sonnen,
In deinen Quellen, deiner Flur;
Und so mich schweres Leiden drückte,
Und arm ich war, dem Aermsten gleich,
Wenn ich in deinen Reichthum blickte,
Da war ich auch gleich wieder reich.

So bin ich denn heraufgezogen
Bis an der Erde höchste Höhn,
Dort oben in den blauen Bogen
Dein Wirken, Herrliche, zu sehn;
Ich ließ den Wassersturz zur Seite,
Ich sprang vorbei am blühnden Hang;
Hinauf, und höher stets ins Weite
Trieb mich der Sehnsucht heißer Drang.

Doch immer mehr begann zu zaudern
Der kurz vorher so flinke Schritt,
Ich sah um mich, und sah mit Schaudern
Ein ödres Land bei jedem Tritt;
Da war nur Steingeröll und Klippe,
Was rings sich bot zu banger Schau,
Vergelbtes Gras am Felsgerippe,
Sonst alles kahl, und nackt und grau.

Da klagt' ich: „O du glühend Streben,
Wie täuschtest grausam du mein Herz,
Ich finde Tod, und suchte Leben,
Ich suchte Lust, und finde Schmerz!"
Ich sprach's, und innerlich erbittert,
Klomm ich zum Gipfel, der schon nah,
Und blickte auf, und, wie erschüttert
Vom Schlag des Donners, stand ich da.

Denn unter mir in Stundentiefe
Lag Eis, gethürmt zu mächt'gen Höhn,
Als ob allhier der Winter schliefe,
So wahrlich war es anzusehn;
Und wundersam im Sonnenscheine,
In Gelb und Blau und Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So flammt' und flimmerte das Eis.

Auf rief ich nun: „Ich Thor der Thoren,
Die höchsten Kräfte klagt' ich an;
Sie, die so Herrliches geboren,
Hat dieses Wunder auch gethan.
Und bildet sich, gewohnt zu wirken,
In diesem öden Felsverließ,
In diesen eisigen Bezirken,
Aus Frost ein neues Paradies.

Und wo kein Baum, erquickt vom Strahle,
Kein Strauch lebt, keine Stimme schallt,
Schafft sie aus Eis sich Berg' und Thale,
Und Kluft und Ebne, Busch und Wald,
Und läßt Paläste mitten innen,
Und Thurm und Warte sich erbaun,
Die mit den Gold- und Silberzinnen
Die seltne Schöpfung überschaun.

Und daß sie auch den Drang erfülle,
Zu nützen all- und überall,
So rieselt aus der schnee'gen Hülle
Die rege Fluth in stetem Schwall,
Und stürzt hinunter in die Lande,
Und schwillt, und stärkt sich mehr und mehr,
Und schlingt als Strom die Segensbande
Um viel beglückte Fluren her."

7. Bergmannslied.

Von Novalis.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jegliche Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut!

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß, noch Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edeln Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der freie Herr der Welt.

---

8. Des Knaben Berglied.

Von Uhland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

9. Mein Fluß.

Von Eduard Mörike.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal,
Und küsse Brust und Wange!
Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder;
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt;
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit Jahr und Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als wolltest du im Land umher,
Man weiß nicht wen drum fragen.

Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein;
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen.

Was ist so tief, so tief, wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh;
Die lieben Sterne führe du
Zu ihrer Mutterquelle!

10. Die Forelle.

Von Wilhelm Müller.

In der hellen Felsenwelle,
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Ueberspritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad', als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Fluth.

Ueber einem blauen Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine;
Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie,
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten sich in ihre Fluth.

Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle,
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn,
Ueber Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Frisch in jedes Element.

11. Begrüßung des Meeres.

Von A. Grün.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, abnungschwer,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmuth sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein theures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu.

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten,
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein krystallner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten stille Wandler,
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen Ocean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frühroth
Stets nur Thau den Bäumen zollt.

Zu dem Herrn empor mit Thränen
War mein Aug' im Dom gewandt,
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland;

Weinend öffnet' ich die Arme
Als ich der Geliebten nah;
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst ersah.

12. Meeresstille.

Von Goethe.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

13. Glückliche Fahrt.

Von Goethe.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,

Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

14. Meeresstille.

Von N. Lenau.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh!

Du allein nur konntest lehren
Uns den schönen Wahn
Seliger Musik der Sphären,
Stiller Ocean!

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief ungestört,
Daß die Seele wohl ihr eigen
Träumen klingen hört;

Daß im Schutz geschloßnen Mundes
Doch mein Herz erschrickt,
Das Geheimniß heil'gen Bundes
Fester an sich drückt.

15. Sturmesmythe.

Von N. Lenau.

Stumm und regungslos in sich verschlossen,
Ruht die tiefe See dahingegossen,
Sendet ihren Gruß dem Strande nicht;
Ihre Wellenpulse sind versunken,
Ungespüret glühn die Abendfunken,
Wie auf einem Todtenangesicht.

Nicht ein Blatt am Strande wagt zu rauschen,
Wie betroffen stehn die Bäume, lauschen,
Ob kein Lüftchen, keine Welle wacht?
Und die Sonne ist hinabgeschieden,
Hüllend breitet um den Todesfrieden
Schleier nun auf Schleier stille Nacht.

Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverworrnen Schaaren
Um die stille Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen:
„Lebst du noch?" in lauten Donnerklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen,
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb' ein Lied im Sturmeschor.

16. Im Walde.

Von Joseph von Eichendorff.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

17. Waldandacht.

Von Fr. Rückert.

Orgeltöne brausen
Durch der Tannen Haar,
Und mit stillem Grausen
Knie ich am Altar,
Den in Waldeshallen
Mir der Frühling baut,
Und des Herzens Wallen
Wird im Liede laut.

Seinen Sabbath feiert,
Schöpfung, der dich schuf,
Und die Seel' umschleiert
Seines Friedens Ruf.
Wenn du Vaterstrafen,
Kind, nicht fürchten mußt,
Kannst du ruhig schlafen
An der Mutter Brust.

18. Morgenlied.

Von Wilhelm Müller.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

19. Morgenwanderung.

Von Emanuel Geibel.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelnden Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

20. Sonntag.

Von Joseph von Eichendorff.

Die Nacht war kaum verblühet,
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume über's Haus
Sahn weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschaar,
Thauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht': ihr kleinen Bräute,
Was schmückt ihr euch so sehr? —
Da blickt die eine her:
„Still still! 's ist Sonntag heute.

Schon klingen Morgenglocken,
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald."
Da kniet' ich froh erschrocken.

21. Schäfers Sonntagslied.

Von Uhland.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

22. Sonntagsfrühe.

Von Robert Reinick.

Aus den Thälern hör ich schallen
Glockentöne, Festgesänge,
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunkeln Buchengänge,
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket
Wallen Menschen allerwegen;
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Gehn dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie so still die Bäche gleiten,
Wie so licht die Blumen blinken!
Und aus längst entschwundnen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken, —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht' ich spielen!

23. Der Frühlingsabend.

Von Friedrich Matthisson.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ewgen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf Eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht,
Du winkst, wenn dort im unermeßnen Raum
Ein Sonnenball vergeht.

---

24. Abendlied.

Von Fr. Rückert.

Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie über'm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu,
Beim Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

Nun hat der müde Silfe
Sich unter's Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert, thaubenetzt.

Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Heerde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimath ist.

25. Schlaf ein, mein Herz.

Von Rückert.

Schlaf ein, mein Herz, in Frieden!
Den müden Augenlieden
Der Blumen hat gebracht
Erquickungsthau die Nacht.

Schlaf ein, mein Herz, in Frieden!
Das Leben schläft hienieden,
Der Mond in stiller Pracht,
Ein Auge Gottes, wacht.

Schlaf ein, mein Herz, in Frieden!
Von Furcht und Graun geschieden!
Der Welten hat bedacht,
Nimmt auch ein Herz in Acht.

Schlaf ein, mein Herz, in Frieden,
Von bösem Traum gemieden,
Gestärkt von Glaubensmacht,
Von Hoffnung angelacht.

Schlaf ein, mein Herz, in Frieden!
Und wenn dir ist beschieden
Der Tod hier in der Nacht,
So bist du dort erwacht.

26. Abendlied.

Von Heinr. Hoffmann von Fallersleben.

Herz, und verlangst du nicht Ruhe?
Welt ist so still wie das Grab;
Hinter die dunkele Fluhe
Sank schon die Sonne hinab.
Horch, und die Glocke sie läutet zum Ruhn.
Ruhe, ruhe du nun!
Läutet dir, dir auch zum Ruhn.

Flieht nicht die herrlichste Wonne,
Ehe der Morgen erwacht?
Sind nicht erloschen der Sonne
Strahlen in finsterer Nacht?
Horch, und die Glocke sie hallt und verhallt,
Hallt, verhallt, und wie bald
Schweigest auch du, o wie bald!

27. Gute Nacht.

Von Geibel.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palast.
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten um's Feuer Rast.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,

Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leis und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gute Nacht denn all' ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

28. Wandrers Nachtlied.

Von Göthe.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

29. Ein gleiches.

Von Göthe.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

30. An die Sterne.

Von Fr. Rückert.

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen bessrer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
In's umwölkte Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Träumt sich auch in jenem Raum
Eines Lebens flücht'ger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenseit unsrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht schon Himmelsruh
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einst dem Müden
Auf den goldnen Aun
Ungetrübter Frieden
In die Seele thaun?

Sterne,
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geist den Fittig hebt,
Und zu eurem Frieden schwebt,
Hang' an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubevoll!
O, ihr hellen, schönen,
Könnt ihr täuschen wohl?

31. Nacht.

Von Ludwig Tieck.

In Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht,
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

32. An den Mond.

Von Göthe.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

33. Nacht liegt auf den fremden Wegen.

Von H. Heine.

Nacht liegt auf den fremden Wegen. —
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie stiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheuchest du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

34. Frühlingseinzug.

Von Wilh. Müller.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust
Geschwinde, geschwinde,

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart,
Nach solcher wilden Buben Art,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon —
Horcht, horcht, es ist sein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein backebackig rothes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der sanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch,
Geschwinde, geschwinde.

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Widerhall,
Ein Widerhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust,
Geschwinde, geschwinde!

35. Frühlingsglocken.

Von R. Reinick.

Schnee-Glöckchen thut läuten:
Kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;

Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all'
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Mai-Glöckchen thut läuten:
Bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam!
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit,
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musiciren!

Blau-Glöckchen thut läuten:
Bim-bim-bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!
Heut' Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß:
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall,
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd',
Ist auch der Frühling schon ferne,
Sie hatten ihn alle so gerne!

36. Lob des Frühlings.

Von Uhland.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

37. Frühlingsgruß.

Von H. Heine.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus ins Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen;
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich laß sie grüßen.

38. Frühlingslied.

Von J. Mosen.

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen:
Heraus! Heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! Heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich,
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt er freundlich mich,
Und rief': Du finstres Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durch's ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blüthenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus?

Ade, mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

39. Künftiger Frühling.

Von Uhland.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

40. Ostern.

Von J. von Eichendorff.

Vom Münster Trauerglocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Todten singen,
Die Lerchen jubeln: wache auf!
Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht;
Die Ströme hell durch's Land sich strecken,
Der Wald ernst wie in Träumen spricht;
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit in's Land man schauen mag.
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern,
Als wie ein Auferstehungstag.

41. Ostermorgen.

Von Em. Geibel.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet,
Und schmettert' hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durch's Thal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüthen roth,
Ihr sollt es alle mitverkünden:
Die Lieb' ist stärker, als der Tod.

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt;

Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein.

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht;
Ihr Grübler, die ihr fernverloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn —
Wacht auf, die Welt ist neugeboren;
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward,
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da.

42. Frohe Botschaft.

Von Em. Geibel.

Nach langem, bangem Winterschweigen
Willkommen heller Frühlingsklang!
Nun rührt der Saft sich in den Zweigen,
Und in der Seele der Gesang.
Es wandelt unter Blüthenbäumen
Die Hoffnung über's grüne Feld;
Ein wundersames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
O Seele, dich gefesselt hielt;
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing' im Blauen spielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die rothen Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft.

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld:
O glaube, größer ist die Gnade,
Und unergründlich ist die Huld.
Laß nur zu deines Herzens Thoren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

43. Im Sommer.

Von J. Mosen.

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh ich wohl einher,
Wenn die Aehren all erblassen
Von verborgnem Segen schwer;
Und so wandl' ich hin und sinne,
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

44. Das Gewitter.

Von Fr. L. Stolberg.

Im schwülen Süden schwollen
Die Wolken, und es rollen
Schon ferne Donner her;
Der Lüfte kundig schweifet
Die leichte Möw' und streifet
Den Flügel in das Meer.

Die dunkeln Wolken brausen;
Vom hohen Ufer sausen
Die Winde bis in's Thal;
Von Stürmen ausgewittert,
Rauscht laut der Wald und zittert
Schon vor dem nahen Strahl.

Um seine Wipfel schwirren
Die Reiher, und es girren
Die Turteltäubchen bang;
Die Vögel aus den Lüften
Verbergen sich in Klüften,
Im jähen Felsenhang.

Den Saum der Wolke malet
Die Sonne noch, und strahlet
Durch reger Büsche Laub;
Auf goldnem Strahle schwebet
Die Sonnenflieg' und bebet
Und schießt auf ihren Raub.

Der schwere Himmel sinket,
Die ferne Aue trinket
Den milden Regen ein;
Die Lüfte werden trüber,
Die Wolke zieht herüber
Und birgt der Sonne Schein.

Willkommen, milder Regen,
Es rauschet Gottes Segen
Vom tiefgewölbtem Grau!
Aus Gottes Hand gegossen,
Erquickt er Keim und Sprossen,
Und tränket Feld und Au.

Das lebende Gewimmel
Verstummt dem nahen Himmel
In wacher, froher Ruh;
Gehüllt in zarten Schleier
Gibt die Natur die Feier
Von ihren Kindern zu.

Und was am Stengel bebet,
Und was im Staube webet,
Saugt neues Leben ein;
Das zarte Gräschen wanket,
Und festgeklammert schwanket
Am Halm das Würmelein.

Die Donner Gottes schallen,
Die Blitze Gottes fallen,
Wir aber zagen nicht!
Die Blitze Gottes spalten
Die Wolken und entfalten
Sie nicht zum Strafgericht!

Denn Gottes Rechte röthet
Den Flammenpfeil! Und tödtet
Uns himmlisches Geschoß;
So wird ein Flammenwagen
Die Kinder Gottes tragen
In ihres Vaters Schooß.

Es möge vor Gewittern
Der bleiche Sünder zittern,
Wo ein Gewölk ergraut;
Gewitter, Sturm und Regen
Verkünden Gottes Segen
Dem, welcher ihm vertraut.

45. Herbstlied.

Von Em. Geibel.

Es schleicht um Busch und Halde
Der Sonnenstrahl so matt,
Im herbstlich stillen Walde
Fällt langsam Blatt um Blatt.
Die Welt versinkt in Todesruh,
Was ist's denn mehr? Auch du, auch du,
Mein Herz, du findest balde
Die rechte Lagerstatt.

Du brachst am Lebenssteige
Die Früchte, die er bot,
Der Jugend Rosenzweige,
Der Minne Himmelsbrot.
Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb', das letzte Laub —
So neige dich, o neige
Dich lächelnd in den Tod.

46. Der Herbst.

Von Fr. Rückert.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er ist die Zeit im Jahre,
Die im Lebenskreise bist,
Alter, du, und ich gewahre,
Daß an dir mein Jahr nun ist.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er spät vom frühen Jahre
Bringt den milden Widerglanz,
Wie ich flecht' in greise Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er feierlich die Bahre
Der erblichnen Freuden schmückt,
Und ich an mir selbst erfahre,
Daß die Wehmuth mich beglückt.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er bringt zu Markt als Waare
Frucht, die flücht'ge Blüthe war;
Wie ich meinem Winter spare,
Was mein Sommer heiß gebar.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Der das beste Korn vom Jahre
Ausstreut für die künft'ge Zeit,
Wie ich Keim' in mir bewahre,
Reifend zur Unsterblichkeit.

47. Herbst.

Von Joseph von Eichendorff.

Es ist nun der Herbst gekommen,
Hat das schöne Sommerkleid
Von den Feldern weggenommen
Und die Blätter ausgestreut,
Vor dem bösen Winterwinde
Deckt er warm und sachte zu
Mit dem bunten Laub die Gründe,
Die schon müde gehn zur Ruh.

Durch die Felder sieht man fahren
Eine wunderschöne Frau,
Und von ihren langen Haaren
Goldne Fäden auf der Au
Spinnet sie und singt im Gehen:
Eya, meine Blümelein,
Nicht nach Andern immer sehen,
Eya, schlafet, schlafet ein.

Und die Vöglein hoch in Lüften
Ueber blaue Berg und Seen
Ziehn zur Ferne nach den Klüften,
Wo die hohen Cedern stehn,
Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Bräutigams Gruft
Engel Hosiannah singen
Nächtens durch die stille Luft.

48. Winterlied.

Von Joh. Gaudenz von Salis.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell, wie Krystall,
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß,
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt, nackt und kraus,
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht
Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach, es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise pipet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune.
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf festgediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan,
Und blicke froh in's Weite;
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

49. Hoffnung.

Von Em. Geibel.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur ihr Stürme, blast mit Macht
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze in's Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden,
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

50. Weihnachtsfest.

Von R. Reinick.

Der Winter ist gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt ist an den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Aesten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern' doch seh' ich glänzen
Mit all' den weichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude gibt es kaum!

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sahn den Engel stehn,
Da staunten sie wohl alle,
Wie wenn zum erstenmale
Die Kindlein einen Christbaum sehn.

Doch was ist all' Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beschert,
Gedenk ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schaar:
„Gott in der Höh soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

Drum pflanzet grüne Aeste
Und schmücket sie auf's beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh soll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

50. Neujahr.

Von Victor Strauß.

Auf des neuen Jahres Schwelle
Heben wir zu dir die Hände,
Dessen Liebe sonder Ende
Uns bis hieher hat gebracht.
Habe Dank, du Lebensquelle
Die uns immer frisch getränket,
Führer, der du uns gelenket,
Hüter, der du uns bewacht.

Welchen Segen, welch Erbarmen,
Welche Freundlichkeit und Gnade
Ließest du auf unsre Pfade
Niederstrahlen immerdar!
Ja, du trägst uns in den Armen,
Und mit Frieden und Vertrauen
Können wir hinüberschauen
In das neue künft'ge Jahr.

Bleib nur du in unsern Herzen,
Halt' uns dir nur fest verbunden,
Dann sind unser alle Stunden,
Und Vergangnes drückt uns nicht.
Magst du dann auch Gram und Schmerzen,
Auch Verlust und Leid uns schicken, —
Die auf dich vertrauend blicken,
Stehn, ob Alles um sie bricht.

Wir befehlen, Hirt der Heerden,
Leib und Seele deinen Händen.
Alles Uebel wollst du wenden
Und uns leiten immerdar.
Immer völliger zu werden,
Immer mehr vom Geist getrieben,
Führ' uns selbst und unsre Lieben
Gnädig auch im neuen Jahr.

52. Wanderlied.

Von Fr. Rückert.

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemuth hinschreiten.
Die Felder sind wohl angebaut
Für Andre und von Andern;
Ihm aber, der sie sich beschaut,
Gehören sie jetzt beim Wandern.

Durch Wiesen schlängelt sich ein Pfad,
Wie zwischen Blumenbeeten.
Ich weiß nicht, wessen Fuß ihn trat;
Er ist für mich getreten.
Und neben in das Gras hinein,
Wo sie wohl Futter holen;
Das Grün ist auch beim Wandern mein,
Ein Teppich für meine Sohlen.

Der Baum, der hier am Wege steht,
Wem mag er Frucht erstatten?
Doch weil mein Weg vorübergeht,
So gibt er mir den Schatten.

Sie haben ihn hieher gesetzt
Wohl nicht zu meinem Frommen;
Ich aber glaube, daß er jetzt
Sei eigens für mich gekommen.

Der Bach, der mir entgegen rauscht,
Kommt her mich zu begrüßen,
Durch Reden, die er mit mir tauscht,
Den Gang mir zu versüßen.
Und wenn ich seiner müde bin,
Er wartet auf mein Winken,
Gleich wendet er sich zur Rechten hin,
Und ich zieh' fort zur Linken.

Die Lüfte sind mir dienstbar auch,
Die mir im Rücken wehen.
Sie wollen doch mit ihrem Hauch
Mich fördern nur im Gehen.
Und die in's Angesicht mich küßt,
Sie will mir auch nicht schaden:
Es ist die Ferne, die mich grüßt,
Zu sich mich einzuladen.

Der Regen und der Sonnenschein
Sind meine zwei Gesellen,
Die, einer hinterm andern drein,
Abwechselnd ein sich stellen.
Der Regen löscht der Straße Staub,
Die Sonne macht sie trocken;
Daneben wollen Gras und Laub
Sie aus dem Boden locken.

Und spannt in ihrem Wechselspiel
Sich aus ein Regenbogen.
Komm' ich, entgegen meinem Ziel,
Darunter her gezogen.
Der Bogen ist für mich gespannt,
Weil ich darunter walle;
Zu Trägern sind die Berg' ernannt,
Daß er auf mich nicht falle.

Und wo ein Dorf entgegen tritt,
Da hör' ich Glocken läuten;
Sie meinen selber mich damit,
Was könnt' es sonst bedeuten?
Sie läuten etwan einer Braut,
Vielleicht auch einem Todten;
Ich aber deut' auf mich den Laut:
Ein Gruß wird mir geboten.

So zieh' ich im Triumphgesang
Entlang die lange Straße,
Und nie wird mir um etwas bang,
Das ich im Rücken lasse,
Wie Eines hinter mir entweicht,
So kommt gleich her das Andre,
Und nie hab' ich das End' erreicht
Der Welt, so weit ich wandre.

53. Reiselied.

Von J. von Eichendorff.

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sein vor allen,
Wer's Reisen wählen will.

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durchs Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich:
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

54. Warnung vor dem Rhein.

Von Karl Simrock.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei,
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus.
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein!"
Und kehrest nicht wieder nach Haus.

---

55. Die Auswanderer.

Von Ferd. Freiligrath.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missuri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Heerdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt. — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

56. Heimweh.

Von Em. Geibel.

O Heimathliebe, Heimathlust,
Du Born der Sehnsucht, unergründet,
Du frommer Strahl in jeder Brust,
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's vom ew'gen Schnee gedrückt:
Wohl Keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bittres Brod gegessen.
Doch wer, vom eignen Heerd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o wilde Heimathlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist du's, die im Frühlingswalde,
Im Veilchenhag, umspielt vom West,
Das arme Kind der eis'gen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Judas Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimathsel'ger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen.

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Aegeus Fluth wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ist's schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich krystallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Citherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zack'gem Fels, und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig athmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knien,
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee!

57. Im Vaterland.

Von R. Reinick.

Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer;
Doch was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt', in solchem Sonnenschein
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunknen Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie sang der lieben Vöglein Schaar
Im Frühling doch so hell und klar
Im Vaterland!
So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag zu heiß und licht;
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!
Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
Du lösest ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund,
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland!
Gleich wie die Lerche, schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe deutsche Vaterland!

58. Mein Vaterland.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland.

59. Aus dem ausgewanderten Dichter.

Von Ferd. Freiligrath.

1.

Oft wandl' ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und vom Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

2.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!" —

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

3 *).

Die Indianer sitzen um die Flamme,
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteste vom Stamme —
Spricht zu den Andern also einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah:
Nie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reihn glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand er oft sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah erst jetzt, daß Keiner ihn vernommen,
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich schauen!"

*) Obgleich dieses den Cyclus abschließende Gedicht epischen Charakters ist, so findet es hier dennoch als Ergänzung zu den vorhergehenden Gedichten eine geeignete Stelle.

60. Ein Fichtenbaum steht einsam.

Von H. Heine.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

61. Der Wanderer in der Sägemühle.

Von J. Kerner.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wann kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

62. Der Einsiedler.

Von J. v. Eichendorff.

Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
Die Lüfte alle schlafen;
Ein Schiffer nur noch, wandermüd',
Singt über's Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hafen.

Die Jahre wie die Wolken gehn,
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen;

Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.

O, Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd' gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt,
Laß ausruhn mich von Lust und Noth,
Bis daß das ew'ge Morgenroth
Den stillen Wald durchfunkelt.

63. Der König auf dem Thurm.

Von Uhland.

Da liegen sie alle, die grauen Höhn,
Die dunkeln Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für Alle hab' ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift durch den Sternenraum!
Zu dir ja schau' ich liebend empor,
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäuselt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt,
Wann darf ich rasten einmal?

O selige Rast, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie säumst du so lang,
Da ich schaue der Sterne lichteren Schein,
Und höre volleren Klang!

64. Die Kapelle.

Von Uhland.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

65. Das Grab.

Von Joh. Gaudenz von Salis.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaßne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

66. Meiner Mutter.

Von Franz Dingelstedt.

Da schwingt sich über Thal und Hügel
Ein herbstlich Blatt hinauf zu dir,
Und bringt dir auf des Windes Flügel
Den schönsten, wärmsten Gruß von mir;
Der soll sich denen eng vereinen,
Die heute feiernd dich umwehn,
Daß du und alle Lieben meinen
Mich selbst in ihrem Kreis zu sehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre
Von tausend Stimmen voll und mild,
Ein Blumenkranz wie für Altäre,
Ein Licht wie vor ein Heiligenbild!
Daß Töne in den Saiten schliefen
Wie Orgelklang und Sturmesmacht,
Und jubelnd dir entgegenriefen,
Wie treu dein Sohn an dich gedacht!

O, wenn mir schon ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einst mein Sang mit Feuerzungen
An gleichgestimmte Herzen spricht:
Es war, es ist ja deine Seele,
Die, Mutter, sich in mir erschließt,
Bald weinend singt wie Philomele,
Bald adlergleich gen Himmel schießt!

Wer lehrte mich durch Frühlingsauen
Mit Frühlingssinn hindurchzugehn,
Die Wunder der Natur zu schauen
Und ihre Träume zu verstehn?
Wer zog die schwankenden Gestalten
Der Knabenbrust zum lichten Tag,
Und hieß zur Blüthe sich entfalten,
Was keimend und gebunden lag?

Und wenn ich bang durchs Leben irrte,
Das früh zu dunkeln schon begann,
Wenn sich mein Geist, der leicht verwirrte,
Mit düstrer Träumerei umspann,
So führtest du mit frommer Liebe
Mich in ein freundliches Asyl,
So fand der Blick, der thränentrübe,
In deinem Aug' ein tröstlich Ziel.

Wohl mit der Sehnsucht Bettelworte
An manche Thüre klopft' ich an,
Doch ward dem Wandrer keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan;
Wenn Andre kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurst verhöhnt,
Hast du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir selber ausgesöhnt.

Und wie du stets mit Muttersorgen
Den kranken Liebling treu beschirmt,
Wenn durch der Jugend grauen Morgen
Des Todes Schreckenshauch gestürmt:
So hast du auch mit starkem Schilde
Den innren Feind mir abgewehrt,
Und mich mit heil'ger Frauenmilde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun dir als Schutzgeist nah zu sein,
Wie wollt' ich deinen Weg durch's Leben
Mit Frucht und Blüthe reich bestreun,
Wie sorgsam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüber Bahn,
Wie trüg' ich zu den ewigen Sternen
Auf Ruhmesflügeln dich hinan!

Statt dessen nimm mit alter Güte
Zum reichsten Fest den ärmsten Gruß,
Als wär' er eine frische Blüthe,
Auf deine Hand ein langer Kuß!
Fürwahr, der Gottes-Liedersegen
Wird heute erst mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein spätes Blümchen feiernd trieb!

---

67. Gesang der Jünglinge.

Von Uhland.

Heilig ist die Jugendzeit!
Treten wir in Tempelhallen,
Wo in düstrer Einsamkeit
Dumpf die Tritte widerschallen!
Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken.

Gehn wir ins Gefild hervor,
Das sich stolz dem Himmel zeiget,
Der so feierlich empor
Ueber'm Erdenfrühling steiget!
Eine Welt voll Fruchtbarkeit
Wird aus dieser Blüthe brechen.
Heilig ist die Frühlingszeit,
Soll an Jünglingsseelen sprechen!

Fasset die Pokale nur!
Seht ihr nicht so purpurn blinken
Blut der üppigen Natur?
Laßt uns hohen Muthes trinken!
Daß sich eine Feuerkraft
Selig in der andern fühle.
Heilig ist der Rebensaft,
Ist des Jugendschwungs Gespiele.

---

68. Ermunterung.

Von Joh. Gaudenz von Salis.

Seht, wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären;
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken,
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken,
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude!
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Gesang;
Athmet! sie duftet im Rosengestade;
Fühlet! sie säuselt am Bächlein entlang;
Kostet! sie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl;
Schauet! sie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Aussicht ins blumichte Thal.

Freunde, was gleiten euch weibische Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt sich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünscht ihr verzagend zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten ist noch nicht gethan:
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung ist Labsal dem wundesten Herzen,
Duldende stärket gelaßne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den sinkenden Muth,
Heget nur männliches, hohes Vertrauen:
Guten ergeht es am Schlusse noch gut.

Lasset uns fröhlich die Schöpfungen sehen,
Gottes Natur ist entzückend und hehr;

Aber auch stillen des Dürftigen Flehen
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' ist der schönste der Triebe,
Weiht nur der Unschuld die heilige Gluth.
Aber dann liebt auch mit weiserer Liebe
Alles, was edel und schön ist und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein jeder vermag:
O das erfüllet mit stillem Entzücken,
O das entwölket den düsterſten Tag.

Muthig! auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au;
Gräber, von Trauercypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen,
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot,
Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod.

---

69. Bundeslied.

Von E. M. Arndt.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor;
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem, heiligem Gefühl,
Drum muß die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

Das Dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reihn;
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben,
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

Das Vierte — hebt zur hohen Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue,
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!

Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

70. Das Lied von den deutschen Strömen.

Von Max von Schenkendorf.*)

Laßt uns die deutschen Ströme singen
Im deutschen festlichen Verein,
Und zwischendurch die Gläser klingen —
Denn sie beschenken uns mit Wein;
Auf ihre Töne laßt uns lauschen,
Die alle jetzt herüberwehn,
Und bald der Wellen lautes Rauschen,
Bald ihren leisern Gruß verstehn.

Zuerst gedenkt des alten Rheines,
Der fluthend durch die Ufer schwillt,
Und seines goldnen Labeweines,
Der aus der Traube lustig quillt;
Denkt seiner schön bekränzten Höhen
Und seiner Burgen im Gesang,
Die stolz auf jene Fluren sehen,
Die jüngst das deutsche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nordlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen
Eilt rasch und leicht der Neckar hin;
Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
Gewalt'ge Brücken drüber ziehn,
Doch spiegeln, gleich den schönsten Kränzen,
Sich Dörfer in der klaren Fluth,
Und dunkelblau, mit sanftem Glänzen,
Der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborgnen Quellen,
Im grünen, lustigen Gewand,
Um welches tausend Falten schwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land;

Die Städte, die sich drin erblicken,
Erzählen von vergangner Zeit,
Und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gaun der freien Sachsen
Ergeht sich stolz das Riesenkind;
Es sieht wie sonst die Eichen wachsen,
Doch sucht es seinen Wittekind,
Und denkt es der gesunknen Helden,
Dann zögert es im raschen Lauf,
Und wünscht, was alte Sagen melden,
Herauf, aus seiner Fluth herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
Wo Zwingherrnblut die Erde trank,
Und nach gelöstem Sklavenbande
Das Römerjoch zu Boden sank,
Vernimm, o Weser, unsre Grüße,
Sie sollen jubelnd zu dir ziehn;
Voll Ernst und stiller Würde fließe,
Du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin.

Es sei der Oder jetzt gesungen
Der letzte, schallende Gesang;
Einst hat ja laut um sie geklungen
Das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
In seiner ganzen Riesenmacht,
Da half der Helfer ihm von oben,
Geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
In ein gewaltig Heldenlied;
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch Eins erwerben auch zugleich;
Du, Herr, beschütz' es vor Gefahren,
Und zu uns komm' dein freies Reich!

*) In neuerer Zeit wird Karl Buchner mit Recht als der Verfasser dieses Liedes genannt.

71. Das Lied vom Rhein.

Von M. von Schenkendorf.

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen,
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon wie Wein
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht,
Und mein gebrochnes deutsches Recht?"

„O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen, adligen Gestalten,
Die Helden weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert."

„Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth,
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt."

Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wenn er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wenn meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art."

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm
Das heil'ge deutsche Kaiserthum.

Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

---

72. Des Deutschen Vaterland.

Von E. M. Arndt.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land,
Ist's Land der Schweizer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land,
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein!
Und gib uns rechten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

73. Lützow's wilde Jagd.

Von Th. Körner.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell, wie Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,

Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

74. Freie Kunst.

Von Uhland.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

75. Die Macht des Gesanges.

Von Schiller.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen —
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt —
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und, wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

---

76. Beruhigung.

Von B. Strauß.

O mein Herz, gib dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will.
Harre nur! vertraue still!
Geh des Wegs, den er dich sendet!
Er begann und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsing' ihm aus der Nacht;
Sieh, er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Noth und Sorg' umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär' auch alle Welt dir feindlich,
Rottete sich wider dich, —
Dank' ihm; o der Herr ist freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank' ihm; er schickt seinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennst du nicht sein Morgenroth?
Darfst du zagend rückwärts schauen,
Wenn dich Gluth und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten seines Willens sind;
Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

O so laß denn alles Bangen!
Wirke frisch, halt muthig aus!
Was mit ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.

Und ob Alles widersteht,
In Vertraun und in Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt er's zum schönsten Ende.

77. Die Nähe der Ewigkeit.

Von Albert Knapp.

Nur eine leichte Hütte,
Gebaut aus Fleisch und Bein,
Gefügt aus losem Kitte
Mein Wanderzelt zu sein,
Trennt mich mit schwachen Wänden
Von dir, o Ewigkeit.
Gott mag ein Lüftlein senden,
So sinket sie noch heut.

Vor jenem sel'gen Tage,
Wie vor des Abgrunds Gluth,
Vor ungemeßner Plage
Und unnennbarem Gut
Sind keine Berg' und Meere,
Noch ferngedehntes Land,
Nur dünngewebte Flöre
Und Schleier vorgespannt.

Hier schon gibt dir der Himmel
Mit Jesu seine Lust,
Hier tobt beim Weltgetümmel
Die Höll' in deiner Brust;

Und wenn die Seele scheidet,
So wird, was innen war,
Die Hölle, nur entkleidet,
Der Himmel, offenbar.

Wie sind des Lebens Zeiten
Schon eine Ewigkeit!
Wie steht ihr Ewigkeiten
Inmitten dieser Zeit!
O Herr, allgegenwärtig
Mit Gnade, Lieb' und Treu',
Gib, daß ich heute fertig,
Vor dir zu stehen, sei!

Wo sind dann Gram und Sorgen,
Wenn dieser Leib vergeht?
Ein heller Frühlingsmorgen
Hat sie dahingeweht,
Auf ewig ist es stille,
Und eine neue Welt
In Herrlichkeit und Fülle
Dem Auge vorgestellt.

78. Jung wie ein Adler.

Von Albert Knapp.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn du dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du spätes Roth,
Das über'm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?

Könnt' ich, o goldne Jugend, dich
Noch einmal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne;
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!

Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit Allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mir's: O daß nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh den Fittig wieget,
Tönt mir's: O wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?

Er fleugt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang' er den Azur beschiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgesehn,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höhn,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.

Wirst du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen, sonnenwärts,
Ins Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Du wirst, du sollst! — du selber nur
Verschließest dich mit ehrnem Riegel;
Verlasse dich, die Kreatur —
Schau' nimmer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo dein Messias dich ersiegt;
Dann löset Gott dir deine Flügel!

Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln dringt
Hinauf zu ihm, der dich versöhnet,
Der wie der Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

79. Litanei auf das Fest Allerseelen.

Von Johann Georg Jacobi.

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüberschieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem verborgen
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' ins Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Alle Geister, die voll Klarheit
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unter'm Mond auf Dornen wachten,
Gott im reinen Himmelslicht
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,
Aber dann zur bösen Zeit
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Auch die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüberschieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

80. Bethlehem und Golgatha.

Von Fr. Rückert.

Er ist in Bethlehem geboren,
Der uns das Leben hat gebracht,
Und Golgatha hat er erkoren,
Durchs Kreuz zu brechen Todes Macht.
Ich fuhr vom abendlichen Strande
Hinaus, hindurch die Morgenlande;
Und Größeres ich nirgend sah,
Als Bethlehem und Golgatha.

Wie sind die sieben Wunderwerke
Der alten Welt dahingerafft,
Wie ist der Trotz der ird'schen Stärke
Erlegen vor der Himmelskraft!
Ich sah sie, wo ich mochte wallen,
In ihre Trümmer hingefallen,
Und stehn in stiller Gloria
Nur Bethlehem und Golgatha.

Weg, ihr ägypt'schen Pyramiden!
In denen nur die Finsterniß
Des Grabes, nicht des Todes Frieden,
Zu bauen sich der Mensch befliß.
Ihr Sphinx' in kolossalen Größen,
Ihr konntet nicht der Erde lösen
Des Lebens Räthsel, wie's geschah
Durch Bethlehem und Golgatha.

Erdparadies am Roknabade,
Flur aller Rosen von Schiras!
Und am gewürzten Meergestade
Du Palmengarten India's!
Ich seh auf euren lichten Fluren
Noch gehn den Tod mit dunklen Spuren.
Blickt auf! Euch kommt das Leben da
Von Bethlehem und Golgatha.

Du Kaaba, schwarzer Stein der Wüste,
An den der Fuß der halben Welt
Sich jetzt noch stößt, steh' nur, und brüste
Dich, matt von deinem Mond erhellt!
Der Mond wird vor der Sonn' erbleichen,
Und dich zerschmettern wird das Zeichen
Des Helden, dem Victoria
Ruft Bethlehem und Golgatha.

O der du in der Hirten Krippe
Ein Kind geboren wolltest sein,
Und, leidend Pein am Kreuzgerippe,
Von uns genommen hast die Pein!
Die Krippe dünkt dem Stolze niedrig,
Es ist das Kreuz dem Hochmuth widrig,
Du aber bist der Demuth nah
In Bethlehem und Golgatha.

Die Kön'ge kommen anzubeten
Den Hirtenstern, das Opferlamm;
Und Völker haben angetreten
Die Pilgerfahrt zum Kreuzesstamm.
Es ging in Kampfes Ungewitter
Die Welt, doch nicht das Kreuz, in Splitter,
Als Ost und West sich kämpfen sah
Um Bethlehem und Golgatha.

O laßt uns nicht mit Lanzenknechten,
Laßt mit dem Geist uns ziehn ins Feld,
Laßt uns das heil'ge Land erfechten,
Wie Christus sich erfocht die Welt!
Lichtstrahlen laßt nach allen Seiten
Hinaus, als wie Apostel, schreiten,
Bis alle Welt ihr Licht empfah'
Aus Bethlehem und Golgatha.

Mit Pilgerstab und Muschelhute
Nach Osten zog ich weit hinaus;
Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch, und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha.

O Herz, was hilft es, daß du knieest
An seiner Wieg' im fremden Land?
Was hilft es, daß du staunend siehest
Das Grab, aus dem er längst erstand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.

81. Die verlorene Kirche.

Von Uhland.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet,
Wo in der Wildniß alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

---

82. Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Von Philipp Nicolai.

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auf der Zinne;
Wach auf, du Stadt Jerusalem!
Mitternacht heißt diese Stunde;
Sie rufen uns mit hellem Munde:
Wo seid ihr klugen Jungfrauen?

Wohlauf, der Bräut'gam kömmt!
Steht auf, die Lampen nehmt!
Halleluja!
Macht euch bereit
Zu der Hochzeit;
Ihr müsset ihm entgegen gehn.

Zion hört die Wächter singen:
Das Herz thut ihr vor Freuden springen;
Sie wachet und steht eilend auf.
Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig:
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf.
Nun komm, du werthe Kron',
Herr Jesu, Gottes Sohn!
Hosianna!
Wir folgen all'
Zum Freudensaal
Und halten mit das Abendmahl.

Gloria sei dir gesungen
Mit Menschen- und englischen Zungen,
Mit Harfen und mit Cymbeln schön.
Von zwölf Perlen sind die Thore
An deiner Stadt; wir stehn im Chore
Der Engel hoch um deinen Thron.
Kein Aug' hat je gesehn
Kein Ohr hat je gehört
Solche Freude!
Drum jauchzen wir,
Und singen dir
Das Halleluja für und für.

Anmerk. Ursprünglich heißt die letzte Strophe:

Gloria sei dir gesungen
Mit Menschen- und englischen Zungen,
Mit Harfen und mit Cymbeln schon.
Von zwölf Perlen sind die Pforten
An deiner Stadt; wir sind Consorten
Der Engel hoch um deinen Thron.
Kein Aug' hat je gespürt,
Kein Ohr hat mehr gehört
Solche Freude!
Deß sind wir froh
Jo! Jo!
Ewig in dulci jubilo.

---

83. Wie soll ich dich empfangen?

Von Paulus Gerhard.

Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seele Zier!
O Jesu, Jesu setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sei.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was hast du unterlassen
Zu meinem Trost und Freud'?
Als Leib und Seele saßen
In ihrem größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht,
Da bist du, mein Heil, kommen,
Und hast mich froh gemacht.

Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los;
Ich stund in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß,
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie irdisch Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und großen Jammerslast,
Die kein Mund kann aussagen,
So fest umfangen hast.

Das schreib dir in dein Herze,
Du hochbetrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr;
Seid unverzagt, ihr habet
Die Hülfe vor der Thür;
Der eure Herzen labet
Und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch sorgen Tag und Nacht
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht;
Er kommt, er kommt mit Willen,
Ist voller Lieb und Lust,
All' Angst und Noth zu stillen,
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken
Vor eurer Sündenschuld:
Nein, Jesus will sie decken
Mit seiner Lieb' und Huld.
Er kommt, er kommt, den Sündern
Zum Trost und wahren Heil,
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind' und ihrer Tück'?
Der Herr wird sie zerstreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerstande seind.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem, der ihm flucht;
Mit Gnad' und süßem Lichte
Dem, der ihn liebt und sucht.
Ach komm, ach komm, o Sonne!
Und hol' uns allzumal
Zum ew'gen Licht und Wonne
In deinen Freudensaal.

---

84. Befiehl du deine Wege.

Von Paulus Gerhard.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohlergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater! weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn:
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solltst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Fragt' er doch nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst,
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth!
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein:
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

85. Ein' feste Burg ist unser Gott.

Von Martin Luther.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's itzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht.
Das macht, er ist gericht;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

C. Didactisch-lyrische Gedichte.

1. Klage der Ceres.

Von Schiller.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis,
In dem Hain erwachen Lieder
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte;
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz.
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund!
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

---

2. Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.

Von Fr. v. Matthisson.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier, auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät,
Auf des Berges Felsenstirn' erhöht.

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,

Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

Zeuch in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert,
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte,
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad:
Schild und Panzer glühn im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteur im heil'gen Kriege,
Weckten in der grauen Helden Brust
Die Erinnrung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut!
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wann der Kriegstrommete Ruf erklang,
Und aufs Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!

Kaum, daß halbversunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit!

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! deine Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel,
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

3. Die Gräber zu Ottensen.

Von Fr. Rückert.

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wüthrich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl? —

Die Andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.

Die Andern nahmen die Britten,
Und Andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hieher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein,
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug;
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug.

Nicht wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken,
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr ward ich ja!

O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die tausend,
Ein großes Schmerzenheer.

Euch hat auf andern Pfaden
Und doch aus gleichem Grund
Der Tod hieher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.

Ist Keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunkeln Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

Jetzt kann ich Keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt,
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt."

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,

Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen,
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hieher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vor'm beschriebnen
Stein unter'm Lindenduft;

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen."

---

4. Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Von Anastasius Grün.

Herbstlich über Asperns Fluren schien die Sonne müd' und lau,
Störche schifften schon nach Süden durch der Lüfte ruhig Blau,
Ueber stille, weite Felder schritt ich einsam, unbelauscht,
Und mit mir ein kalter Herbstwind, der durch fahle Stoppeln rauscht.

Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garben wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brod genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?

Aus der Lava, die einst glühend vom Vesuv herniederquoll,
Blühn, wie Leben aus dem Tode, saft'ge Reben grün und voll:

Doch die ihren Wein einst trinken unter kühlem Laubendach,
Dem Vesuv und seinen Schrecken sinnen sie wohl schwerlich nach!

Hier auch hat all' seine Schrecken ausgetobt einst ein Vulkan,
Blut'ge, glüh'nde Lavafluthen überströmten rings den Plan,
Schwarzer Rauch und Nachtgewölke hüllte tief den Himmel ein,
Wetterschläge krachten donnernd, Blitze zuckten Flammen drein!

Wie dort am Vesuv die Lava einst manch heitre Stadt verschlang,
So begrub sie viel der Edlen hier die weite Flur entlang;
Hundert Städte zu beleben, gnügte wahrlich ihre Zahl,
Und nicht minder schön glomm ihnen noch des Lebens sonn'ger Strahl!

Gleich an frommer Kraft und Weisheit jenem edlen Plinius,
Der dort rettend seine Mutter trug durch Nacht und Lavaguß,
Also, Karl, du hoher Sieger, trugst du kühn und glorreich da
Aus den Flammen und den Schrecken deine Mutter Austria!

Manch gewaltiges Jahrhundert schritt schon am Vesuv vorbei;
Sieh, der fernsten Enkel Spaten schlägt der Lava Kruft' entzwei,
Und es steigt aus Schutt und Asche eine heitre Stadt ans Licht
Manch ein Götterbild und Tempel, manch unsterbliches Gedicht!

Oestreichs Herkulanum nenn' ich, ihr Gefilde Asperns, euch!
Wär' an edlen, heil'gen Schätzen euer Schooß wohl minder reich?
Wahrlich, stieg' in eure Tiefen rechten Sinns der rechte Mann,
Bald das Götterbild der Freiheit brächt' er uns ans Licht hinan! —

Wallt dann wieder einst durch's weite, reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann nickt wohl jede Aehre mit dem Haupt mir heitren Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den goldnen Halmen leis:
„Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug euch schönen Preis!"

---

5. Rheinfahrt. (1840.)

Von Franz Dingelstedt.

Die du stolz und wellenmächtig meerwärts fliegst auf raschen Bahnen,
Warum schweigen deine Böller, warum feiern deine Fahnen,
Warum schmücken keine Flaggen diesen Mast, kein Kranz die Raa?
Trägst doch einen König heute, Königin Victoria!

Wüßten sie, die Ahnungslosen, die auf deinen Borden wandern,
Wer unscheinbar und bescheiden sich geborgen bei den Andern,
O sie drängten, o sie wogten grüßend um den Einen hin,
Wie Arion einst die Schiffer grüßten mit beschämtem Sinn.

Ich, ein Herold dieses Königs, will's zuerst den Felsen sagen,
Mag der Lurlei treues Echo dann den Namen weiter tragen,
Mag er tönen durch die Berge, in den Wäldern, längs dem Rhein: —
Ludwig Uhland! — Dieser Name soll ein mächt'ger Zauber sein!

Sieh, schon glänzt es abendröthlich von den grauen Ritterſteinen,
Durch die herbstgefärbten Zweige geht ein frühlingsgleiches Scheinen,

Düfte haucht herab die Rebe, und mit brüderlichem Gruß
Rauscht zum deutschen Lieblingsdichter auf der deutsche Lieblingsfluß.

Diese Welt aus Blüth' und Trümmer, neubelebt in seiner Laute,
Wie sie, aus dem Schlaf erwachend, fromm auf den Beschwörer schaute!
Hirtenknaben von den Bergen, Winzerinnen fern im Thal,
Troubadours auf hohen Söllern: Lieder Uhlands überall!

Raum gegeben Passagiere! Rück' den Hut, du stolzer Britte!
Nimm ihn feiernd, deutsche Jugend, deinen Minstrel in die Mitte,
Und ein Wort, von seinen besten, und ein Hoch und ein Gesang
Mische sich zu seinem Preise in der grünen Römer Klang!

Freude, daß ich ihn erkannte, daß des Geistes ächter Stempel
Mir von seiner Stirn geleuchtet, wie ein Strahl aus einem Tempel,
Daß ich auf den kargen Lippen doch die holden Spuren fand,
Die der Muse Kuß gelassen und der Charitinnen Hand!

Meister, mit verschränkten Armen, sinnend, laß mich vor dir stehen,
Laß den Jünger dir begeistert in das Dichterauge sehen,
Sei nicht stolz, nicht streng, nicht spröde! Ach, wenn du geschieden bist,
Weiß ich nicht, ob mir vergönnt ein zweiter Tag wie dieser ist.

Freie Kunst hast du entboten rings in allen deutschen Reichen,
Und nur Ohnmacht sperrt sich peinlich ab in Schulen und in Zeichen;
Ob die Schwaben dein sich rühmen, ob der Norden uns gebar,
Junges Deutschland oder altes, kümm're das der Krittler Schaar!

Wer als Dichter sich empfindet, ist verwandt mit allen Dichtern,
Beugt sich fromm vor jedem Meister, aber nie vor Splitterrichtern,
Und zu dir in Demuth spricht er, deines Königthums bewußt:
Hefte der Berufung heil'ges Kreuz, o Herr, mir auf die Brust!

Diese Hand, die allgewaltig deine goldnen Saiten rührte,
Die gewalt'ger noch die scharfe Wehr des Männerwortes führte,
Lege sie auf's Herz mir, Meister, das dir hoch entgegen schlägt,
Fühle, ob's den wahren Funken, ob's die Afterflamme trägt?

Ja, und wenn der nächsten Zukunft bange Räthsel sich erfüllen,
Daß, aus Ost und West gestiegen, Wetter unser Land umhüllen,
Wenn nach draußen voll Gefährde, innerlich voll Zwist und Noth,
Wie dein Morgen, so dein Abend neue Stürme niederdroht:

Dann, den Heldenkranz im Haare und das Schwert in hoher Rechte,
Tritt, ein Greis, vor unsre Glieder, führ' uns, Uhland, zum Gefechte!
Deutsches Recht und deutsche Freiheit! hör', wir wissen noch das Wort,
Und wo Lanzen nöthig werden, schleudern wir die Federn fort.

Oder, so nach wohlverdienter Ruhe deinem Leib gelüstet,
Leg' in diesem Zelt dich nieder, deine Jünger stehn gerüstet!
Furchtlos neig' dein sieggekröntes Haupt, o Meister! Gute Nacht!
Schlummre unter Mohn und Lorbeer, deine Jünger halten Wacht!

6. Die Glocke.

Von Schiller.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,

Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben:
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben,
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.

Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde:
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbricht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und, wie aus offnem Höllenrachen,
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein, herein,
Gesellen alle! schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und, wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

---

7. Pompeji und Herculanum.

Von Schiller.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! o seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!

Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin!
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntere Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! was säumt ihr? Herbei! da stehn noch die schönen Geschirre,
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen, Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad! hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

8. Der Spaziergang.

Von Schiller.

Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;

Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an;
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faune verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend, erscheinen sie: Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;

Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es seufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn vom fröhlichen Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und, vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein;
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein!
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist.
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heilgen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom;

Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn;
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund;
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit —
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt —
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück.
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne

Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

---

9. Clio.

Von Karl Immermann.

Aus dem Dome zu Cöln mit erglüheten Wangen und Augen
Trat ein reisiger Mann, der ihn zum erstenmal sah.
Früh schon hat er als Knabe geheim nach ihm sich gesehnet
Aus der Hütten Gesperr, die ihm die Jugend verengt;
Endlich nach wechselndem Jahr ward ihm der redlich gepflegte
Wunsch erfüllet, zugleich Schmerz in die Seele gesenkt.
Denn das ist die besondere Macht des Wundergebäudes,
Daß es dein kleines Gemüth schmerzlich erweitert und drückt.
Siehe, dort steigen die Pfeiler empor des herrlichen Chores,
Bogen verbinden sie kühn, leicht und gewaltig zugleich,
Jeglicher einzeln, wie groß! Ein himmelanstrebender Riese!
Schaust du das ganze Gewölb', scheinen sie zierlich und schlank.
Also dünken die Menschen der Zeit, der auf ewig vergangnen,
Dich von gewöhnlichem Maß, denkst du des ganzen Geschlechts;
Rissest du Einen jedoch aus der Gruppe der Freunde und Feinde,
Schreckt er als Riese, o glaub', deinen verzagenden Blick!
Farbige Lichter durchfliegen das Schiff. Sie schaffen die Dämmrung,
Deren das Wunder bedarf, daß es natürlich erscheint.
Solches schaffen die Fenster, gemalt. Nun wirket die Sonne,
Und ein Zauber und Glanz blendet dir Augen und Sinn.
Aber die Orgel beginnt; sie deutet vernehmlichen Lautes
Pfeiler und Bogen dir aus, Dämmrung und Zauber und Glanz.
Selige, dunkele Zeit, da der Stein dem Ewigen diente,
Während die heutige Kunst nur die Kaserne begreift!
Menschen ja waren es doch, die diese Fragmente gegründet;
Sind wir nicht ihres Geschlechts? Hat das Geschick uns enterbt?
Ist uns der zeugende Born, uns die heilige Quelle versieget?
Wurden wir (weh uns!) verdammt, nur das Gemeine zu schaun? —
Solches und Aehnliches dachte der Mann, der reisige, als er
Aus der Pforte hinaus in die Bedachungen trat.
Zu dem Thurm hin zog es mich jetzt (ich war's, ich gesteh' es!)
Mich zu lehnen an ihn, meiner Betrachtungen Halt.
Liebevoll drang mein Blick empor durch die Spitzen und Zacken:
Ach, ihr waret so reich, daß ihr verschwenden gedurft!
Jetzo hatt' ich erblicket den Krahn, der ernst von dem Dache
Fragt: wie lang, o wie lang werd' ich der Steine noch harrn?
Wehmuth schloß das Auge mir nun; doch sah ich zu innerst,
Was sich bedeutend nur je hatte auf Erden geregt.

Sah die griechischen Männer, ich sah die römischen Feldherrn,
Drauf den König der Welt, Karl, die Kaiser sodann;
Unabsehbar wallte der Zug der Fürsten und Herren,
Bürger und Ritter, gedrängt, Priester und Bauern und Volk.
Diesem Getümmel nachfolgeten drauf moderne Gestalten,
Siehe, da ragte hervor Ein' und die Andere auch!
Schließt sich der Reigen noch nicht? Es wallte bis an den Gesichtskreis:
Meinem geistigen Blick wallte die Menschheit vorbei!
Plötzlich schlug die Augen ich auf: o erhabenes Wunder!
Fertig sah ich den Dom, Thürme und Kirche und Chor!
Nur den Moment. Es verschwand wie ein Traum das hohe Gesicht mir,
Aber ich hatt' es erblickt, da ich der Menschheit gedacht.

---

10. Der Wanderer.

Von J. Ch. Friedrich Hölderlin.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab;
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wankend Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang mit erfrischendem Grün der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor;
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom!
Keiner Heerde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach;
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aengstlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste, —
Wasser bewahrete mir treulich das fromme Kameel, —
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee, schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang;
Hier bewegt er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit;
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kind sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;

Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen, und Wein sprudelt im kärglichen Nord. —
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst;
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt!
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Festen und Hütten hinauf.
Friedlich geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ists hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad;
Lieblich tönt die gehämmerte Sens', und die Stimme des Landmanns,
Der an dem Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
Wo ich, froh wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
Noch gedeiht die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach;
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mir und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erweckteſt vom Schlafe der Kindheit

Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Bäumen zu ruhn.

---

11. An den Aether.

Von J. Ch. Friedrich Hölderlin.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse,
Daß er belebt von dir in seiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus den Wogen zu dir; auch den edlen Thieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder schweift, kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern, und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.

In die Meeresfluth werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht! Denn der tiefere Ocean wiegt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt, — o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kommst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden Wipfeln,
Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir;
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Anhang.

Lyrische Gedichte in besonderen Formen.

A. Oden.

1. Der Zürcher See.

Von Friedrich Gottlieb Klopstock.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du, gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt,
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

„Hallers Doris", die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt,
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt,
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab.

Göttin Freude, du selbst, dich, wir empfanden dich!
Ja du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach! du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich.

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bessre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium.

---

2. Das Landleben.

Von L. H. Chr. Hölty.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

---

3. Der Vesuv im Dezember 1830.

Von Aug. v. Platen.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt;

Wo in Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt:

Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz!

---

4. Rückkehr in die Heimath.

Von Fr. Hölderlin.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort! in Träumen erscheinst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenden,
Und du, mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Wie lang' ist's, o wie lange! des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück;
Doch du, mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe, du bist geblieben!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, Theures! die Deinen auch,
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen der Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! Und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder.

---

5. Der Tod für's Vaterland.

Von Fr. Hölderlin.

Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sichrer

Kömmt über sie die Seele der Jünglinge:
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee der Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland; und bald ist's geschehn. Zu euch,
Ihr Theuren, komm ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter.

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

---

6. An die jungen Dichter.

Von Fr. Hölderlin.

Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch, wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt
Fragt die große Natur um Rath.

---

7. Ehmals und jetzt.

Von Fr. Hölderlin.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

B. Sonette.

8. Das Sonett.

Von Aug. Wilh. v. Schlegel.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von Dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze:

Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

---

9. Musik.

Von Ludwig Tieck.

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallenchor gibt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradiesesflüsse.

Die ew'ge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle:

Da regt sich, schlägt in Jubel auf die Stille,
Zur spiel'nden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunk'ne hört, was alle Engel sangen.

10. Die Sonettendichter.

Von Aug. v. Platen.

Sonette dichtete mit edlem Feuer
Ein Mann, der willig trug der Liebe Kette,
Er sang sie der vergötterten Laurette,
Im Leben ihm und nach dem Leben theuer.

Und also sang auch manches Abenteuer
In schmelzend musikalischem Sonette
Ein Held, der einst durch wildes Wogenbette
Mit seinem Liede schwamm, als seinem Steuer.

Der Deutsche hat sich beigesellt, ein Dritter,
Dem Florentiner und dem Portugiesen,
Und sang geharnischte für kühne Ritter.

Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
Nur wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu diesen.

11. Aus den geharnischten Sonetten.

Von Fr. Rückert.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten.

Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

* * *

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen —
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehen,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gideons nicht untergehen —
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben —

Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher!
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben!"

---

12. Abschied vom Leben.

Von Theodor Körner.

Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben.

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

C. Octave.*)

13. Abendfeier in Venedig.

Von Em. Geibel.

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn,

*) Ursprünglich epische Dichtform.

Des Himmels Schaaren selber knieen nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittig schwingt! —
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt. —
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd' und Himmel mild versöhnet.

D. Canzonen.

14. Aus den Todtenkränzen.

Von J. Ch. von Zedlitz.

Und als er*) ausgeredet, da umschlingen
Mich seine Arme; rings um mich gebreitet
Hat er den Mantel, der in weißen Falten
Uns beid' umhüllet! Wie ein Segel gleitet,
So durch den Raum des blauen Aethers schwingen
Wir uns von dannen, und die Wolken spalten
Sich, wo den Weg wir halten.
Tief unter mir konnt' wechselnd Höhn und Auen,
Und Saatgefilde, Wälder, Ströme, Brücken,
Und Städt' und Weiler ich vor meinen Blicken
Weit in der Landschaft hingestreuet schauen;
Und endlich jene Riesenberg' erkennen,
Die Böhmens alte Landesmarken trennen.

Und in der Ebne, die von goldnen Wogen
Der Aehren fluthend, dunkelgrün gestreifet
Von Busch und Wäldern, man sieht niederrinnen
Vom Hochgebirge, — bis, wo freudig schweifet
Der Elbe blaue Schlang' in weiten Bogen
Um altberühmter Schlösser hohe Zinnen —
Im Thal dort, mitten innen,
Erhebt die Veste von Gitschin sich ragend,
Zur Zeit der Taboriter lang' erbauet,
Die um den Kelch gekämpfet, und sie schauet
Hin in die weite Gegend, gleichsam fragend:
Was, Fremde, naht ihr euch hier dieser Mauer
Und störet mich in meiner Wittwentrauer?

*) Der Geist des Grabes, welcher den Dichter zu den Ruhestätten großer Todten führt.

Denn wie die Wittwe mit dem Aschenkruge
Birgt sie die Urne, die den Staub umschlossen
Des Mannes, den, in stolzem Selbstvertrauen,
Sie einst gesehn auf kriegerischen Rossen
Hinschnauben, kühn, im raschen Siegesfluge.
Dort ein Carthäuserkloster ist zu schauen,
— Er selbst ließ es erbauen, —
Wo fromme Mönche einsam, abgeschieden,
Statt aller Worte sich zum Gruße sagen:
„Gedenk' ans Ende!" Da, als er erschlagen,
Ward beigesetzt, was von ihm blieb hienieden.
Da standen nun an seinem Sarg wir eben,
Deß Deckel unsichtbare Händ' erheben.

„Sieh dieses Haupt, verweset und zerfallen!" —
So sprach der Geist: — „Der Mann war hoch gehalten,
Deß Seele dies Gehäuse hier einst hegte.
Kein König, sah man ihn wie Kön'ge schalten,
Von seinem Herrscherwort die Welt erschallen!
Wenn auch sein Blick nur drohend sich bewegte,
Da, stumm und lautlos, regte
Kein Athem sich in dreißigtausend Kriegern;
Und Helden, die den Tod mit Lachen sehen,
Sie konnten nicht vor seinem Auge stehen,
Wenn zürnend er entgegentrat den Siegern! —
So taucht' er auf wie blut'ge Himmelslichter,
Des eignen Glückes Schöpfer und Vernichter!

Ein Sohn der Waffen, fern im Reich geboren,
Trat plötzlich aus dem Dunkel seiner Wiege
Er in des Kaiserhofes hohe Hallen;
Sein Ahnrecht war sein Schwert und seine Siege.
Die Fahne faßt' er, die den Ruhm verloren,
Daß, flatternd vom erstürmten Feindeswalle,
Bei seines Namens Schalle,
Er Glanz ihr leihe von den eignen Strahlen!
Ein Heer ersteht, sobald sein Ruf erklinget,
Und mit gewalt'gem Sturmesschritte dringet
Er aus den heerdenreichen Moldauthalen,
Von der Sudeten schneebedeckten Zinnen
Bis fern zum Belt, wo salz'ge Wogen rinnen! —

Monarchen sieht man sich dem Wappen neigen
Auf seinem Schilde, der sonst unbeachtet
Und ungekannt gehangen an den Wänden;
Von Fürsten wird nach seiner Gunst getrachtet,
Es knirscht der Neid, doch machtlos muß er schweigen,
Indeß der Herrscher ungemeßne Spenden
Mit immer offnen Händen

Auf diesen herrengleichen Diener häufet.
Der Herzogmantel selbst kann ihm nicht g'nügen,
Ihm, der zum Hohen möcht' das Höchste fügen,
Und keck nach einer Königskrone greifet.
Doch wie die Hand er ausstreckt, sie zu fassen,
Muß Leben er zugleich und Krone lassen.

Den Blick erhoben in die Himmelsfernen,
Prüfst du der Zeichen Bahnen und Aspecte,
Und spähst, wie dein siderisch Haus gestaltet,
Thor, dem die nächste Stunde sich verdeckte!
Was willst du lesen in den Lügensternen?
Die Hand, die über Menschenschicksal waltet,
Sie hat noch nie entfaltet
Die Schleier, die das künft'ge Loos verbergen;
Wir sehn es nur, wenn sie es hat vollendet.
Blick hinter dich! den Stahl nach dir gewendet,
Siehst du ihn stehn, den mordgedungnen Schergen,
Der in die Brust dir schlägt die Todeswunde?
Kein Stern, du Träumer, gab davon dir Kunde. —

So sank er hin, des Ruhmes stolzer Erbe,
Er, den, gefeit, kein Eisen kann verwunden,
Und keine Kugel in der Schlacht erreichen:
Wie schnell hat doch ein Werkzeug sich gefunden,
Als es das Schicksal wollte, daß er sterbe!
Nicht in dem Schmuck der Waffen, unter Leichen
Der Feinde, die ihm weichen,
Von seiner Hoheit Mittagglanz umlichtet,
War ihm vergönnt, den Siegeslauf zu schließen:
Es muß sein Blut der Meuchler Hand vergießen;
Kaum angeklagt, ist er auch schon gerichtet,
Und so wie einer, der die That vollbrachte,
Wird er gestraft, weil er vielleicht sie — dachte.

Herzog von Friedland! — Ja, er ist vergangen;
Der Name, den ein Einz'ger nur getragen,
Und der mit ihm zugleich im Grab' verklungen;
Nicht blühen sollt' er in den künft'gen Tagen
Zum Ruhm des Mannes, der ihn hat empfangen,
Ihn erbten Kinder nicht, von ihm entsprungen." —
Doch auf des Liedes Zungen —
So rief ich — sollt' Unsterblichkeit er finden!
Geadelt von dem hohen Dichtermunde
Ward die entstellte, zweifelhafte Kunde;
Doppelt gereint, wird nicht sein Ruhm verschwinden.
Einst kommt die Zeit, wo prüfend die Geschichte
Ihn läutert, wie der Sänger im Gedichte! —

Doch glücklich? — nein! so möcht' ich ihn nicht nennen.
Die kurze Stunde Glanz, die ihm beschieden,

Er kaufte sie zu allzuhohem Werthe:
Sie ward bezahlt mit seines Lebens Frieden.
Wie bald sah man nicht Wuth und Neid entbrennen,
Wie grimme Hunde auf des Wildes Fährte;
Verrath und Undank kehrte
Sich gegen ihn, damit er ihn beerbe.
Und so von eignen Gluthen aufgereget,
Von fremdem Sturm erfaßt und fortbeweget,
War's dringend Zeit, daß ungesäumt er sterbe.
Mag er denn ruhn! — Er hat, ihm ward vergeben —
Schließ zu den Sarg! — Komm! laß uns weiter schweben!

E. Gaselen.

1.

Von Fr. Rückert.

Flammt empor in euren Höhn, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglühn, lang geflammt vor seinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein mannigfaltiges Leben schaun will außer sich;
Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
So viel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
So viel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!
Ob vor seinem ew'gen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
Jetzt vollendet, oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftet an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif eingesponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüthen nascht,
Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
Geister, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt ins Licht,
Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonne, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeistrung strebt,
Oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Angesicht lächelnd in den Spiegel schaut
Auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
Ob ein Engel höhern Gruß sich ersonnen, lobt den Herrn!

Alle, die ihr euern Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
Oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
Alle Sinne, die des Sangs Woge schwellet himmelan,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen in der Gluth des Gebetes Weihrauch gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn!

2.

Von Aug. v. Platen.

Mir ist's, als stünd' ich auf dem Ararat,
Der Regenbogen über mir im Staat;
Als senkte das Gewässer sich gemach,
Das noch verbirgt der Erde goldne Saat;
Als ragte hier ein Lorbeer schon hervor,
Und dort ein Fels wie Jaspis und Agath;
Als dürft' ich niedersteigen in die Welt,
Da Stürme schweigen, da der Lenz ihr naht.
Ihr Fluthen, sinkt, ihr Fluren, steigt empor,
Und du, o Grün, erscheine nicht so spat!
Erfrischte Welt, wie machst du den zum Gott,
Der dich genießen kann in Red' und That.

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball spielt,
Sieh den Fels, der bis ans Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Widerhall spielt,
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels bricht,
Wenn er mit der vollen Woge Schwall spielt,
Sieh den Schmetterling, der längs des Stroms fleugt,
Und mit Hyacinthen überall spielt;
Spiele du nur mit, und sei ein Kind nur;
Schöne Spiele sind es, die das All spielt.

---

3. Gebet.

Von Em. Geibel.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir;
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir;
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

III. Als Proben dramatischer Poesie.

1. Monolog aus Wilhelm Tell.

Von Schiller.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's. — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt: in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt, —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, aufs Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich unmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du. — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfrechen:
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben — das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn! — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet, —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen — eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

Ich laure auf ein edles Wild. — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang

Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun;
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Gratthier zu erjagen:
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Mein ganzes Lebenlang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze,
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — aber heute will ich
Den Meisterschuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

---

2. Die Kaiserwahl aus Ernst von Schwaben.

Von Uhland.

(Werner von Kiburg spricht:)

Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft ins Leben tritt ein Tag,
Der unserm Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsern Thun
Die unabänderliche Richtung gibt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hält:
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,

Ins Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
All beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, diesen oder den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,

Um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
So sei's der Aeltre!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edeln Vetters Hand,
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Rang der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

IV. Didaktische Poesie.

Fabeln, Parabeln, Räthsel, Lehren, Epigramme.

1. Der Hirsch und der Fuchs.

Von G. E. Lessing.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht;
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groß du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit Einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum Widerstehn.
Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör meinen Schluß.
Ist jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurück zu ziehen;
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
Und folglich darfst du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah' mit ihren Hunden war,
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen widerschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

2. Miekätzchen.

Von L. Tieck.

Miekätzchen ging spazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht sich an den Taubenschlag,
Eine Taube zu probiren.
Schlüpft wohl in das Loch hinein,
Aber kaum ist sie darein,
Ist der Appetit vergangen:
Eine Falle, siehst du, fällt,
Für den Marder aufgestellt,
Und das Kätzchen muß nun hangen;
Und im Sterben schreit sie: trau
Nicht auf Diebstahl je, Miau!

3. Die Frösche.

Von Göthe.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber, im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit,
Und quakten wie vor alter Zeit.

4. Verflachung.

Von Abraham Emanuel Fröhlich.

Kaum der Fluß beginnt den Lauf,
Fängt die Wüstenei ihn auf,
Doch er bleibt gedenk der Flühn,
Gletscherblau und alpengrün.
Und die Wüste, neidentbrannt
Ueber solch ein frisch Erblühn,
Hätt' ihn gern zum Sumpf gebannt,
Wälzt ihm Sand und Felsgestein
Hemmend in den Weg hinein.
Doch der Jüngling, wie er stritt,
Und durchbrach die Felsenschwell',
Geht noch stolzer seinen Schritt,
Und sein Pfad ist wiesenhell.
Jetzt versucht die Wüstenei
Ihn auf Weisen anderlei:
Oeffnet ihm bequeme Bahn,
Lockt ihn schmeichlerisch heran;
Und dem Jüngling scheint, bethört,
Besser, was, so flach und grad,
Nicht ermüdet und nicht stört.
Er verläßt den tiefen Pfad,
Macht sich breit im ebnen Land,
Wird getrübet und verschwand
Bald im weiten, öden Sand.

5. Die Bürger.

Von A. E. Fröhlich.

Bienen von dem Höchsten schwätzen,
Das an ihnen sei zu schätzen.
Eine meint, den ersten Preis
Soll man geben ihrem Fleiß.
Nein, der Kunst, glaubt eine zweite,
So den Bau und Seim bereite.
Einer dritten ist das Wahre,
Daß man das Erworbne spare.
Andre sagen, schöner sei
Ihres Wohlthuns Lust hiebei.
Alles dies, heißt es dagegen,
Ist nur unsrer Eintracht Segen.
Und das Höchste ist der Muth,
Preisen andre, selbst sein Blut
In dem Kampfe hinzugeben.
— „Und das Allerhöchste ist," —
Ruft die Mutter in den Zwist,
„Jeder Tugend treu zu leben."

6. Rechtshandel.

Von A. E. Fröhlich.

Zwei reiche Matten zankten lang
Ob zweier Bäume Ueberhang;
Denn jede möchte Sonnenschein
Und ihres Baumes Früchte allein,
Und jede spricht uralten Brauch
Und Zeugniß selbst der Markung an,
Kraft welcher sie der andern auch
Den Uebergang verwehren kann.
Und gäb' es nicht gescheutre Leut',
Sie zankten sich darob noch heut'.

Zwei Bäche aber, grundgelahrt
In aller krummen Markung Art,
Die rauschten her, gerufen, schnell
Und untersuchten tief die Stell'
Und gruben alten Marken nach,
Daß selbst der Baum darüber brach,
Und gruben tief ins Land hinein,
Erlesend auch die kleinsten Stein'.
Die Matten aber schwanden gar;
Denn drob vergingen viele Jahr.
Der Spruch hieß endlich: „Theilet euch
In Recht und Kosten, sie sind gleich."
Die Bäche aber hatten sacht
Das Land ins Trockne sich gebracht.

7. Wiederfinden.

Von A. E. Fröhlich.

„O du lieblicher Geselle,"
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle."
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder,
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niederthauen."

8. Lebensworte.

Von A. E. Fröhlich.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?"
„Auch aus Grüften," sagt die Blüthe,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn todte Schriften,
Sein Gedächtniß hier zu stiften.
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort."

9. Preis der Tanne.

Von Just. Kerner.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten,
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimath zu.

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löschet aus."

So sich brüstend sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

10. Die stille Stadt.

Von Gust. Schwab.

Nenne mir die stille Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat,
Deren düstere Gemächer
Sanft sich bauen grüne Dächer:
Ueber ihrer Häuser Zinne
Wandelt ernst der Fremdling hin,
Ziehet fort und hält nicht inne,
Grauen fasset ihm den Sinn.
Aber endlich tritt er wieder
Zitternd auf das morsche Dach,
Und die Wölbung sinket nieder,
Daß er stürzt in das Gemach.

Drunten in den Hallen traurig
Sieht er da die Bürger ruhn,
Alle liegen stumm und schaurig,
Mögen keinen Gruß ihm thun.
Die geschloßne Pforte kündet
Ihm sein ewig Bürgerrecht,
Und der arme Wandrer findet
Bald ein Bettlein recht und schlecht,
Ist des Prunkens müde worden,
Schickt sich in den stillen Orden,
Legt sich nieder in der Stadt,
Die den ew'gen Frieden hat.

11. Parabel.

Von Fr. Rückert.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband,
Das Thier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde,
Der Mann in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: „Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?“
So wiß, o Freund, der Mann bist du;
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich der Beere Sinnenlust,
Daß du Kameel die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest, und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

12. Der Baum des Lebens.

Von Fr. Rückert.

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn;
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon,
Seth brach das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt war es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag,
Und Israel in der ägypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüthen gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon,
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund, sieh! der Baum des Lebens wächst
Ausbreitend sich, je mehr ihm Stürme drohn.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon.

13. Die Kreuzschau.

Von Chamisso.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendgluth vor seinen Füßen liegen.

Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen:
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum anderenmal.

Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein;
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

Und wie er's prüfend mit dem Auge maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf, und trug's nun sonder Klagen.

14. Der Künstler und sein Publikum.

Von Fr. Rückert.

Der Stumme sprach zum Blinden:
„Mir würd' ein Gefallen geschehn,
Könnt' ich den Harfner finden;
Hast du ihn nicht gesehn?
Ich selber mache so vieles
Mir nicht aus Harfenton,
Doch wünsch' ich sehr, er spiel' es
Für meinen tauben Sohn."

Der Blinde sprach: „So eben
Hab ich den Mann gesehn;
Mein lahmer Läufer daneben
Soll ihn zu holen gehn."
Da lief der lahme Läufer,
Wie man Befehl ihm gab,
Schnell lief er nach dem Harfner
Die Straßen auf und ab.

Der Harfner kam gegangen,
Und machte seinen Gruß;
Er hatte keine Arme,
Er spielte mit dem Fuß.
Er spielte, daß vor Entzücken
Der Taube war ganz Ohr,
Der Blind' ihn maß mit Blicken,
Der Stumme jauchzt' empor.

Der Lahme ließ zum Tanze
Sich an, und sprang mit Macht.
Beisammen blieb die ganze
Gesellschaft bis in die Nacht.
Und als sie nun sich schieden,
War mit des Harfners Kunst
Das Publikum zufrieden,
Und er mit dessen Gunst.

15. Gedichte.

Von Goethe.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

16. Recensent.

Von Goethe.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu räsonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Recensent.

17. Parabeln und Räthsel.

Von Schiller.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der andre neigen.

Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und, bringst du diesen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefsten Grund:
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

3.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es diene zum Heil, es rettet und schirmet;
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

4.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

5.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Rast und Ruh;
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu;
Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller, als der Pfeil vom Bogen.

---

18. Aus dem Räthselmann.

Von Fr. Rückert.

Da runzelt der Räthselmann die Brauen,
Und sprach das Räthsel vom Grauen:
Wenn das des Morgens angeglommen,
Wird das der Nächte dir benommen;
Doch das des Lebensabends siehst du,
Wenn das ist auf dein Haar gekommen.

Dann begann er die Hände zu klopfen,
Und räthselte vom Pfropfen:
Wenn du den ziehst, wird der Most
Dir entgegenschäumen;
Wenn du das thust, reift dir einst
Edles Obst an Bäumen.

Weiter drehte sein Rad der Töpfer,
Und sprach vom Schöpfer:
Die Schöpfung hat nur einen,
Doch jeder Schöpfbrunn' seinen.

Nun lächelt er schlau,
Und sprach das Räthsel von Tau und Thau:
Aus drei Theilen ist's geflochten,
Ist es stark, so hält es.
Doch es kommt ein Hauch dazwischen,
Und vom Himmel fällt es.

Dann sprach er wie zum Hohn
Das Räthsel von Ton und Thon:
Mit drei Lauten schreibt man es,
Daß ein Laut es werde;
Schieb einen vierten stummen ein,
So wird's zu stummer Erde.

Nun piept' er wie ein Zeisig
Das Räthsel Reisig:
Bist du's, so magst du zum Kampfe reiten;
Hast du's, so kannst du ein Feuer bereiten.

Nun taucht' aus seiner Weisheit Meer als Insel
Das Räthsel vom Pinsel:
In geschickter Künstlerhand
Macht es schöne bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen.

Dann sprach er kecker
Das Räthsel lecker:
Wer es ist, der ißt
Gern das, was es ist.
Nennt mir's, wenn ihr's wißt.

Dann fiel unter'm übrigen Hagel
Auch das Räthsel vom Nagel:
Gleichen Stamms mit Schwert und Lanze,
Gleicher Art mit Klau und Horn,
Ist geschmiedet, ist gewachsen,
Wie am Rosenzweig der Dorn,
Wie der Sporn am Reiterfuße,
Wie am Hahnenfuß der Sporn;
Seine Spitze hat er unten,
Seine Schärfe hat er vorn;
Kluge treffen auf den Kopf ihn,
Mädchen brauchen ihn im Zorn,
Und der Trinker prüft an ihm
Den geleerten Nektarborn.

Er war noch nicht am Ziel,
Da sprach er das Räthsel vom Kiel:
Sieh, welch ein dreister
Und weit gereister!
Mit Vögeln fliegt er,
Mit Schiffen kreist er,
Sodann beschreibend
Die Welt dir weist er,
Wenn auf den Blättern
Ihn lenkt ein Meister.
Den Westen kennt er,
Den Osten preist er;
Mit Süd erglüht er,
Mit Nord umeist er.
Bald rührt und schmelzt er,
Bald scherzt und beißt er;
Mit Wunden spielt er,
Mit Räthseln speist er.
Er schafft Gestalten,
Und wecket Geister;
Wenn eure wach sind,
So sagt: wie heißt er?

Hier ward er unterbrochen —
Von Klatschen oder Pochen? —
Sonst hätt' er Jahr und Wochen
In Räthseln fortgesprochen.

19. Aus der zwanzigsten Makame.

Von Fr. Rückert.

Heran, wenn ihr im Schilde führet Witze,
Denn ich fühl' in der Rechten Blitze.
Wer löst die grammatischen Räthsel, die ich besitze?
Zuerst hört, und wenn ihr's wißt,
Laßt mich hören, was das ist,
Das gestern war und heut gewesen,
Und morgen wird zuerst es sein;
Und merkt, gemeinschaftlichen Namen
Mit einem trägt's von diesen drei'n.
Nun rathet vereint,
Was dieses meint.

Weil es Eins ist, das zerfällt in Vieles,
Sagt man's billig in der Vielzahl aus;
Die die Vielzahl dann für Einzahl halten,
Bilden eine neue Vielzahl draus:
Sag' es! wenn du's weißt, so gehe nie dein
Glück dazu, noch falle drein dein Haus.
Nun saget genau,
Was ist das für ein Bau?

Höher wird's nicht, aber edler,
Wenn ihr setzet Ho davor.
Doch das Ho war dran von Ursprung,
Bis sich's durch Gebrauch verlor.
Nun erkläret geschwind,
Was die zwei Worte sind.

Wo die Lüfte des Frühlings hauchen,
Um dich schlüpfen Vogel und Reh,
Kannst du eines zum Pfühl dir machen,
Und ein andres zum Dach, versteh!
Jenes hat R oder W zum Anfang,
Dieses zum Anfang G oder W.
Nun zeiget an,
Wo man das finden kann.

Es verändert die Farbe nicht,
Wenn man ihm vorn ein L abbricht.
Mit dem L war es irdisch noch,
Ohne das L ist es himmlisch Licht.
Nun suchet gelinde
Wo sich dieses finde.

Es ist der Name einer Frucht,
Die zwar dem Gaumen wohlbehagt;

Doch wo sie sich dem Ohr vereint,
Da wird darüber nur geklagt;
Und wer sich die gefallen läßt,
Der ist das, was der Name sagt.
Nun versuchet kecke,
Wie dieses schmecke.

Wenn's in einer Schale ist,
Sind's der Theile zweie;
Wenn's auf einem Haufen liegt,
Sind es zwölf und dreie.
Nun fasset weise,
Und löset leise.

Welch Wort verliert, wenn ihm ein Un
Wird vorgesetzt, nicht die Bedeutung?
Doch der verliert, der von ihm mit
Oder ohne Un hat die Bestreitung.
Nun Alle herbei!
Sinnet, was dieses sei.

Da meist es mit dem Fuß verbunden,
So weiß, wenn man den Fuß ihm raubt,
Fast Niemand recht, wie er's soll brauchen,
Mit oder ohne S am Haupt;
Da Einer das ihm zugehörige
S ihm vom Fuß entzogen glaubt,
Ein Andrer meint, es sei vom Fuße
Das fremde S ihm angestaubt.
Nun wer ergründet,
Was das verkündet?

Mit Einer Silb' ist's abgethan;
Was ist es? Flügel hat's am Leib.
Mit einem A ist es ein Mann,
Mit einem U desselben Weib.
Doch wer dieses weiß,
Dem geb' ich den Preis.

Zwei Wörter weiß ich; in jedem Worte
Verschmolzen sind der Begriffe zwei.
Im ersten Worte gilt eine Sache
Mit ihrer Zeit dir für einerlei;
Im andern eine Person zugleich mit
Dem Raum, als ob sie nicht eigen sei.
So seltsam sind in ihrer Bedeutung
Die beiden Wörter: es steht dir frei
Zu sagen, daß das erste im andern,
Und daß das andre beim ersten sei.

20. Spruch des Confucius.

Von Schiller.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Reu', kein Zauberfegen
Kann die Stehende bewegen.
Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise:
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That;
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.

21. Aus dem Laienbrevier.

Von Leopold Schefer.

Der Schlechten Feindschaft.

Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil noch nicht Alle gut sind.
Wenn du es auch verschweigst, doch schäme dich
Nicht, daß du Feinde hast: wer Feinde nicht
Ertragen kann, ist keines Freundes werth.
Dir müssen Feind' sein: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind' sein: die die Wahrheit fürchten!

Dir müssen Feind' sein: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind' sein: die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind' sein: die nicht Freunde haben!
Dir müssen Feind' sein: die nicht Feinde haben,
Weil, um für sich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müssen Feind' sein:
Für welche du nicht Freund bist. Stark ertrage
Der Schlechten Feindschaft; sie ist schwach und nichtig.

Urneues Dasein.

Nun stehen unzählbare Blumen auf,
Die Millionen Jahr' die Welt verschlafen.
Sieh, jedes Veilchen ist ein Neues, Erstes,
Zum erstenmale in dem Zaubergarten
Der schönen Erde, und so lebt es neu,
Und neu und jung ist Alles um die Neuen:
Die Sonn' ist erst am Himmel aufgegangen,
Die Erd' ist jetzt erst für sie hingebreitet,
Und keine Knospe, kein' Aurikel weiß
Von jenen alten erdberühmten Kön'gen
Des längst verträumten Puppenspiels — von Xerxes
Und Artaxerxes, Cäsar und Herodes,
Die wen'ger sind, als heut vier Gänseblümchen.
O schönes, reines Leben dieser Blumen!
Der Bienen, die um diese Blumen surren!
Und dieser Lerchen, die um alten Tand
Und neuen, und um allen künft'gen Tand
Nicht wissend, seligsingend droben schweben! —
Der Menschheit Qual vergessen, macht so selig,
Wie Veilchen, Bienen und wie Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.

Weltgruß.

Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegenwandelt,
Ja jedes Kind, das aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt wie diese Erde,
Jung wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer es ist? —
Es ist ein Wunder, wie die Blume — nur
Ein größeres und lieblicheres. Und willst du,
So grüße auch die Rose! willst du auch,
So küsse sie „im Namen Gottes"! gehe
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst vorüber,
Denn wisse, schau und fühle, glaube wahrhaft:
„Sie sind!" Du träumst ein Sandkorn nicht hinweg,
Es ruht und glänzt im Sonnenreich vor dir;

Sie sind in einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie nichts verbannt, noch je vernichtet,
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wandeln.
Was da ist, ist ein unausstaunbar Wunder.
Und willst du nun, entblöße auch dein Haupt
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sarge
Vorüber tragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde —
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir in's Auge trieb!

---

22. Aus der Weisheit des Brahmanen.

Von Fr. Rückert.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm, und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Die Flamme wächst vom Zug der Luft, und mehrt den Zug;
So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Flug.
Das Feuer schürt der Wind, und löscht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft darnieder.
Wie still die Lampe brennt am windbeschirmten Ort,
So ein beruhigt Herz in Andacht fort und fort.

Zwei Spiegel sind, worin sich selber schaut mit Wonne
Die hohe Himmels- und die höchste Geistersonne:
Ein Spiegel ist das Meer, von keinem Sturm empört,
Ein andrer das Gemüth, von keinem Drang verstört.

Wer Furcht vor Keinem hegt, Furcht Keinem auch erregt,
Sieht den furchtbaren Tod, von keiner Furcht bewegt.
Wer keine Lust verstört, wen keine Lust bethört,
Erlangt die höchste Lust, wo alle Lust aufhört.
Wen hoch und niedrig gleich, gleichviel ist hart und weich,
Gleichgültig reich und arm, der ist in Armuth reich.
Wer Lieb' mit Lieb' umfaßt und selbst den Haß nicht haßt,
Der ist zu Hause dort, hier auf der Welt ein Gast.

---

23. Epigramme.

Von Schiller.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk:
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist schlimm.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen:
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf:
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

---

24. Epigramme.

Von Uhland.

Märznacht.

Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

Im Mai.

Blumen und Blüthen, wie licht, und das Glorienlaub um die Bäume!
Bleib nur, Himmel, bewölkt! Erde hat eigenen Glanz.

Die Ruinen.

Wandrer! es ziemet dir wohl, in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder dir auf.

---

25. Epigramme.

Von August Graf von Platen.

Aufmunterung.

Schön ist's, Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Werthlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!

Die unnahbaren Tritte.

Heisere Frösche bequaken den Fernhintreffer Apollo;
Aber der Gott schwebt leicht über die Sümpfe hinweg.

Die Römer.

Wahre Geschichte, bedeutend und groß, voll strenger Entwicklung,
Hatten die Römer allein unter den Völkern der Welt.

Die Epigramme.

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme, die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.

---

26. Epigramme.

Von Victor Strauß.

Der Prüfstein.

Willst du Unsterbliches schaffen, genüge den Besten der Mitwelt,
Sie nur tragen den Keim aller zukünftigen Zeit.

Das Epigramm.

Sei, Epigramm, wie die Bien', und saug' aus Blüthen den Honig;
Doch in die täppische Faust bohre den Stachel mit Lust.

---

27. Epigramme.

Von Goethe.

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! so geh du aus dem Wege!

Mußt nicht widerstehn dem Schicksal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach sich ziehen.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Wenn Jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Halte dich im Stillen rein,
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

Wer recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratene Taub' ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zugeschnitten.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen.

Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemüthlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen
Weiß ich deutlich, wie du bist.

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' Alles von mir selbst gelernt." —
Es ist auch darnach.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Mein Erbtheil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig frei;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

---

28. Epigramme.

Von Wilh. Müller.

Das Ziel.

Jeder hat sein Ziel vor Augen, dem er nachläuft bis zur Gruft,
Aber oft ist's eine Feder, die er aufblies in die Luft.

Innere Reife.

Im dämmernden Schatten des Laubes versteckt, da reifen die Früchte der Reben:
So muß, wer gedeihen im Innersten will, sich des äußeren Schimmers begeben.

Die schwerste Last.

Nichts ist dem Menschen so schwer zu tragen,
Als eine Last von guten Tagen.

Memento mori.

Springst du freudig durch die Thüre in dein neugebautes Haus,
Denk, aus dieser selben Thüre tragen sie dich einst hinaus.

Leer lärmt am meisten.

Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend wälzt sich's um und um;
Ist mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen fest und stumm.

Armuth und Freundschaft.

Wenn die Armuth durch die Thüre kommt geschlichen in das Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft aus dem Fenster sich heraus.

Gott gibt's, halt's fest!

Gott bescheret dir die Kuh, aber nicht den Strick zum Binden.
Schwer zu halten ist das Glück, sei's auch noch so leicht zu finden.

Das Element.

Setz einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Die Narrenschuhe.

Es muß auf Erden jeder Mensch sein Pärchen Narrenschuh' vertragen;
Doch mancher läßt die Sohlen sich mit Eisen um und um beschlagen.

Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen gehn,
Warum sie bald erbost zu Boden, und bald ergrimmt gen Himmel sehn?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respect,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt."

Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Tiefe und Klarheit.

Wie hell und klar auch sei der Himmel, du kannst doch seinen Grund nicht sehn,
Je tiefer das Gedicht ich schöpfe, je leichter wird es vor dir stehn.

29. Vierzeilen.

Von Fr. Rückert.

Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

Vom Guten zum Bösen ist kein Sprung,
Der Uebergang ist unmerklich gemacht,
Wie der Tag durch die Dämmerung
Sich verliert in die Nacht.

Ficht du nur für deine Rechte!
Andre gehn dir ja nicht nah.
Daß er für die seinen fechte,
Dafür ist der andre da.

Wer stets denselben Weg in gleicher Richtung hält,
Der kommt im Kurzen um die Welt;
Wer alle Windungen der Pfade will begleiten,
Wird nie sein Weichbild überschreiten.

Sich im Spiegel zu beschaun,
Kann den Affen nur erbaun!
Wirke! nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Mache nur keinen großen Rauch,
Wenn auf dem Heerde du dein Feuer schüreſt!
Was ist es, ob die Nachbarn auch
Es wissen? wenn du nur die Wärme spüreſt.

Den Kohl, den du dir selber gebaut,
Mußt du nicht nach dem Marktpreis schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiß bethaut,
Die Würze läßt sich durch nichts ersetzen.

Mal' innen deine Zimmer aus,
Daß sich daran dein Aug' erquicke;
Laß außen ungeschmückt dein Haus,
Daß es nicht reize Feindesblicke.

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh recht es an,
So siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Die Dankbarkeit ist eine schwere Last.
Wenn du sie einem auf willst legen,
So thu's mit aller Milde, die du hast,
Daß er dir ja nicht werde gram deswegen.

Was du Ird'sches willst beginnen, heb zuvor
Deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
Ob dein Ird'sches vor dem Göttlichen besteht.

Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eignen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

Blüth' und Schnee,
Lust und Weh;
Ein Windhauch schüttelt des Lebens Baum,
Zerronnen ist Frühlings- und Wintertraum.

O sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
Mach' Schande nicht dem milden Herren, den du hast.
Zeig in Gebärd' und Wort und Blick, daß dem du dienst,
Der sagt: „Mein Joch ist sanft und leicht ist meine Last."

Was fliehest du, vor dem dich keine Flucht kann retten,
Und trotzest dem, vor dem dich schützt kein Widerstand?
Komm, du entlaufner Knecht, eh' man dich bringt in Ketten,
Und gib dich selber frei in deines Herren Hand!

Wenn Gottes Hauch in dir nur findet einen Funken,
Anblasen wird er dich zur hellen Feuersbrunst.
Doch bist du ganz und gar zu Aschen eingesunken,
Hilft auch dein Blasen nicht, du trotzest Gottes Kunst.

Wohl mir, daß ich nicht steh' in meiner Feinde Hand!
Wohl mir auch, daß in der nicht meiner Freund' ich stehe;
O wohl mir, daß ich nie in meiner eignen stand:
Ich steh' in der des Herrn, sie wägt mein Wohl und Wehe.

---

30. Angereihte Perlen.

Von Fr. Rückert.

Es wird durch Seufzerhauch getrübt ein Spiegel zwar;
Doch wird durch Seufzerhauch der Seele Spiegel klar.

O blicke, wenn der Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wenn dir in Zornesgluth dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

Zum Feinde sag': Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder! komm und laß uns Freunde sein.

Der Name bleibt allein, wenn Alles muß zerstieben;
O, laß dem Todten das, was ihm allein geblieben!

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Zu deinem Hochmuth sprich: Staub wird, was ist auf Erden;
Komm, laß uns werden Staub, eh' wir zum Staube werden!

Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
Die widerspenst'ger wird, je mehr du Liebs ihr thust.

Wie groß für dich du seist, vor'm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist, sie fühlt ihr Volk in sich.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen,
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

O Herz, versuch es nur! so leicht ist gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist eine so schwere Pein.

O bitt' um Leben noch! du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Kann auch der Sonne Kraft ein irrer Stern entwallen?
Wie könnte denn ein Mensch aus Gottes Liebe fallen!

Wer jetzo mich verkennt, der spornet nur mich an,
Zu werden so, daß man mich nicht verkennen kann.

Und wenn ich in der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Gott fürchtet selbst sich nicht durch Liebe zu erniedern;
Wie sollt' ich Liebe nicht, wo ich sie fänd', erwiedern?

Wenn dich die Liebe soll beleben, werde Staub!
Nicht hartem Felsgestein entsproßt des Frühlings Laub.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Den Garten kenn' ich wohl, wo alle Lenze wohnen,
Die flüchtig auf Besuch durchziehn der Erde Zonen.

Den Garten kenn' ich wohl, wo nie ein Keim verdarb,
Wo alles Früchte trägt, was hier als Blüthe starb.

Ein Bruchstück ist mein Lied, ein Bruchstück, das der Erde,
Das auf ein Jenseits hofft, daß es vollständig werde.

Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

Zweite Abtheilung.

Stücke in prosaischer Form.

I. Beschreibende Prosa.

1. Die Halligen.

Von J. C. Biernatzki.

An der Westküste des Herzogthums Schleswig finden sich, umfluthet von den Wogen der Nordsee, mehrere Inseln, die als Ueberreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist, den Bewohner des festen Küstenlandes daran erinnern, sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Fluthen zu erwehren.

Die größeren dieser Eilande sind theils durch Deiche (künstliche Seedämme), theils durch Dünen (natürliche Höhen von Meersand) vor den Wogen geschützt, die, täglich mit Fluth und Ebbe kommend und gehend, immer neue Versuche zu machen scheinen, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinunterzuziehn. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter weicher Schlickgrund bloßgelegt wird, der noch in kräuselnden Zügen das Bild der Wogen darstellt, die ihn vor wenigen Stunden überflutheten. Einzelne Rinnen und andere Senkungen werden aber auch dann nicht wasserleer, und besonders winden sich, für jene Zeit sichtbar, rings um die Inseln die miteinander und mit dem zurückgewichenen Ocean zusammenhängenden, sogenannten Tiefen, gleichsam Schlangenarme, mit denen der eine Zeit lang an andern Gestaden kämpfende Riese die nie vergessene Beute umschlungen hält, daß sie nicht einen Augenblick der Hoffnung sich überlasse, von ihm aufgegeben zu sein. Diese Tiefen, welche dem einsamen Wanderer, der auf dem weichen, seinem Fußtritt für eine kurze Zeit überlassenen Meeresgrunde Krabben, Rochen oder einen von dem schnellen Abfluß der Wogen überraschten Seehund sucht, auch bei der hohlsten Ebbe unüberschreitbare Grenzen setzen, verhindern die Verbindung zwischen den Inseln zu Lande selbst dann, wenn sie am scheinbarsten ist. Nur einzelne kleinere Eilande erfreuen sich beim Rückgang des Meeres einer kurzen Gemeinschaft miteinander oder mit dem festen Lande, auch ohne das umständliche Mittel der Schifffahrt; aber wehe dem Wanderer, der zuviel dem trügerischen Riesen vertraute! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit sich als Bundesgenossen und der Schlickläufer, so nennt man den, welcher die Ebbe zu größeren Wanderungen benutzt, sieht das heimische Gestade vor seinen Blicken verschwinden, er fühlt die Fluth um seine Füße spielen, Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel, er eilt mit Todesangst vorwärts, die schon ganz gefüllten Rinnen versperren seinen Weg, er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen, er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Fluth höher an

ihm hinan, sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überrauschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken; denn ein tieffluthendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußstapfen des Armen sichtbar waren. —

Im Gegensatz der größeren, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln werden die kleinern Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum zwei bis drei Fuß höher liegt, als der Stand der gewöhnlichen Fluth des Meeres, und daher, weder durch Kunst noch durch Natur beschützt, sehr oft, und besonders in den Wintermonaten sogar wohl zweimal an Einem Tage, von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine halbe Quadratmeile groß; die kleineren, oft nur von Einer Familie bewohnten kaum ein paar tausend Fuß lang und breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von der Fluth weggespült wird. Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh an beiden Enden mit Steinen belastet herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit eisernem Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nöthige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräge absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Für solche Gemüse müßte die Werfte größer sein, deren Aufführung und Unterhaltung aber schon, so klein sie ist, mehr Kosten erfordert, als das einfache Gebäude, das darauf steht. Auf der Ebene sproßt der Ueberschwemmungen wegen kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von schmutziggrau überschlickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wohl seine spärliche Nahrung finden mag, die aber keineswegs jenen frischen duftigen Graswuchs kennt, in welchen sich behaglich die fette Kuh hinstreckt, oder über welchem das wiehernde Roß muthwillig hin und her sprengt. Suchst du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten, da, wo die Sonnenstrahlen, ohne durch eine buschigte Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das matte Grasfeld brennen? Wohl findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer; wohl tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter desselben Herr zu werden; wohl viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschwemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Ocean gehöre und ihm bald ganz zufallen werde: aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältniß ausgegraben und ringsum mit Grassoden ausgesetzt; dahin mag sich Regenwasser von oben her sammeln, oder von den Seiten durchsickern; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein

Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Nothwendigkeit werden. Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner: das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfangs? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen fluthenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgibt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landstellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, dies an Geben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, still untergrabender Macht, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Heerden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiemit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch hersitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die, halb von den Wellen bedeckt, keinen andern Grund als diese Wellen zu haben schien. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelnen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses, welche die Vorsicht eben so tief in die Werfte hineinsenkte als sie darüber hervorstehen, werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach; und hohe Zeit war es! Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermuth schalten nun die Wogen in dem untern Theil des Hauses; sie werfen Schränke, Kisten, Betten, Wiegen mit wildem Spiel durcheinander, schlagen sich immer freiern Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiteren Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz

rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Geschäftigkeit mit einander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen die Unglücklichen sich zusammen. In der Finsterniß sieht Keiner das entsetzenbleiche Antlitz des Anderen; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn, aber Jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Fluth gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstrahl dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Lichte beleuchtet, in all' ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch Eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite; ein neuer Fluthenberg schäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu.

Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimath; liebt sie über Alles, und der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, und wo er in Kurzem wieder Alles, und sein Leben mit, verlieren kann. Wir bewundern den Sohn der afrikanischen Wüste, der sein Zelt aufschlägt unter der Gluth einer versengenden Sonne, in der Mitte einer unübersehlichen, brennenden Sandstrecke. Er hat doch ein weites Gebiet, das er nach allen Richtungen hin auf seinem flüchtigen Renner durchstreift. Er hat doch seine Oasen, diese Inseln des Sandmeeres, wo er im Schatten der Palme die Quelle sprudeln hört und Lieder singt zur Ehre der Wüste, oder den wunderreichen Erzählungen eines vielgereisten Karawanenführers horcht. Die Heimath, die er liebt, ist doch nicht ohne Abwechselung, sein Leben nicht ohne Veränderung. Er schleppt sich nicht hin in steter Einförmigkeit des Daseins, findet doch Raum für seine Kraft, und hat doch Fernen, denen der Reiz der Neuheit nicht ganz fehlt. Der Halligbewohner übersieht mit Einem Blick alle seine nahen Gränzen, sein Thun und Treiben ist dasselbe einen Tag wie den andern, außer daß eine seltene Fahrt ihn zum Verkauf der Wolle seiner Schafe nach dem festen Lande führt; und er fühlt sich bei seiner Abgeschiedenheit vom Menschenverkehr fremd unter Fremden, sobald er seine Scholle im Meere nothgedrungen einmal verlassen hat. Alle seine Freuden und Genüsse bleiben wie seine Arbeiten in einem kleinen Umfange beschränkt, ohne lebhaften Reiz, ohne die Spannung einer Ungewöhnliches erwartenden Aussicht. Ein bei der geringen Zahl der Bewohner oft erst nach Jahren auf der Hallig wiederkehrender Hochzeitstanz gehört zu seinen höchsten Vergnügungen.

Die Gefahren selbst, denen der Halligbewohner ausgesetzt ist, entbehren den einzigen Reiz, den die Gefahr haben kann: den Gegenkampf. Mag der Sand der Wüste, vom Sturm aufgewirbelt in dicken Wolken, als sollte das Gewölbe des Himmels auch eine Sahara werden, daherjagen und Zeltdörfer und Karavanenzüge in sein heißes, erstickendes Bett begraben: die Möglichkeit der Flucht ist doch gegeben, und die Menschen versuchen auf Rossen und

Kameelen mit dem Sandsturm in die Wette zu jagen; und oft gelingt es ihnen, dem drohenden Verderben zu entgehen. Der Halligbewohner hat seinen Feind rund um sich; erhebt der sich in seiner schauervollen Macht, so muß er, hülfloser als ein Kind auf dem Wege des tobenden Stieres, sich diesem Gewaltherrscher hingeben und zitternd erwarten, ob er mitleidig schonend vorüberziehe, oder in blinder Wuth Alles niederwälze; er muß Leben oder Tod als ein willenloses Schlachtopfer annehmen, ohne Hand oder Fuß zur völlig unmöglichen, weder Gegenwehr noch Flucht zu regen. Verstand und Kraft sind ihm unnütz; nur Ergebung ist sein Loos in dem vollen Bewußtsein seiner Ohnmacht.

Und nicht etwa die Unbekanntschaft mit den Vorzügen anderer Länder ist es, was dem Halligbewohner seine Heimath lieb macht. Nein, er hat die fruchtbarsten, reichsten Strecken vor seinen Augen. Hinter den Deichen des festen Landes in seiner Nähe ist ein Boden, der seinen Bewohnern einen Ueberfluß bietet, wie wenige Länder der Erde ihn haben. Da reift das schwere Korn; da streckt sich der breite Stier in den duftigsten Klee; da erheben sich große und schöne Bauernhöfe, deren Bewohner, mit allen Genüssen des Lebens vertraut und im Gefühl ihrer Wichtigkeit, mit Stolz sich Bauern nennen. Oft auch, und früher noch mehr als jetzt, führt den Halligbewohner in seiner Jugend und Mannheit der Dienst auf Schiffen in ferne Lande. Durch seine Genügsamkeit und Rechtlichkeit auch in der Fremde schwingt er sich zum Schiffsherrn auf; die reichsten Handelsplätze, die herrlichsten Gegenden werden ihm bekannt wie die eigne Heimath. Aber er hat Alles gesehn, Alles verglichen, und — Alles vergessen. Er kehrt mit seinem Ersparten heim zu seinem geliebten Eilande, heim zu diesem trostlosen Boden, zu diesem gefahrvollsten Fleck der Erde, zu dieser Oede voll Entbehrung und Entsagung, und dankt Gott, daß seine Hallig noch nicht weggespült ist; und kaum hat er sich da wieder eingerichtet, so ist er in seinem Wesen und seinen Neigungen wie Einer, der nie die Welt sah.

2. Der Schneesturz in Grönland.

(Aus Walseth und Leith.)

Von H. Steffens.

Sie setzten ihre Reise südlich fort in den seltsamen Jörgenfiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbusen, hinein. Ihre Absicht war, einen Freund in Säeböe zu besuchen. Als sie durch die Mündung des Jörgenfiord kamen, eröffnete sich vor ihnen ein ungeheuerer Schlund. Der finstere Kanal schien sich immer mehr zu verengen, die steilen Ufer erhoben sich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel sahen sie große Schneeflocken, die niemals wegschmelzen. Diese Schlucht läuft drei norwegische Meilen (vier deutsche) in völlig grader Richtung fort, so daß man diese große Strecke tief in den schauderhaften Kanal hineinblickt. Die westliche Seite ist furchtbar schroff, die östliche zwar weniger, aber wilde Berggipfel erheben sich, bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothischer Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erstaunlichen Höhe. Als sie eben in den Meerbusen tiefer hineinsegelten, ließ sich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fischer brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felsensturz (et Snee og Steenstred) sein, sagten sie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie sahen von dem höchsten Gipfel eine dichte Schneemasse sich losreißen, im Herunterstürzen von der schroffen Wand ward sie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängstlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer seltsam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald rissen sich die Steine mit der Masse los, das tobende Geräusch steigerte sich, Steine warfen sich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöse, welches in der ganzen Schlucht vielfältig widerhallte, stürzte die riesenhaft heranwachsende Masse in den Meeresbusen hinein, daß das Wasser hoch und schäumend in die Höhe spritzte. Noch ein Augenblick, und ein völliges Stillschweigen herrschte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, sich trübe fortwälzten. Die Fischer nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünstig war. Oft ist dort eine völlige ängstliche Windstille, die Wasserfläche ist spiegelhell, in dem finstern Thale herrscht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben sich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den engen Felsenwänden, das Wasser kräuselt sich in kleinen, kurzen, schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die segelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in diesen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöse einen Steinsturz erwarten ließe. Die sogenannten Mehlstürze von losem Schnee sind die gefährlichsten. In einem Augenblicke stürzen sie herunter, wälzen Häuser und Boote unwiderstehlich mit sich fort, und erzeugen heftige Windstöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängstlicher Sorgfalt suchte man sich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die seltsame Beschaffenheit der westlichen Felsenwände. Unaufhörlich rieselt von der obern Schneedecke das Wasser die schroffen Wände herunter, und ein frischer lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber schwarze, kahle, mit losen, chaotisch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwischenwände, das Bild der wildesten Zertrümmerung, trennten immer von neuem diese milderen, anmuthigen Plätze. So wechselt schnell, unbegrenzt, dicht neben einander in scharfen Gegensätzen das freudigste Leben mit dem Tode.

Ist es nicht wie der Eingang zum Acheron? sagte Aamod. Alle Geister der Natur haben sich erhoben, diesen grausen Eingang zu bewachen, Luft und Wasser haben sich gegen die kühn Eindringenden verschworen, und selbst das starre Gebirge trennt, was seit der Urzeit zusammenhing, und schleudert dem Wanderer seine Steinmassen entgegen. Wenn hier Schnee und riesenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann sich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in sich birgt und es an solchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düsterer das Wasser, immer stiller und ängstlicher wurden die Reisenden, die furchtsam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und sie verschlingen würde. Aber nichts rührte sich, kaum ein lebendiges Wesen regte sich in dieser Stille.

Die ruhigen Wellen schlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reisenden bei dem Freunde.

---

3. Die Karawanen der Steppen.

Von J. G. Kohl.

Diese Steppenwege haben im April und Mai ihre schönste Periode, da dann der Boden fest und eben ist, und auch zuweilen noch der im Juni und Juli überall aufsteigende feine Staub durch einen kleinen Regen niedergeschlagen wird. Dieser Sommerstaub der Steppen ist so duftig und leicht, daß er sich selbst ohne alle Bewegung der Luft einige Zeit wie schwimmend auf ihr erhält, und man sieht alsdann auf allen Straßen bei windstillem Wetter beständig eine unwandelbare Staubwand stehen. Da er so fein ist, überall eindringt und dabei so schwarz wie Torf aussieht, so verwandelt er die Menschen in Mohren und macht das Reisen äußerst beschwerlich. Im Beginn des Frühlings bei der Schneeschmelze ist aber die Steppe fast völlig bahn- und wegelos. Denn da verwandelt sich die ganze fette Erde der Oberfläche in einen zähen, schlammigen Brei, durch den sich indeß die Ochsen noch leichter hindurch arbeiten als die Pferde.

Was die Kunst für die Wege gethan, ist sehr unbedeutend und beschränkt sich fast einzig und allein darauf, daß man ihnen gewisse Grenzen steckte, indem man für ihre Breite 36 Klaftern bestimmte und in dieser Entfernung kleine Gräben zog, die aber durchaus nur als Grenz-, nicht als Abzugsgräben betrachtet werden können. Außerdem hat man noch auf einigen großen Poststraßen, jedoch nicht durchweg, in gewissen Entfernungen kleine steinerne Pyramiden errichtet, um den Weg für den Winter, wo er bei dann so völlig verwischter Physiognomie der Steppe sonst gar nicht zu finden wäre, zu bezeichnen. Uebrigens waren die Wege hier seit den Zeiten des unglücklichen Feldzugs des Darius so, und werden auch wohl noch lange Zeit in diesem Zustande bleiben, da die Natur hier dem Menschen so durch ganz und gar nichts zur Hand geht. Denn es findet sich weit und breit kein brauchbares Material irgend einer Art, das zur Verbesserung der Wege angewandt werden könnte. Die Steine zum Straßenpflaster in Odessa ließ man aus Malta und Italien kommen. Vielleicht wären Eisenbahnen die Bahnen, die sich dermaleinst hier noch am leichtesten herstellen ließen. — In den kleineren Städten dieser Länder ist das beliebteste und allgemein gebräuchliche Straßenverbesserungs-Material — der Mist, mit dem man alle Löcher und Unebenheiten ausfüllt. Und in der That ist auch die Bodenlosigkeit der Humussuppe mitunter so arg, daß ein Fußgänger sich immer freut, einen Misthaufen zu erreichen, auf dem doch wenigstens sein Leben gesichert ist. —

Die großen Heerstraßen der Steppen haben diese imposante Breite von 36 Klaftern hauptsächlich des vielen auf ihnen verkehrenden Viehs wegen, das theils nach dem Süden in die Ssalgans (Talgsiedereien) von Odessa, Cherson und Taganrog wandert, theils dem Norden zugetrieben wird, zu den Schlachtbänken von Moskau, Petersburg u. s. w. Das Vieh benutzt einen Theil der Wege zugleich als Weide. Außerdem kampirt auch noch sonst Mancherlei auf diesen Wegen selbst, so namentlich z. B. alle die Handels-Karawanen, die vom schwarzen Meere landeinwärts und zu seinen Häfen hinziehen

und die kein anderes Obdach in der Steppe finden, als das, welches der gütige Himmel über ihnen ausgespannt. —

Gegen Abend sahen wir an verschiedenen Punkten des Weges die Feuer der nach Odessa reisenden Wagen-Karawanen aufleuchten. Diese Züge heißen hier „Walki“, wie in Großrußland „Obosi“. Sie bestehen gewöhnlich aus dreißig bis vierzig mit Ochsen bespannten Wagen. Denn der Ochse ist im ganzen malo-rossianischen Süden das hauptsächliche, ja ausschließliche Zugthier, sowie in Großrußland das Pferd. Und alle Zufuhren nach den pontischen Handelsstädten werden mit Ochsen bewerkstelligt. Nur im Winter, wo auf dem Schnee der Ochse zum Transport weniger tüchtig ist, geschehen auch einige Versendungen von Odessa aus ins Innere — namentlich griechischer Weine, kleinasiatischer und krimscher Früchte und einiger anderer levantischer Waaren — mit Pferden. Doch sind es dann meistens Großrussen, welche diese Transporte mit ihren „Obosen“ bewerkstelligen, und nicht kleinrussische Tschumaks (Fuhrleute) mit ihren „Walken“.

Diese Walken bestehen, wie gesagt, gewöhnlich nur aus dreißig bis vierzig Wagen, die unter der Leitung eines Ober-Tschumaks mit seinen Knechten geführt werden. Zuweilen finden sich aber mehrere solcher Walken unterwegs zusammen, und man sieht dann nicht selten eine eine Werst lange Reihe von drei- bis vierhundert Wagen. Wir bemühten uns, das Leben und Bewegen dieser Leute und ihrer Karawanen näher kennen zu lernen, die zwischen dem Dniestr und der Wolga und von Kiew bis zum Pontus die Hauptelemente des Lebens auf den Steppenstraßen bilden. Wir hielten überall, wo wir ein Feuer der Tschumaks erblickten, oder wo wir sie ihren Borscht (National-Suppe) verzehren sahen, an und ließen uns mit ihnen in Gespräche ein. —

Im Sommer und bei guten Wegen ist die Bewegung einer solchen Walke folgende: Um zwei oder drei Uhr Morgens, wenn der Hahn kräht, rüsten die Tschumaks zur Abreise, fangen die Ochsen von der Nachtweide ein, spannen sie ins Joch und schlendern und schleifen mit „Zobbe!“ und „Zebä!“ ihres Weges. „Zobbe!“ heißt: „rechts“ und „Zebä!“ „links“, und fügt man noch „Hei!“ hinzu, welches „vorwärts“ bedeutet, so hat man das ganze Vocabularium der Worte vollständig, die ein Tschumak mit seinen Ochsen spricht. Sie fahren so, ohne in Schweiß zu gerathen, bis acht oder neun Uhr fort und halten dann auf einer Stelle an, wo sie Weide und Wasser finden, tränken ihr Vieh und lassen es in der Steppe am Wege laufen. Während Einige hiermit beschäftigt sind, machen die Anderen ein Feuer an. Sie sammeln dazu, wie die Karawanenführer in Afrika, etwas an der Sonne getrockneten Mist vom Wege, Heu und Stroh, oder zerhauen auch unterwegs zerbrochene Räder oder was sonst am Wagen brach und sorgsam für diesen Zweck mitgeführt wird. Das Feuer knistert bald so lustig unter dem Kessel, wie in den holzreichen Gegenden Polens, und der Hirsebrei oder Borscht, die beiden einzigen Gerichte, die ihr Morgen-, Mittag- und Abendbrod ausmachen, ist flink gewärmt. Dazu beißen ihre unverdorbenen Zähne die harten „Suchari“, die sie von Hause mit auf die Steppe nahmen. Diese Suchari sind zerbröckeltes und dann noch einmal wieder gebackenes oder auch bloß in der Sonne getrocknetes Grobbrod. Um zehn oder elf Uhr geht es wieder „Hei!“ und „Zebä!“ bis Nachmittag, wo sie ihren Ochsen eine abermalige Rast gestatten. Der dritte und letzte Halt wird dann gegen Sonnenuntergang gemacht. Dann fahren sie ihre Wagen auf der breiten Straße in regelmä-

ßige Quarrés auf, zu acht bis zehn in der Länge und fünf bis sechs in der Breite. Sie stehen so weit auseinander, daß man bequem zwischen ihnen herumgehen und Alles an der Ladung oder dem Wagen bessern kann, was nöthig ist, und man sieht die Tschumaks dann beständig dazwischen umherwandeln, überall pickernd, hämmernd und flickend. Das gesellige Feuer lodert wie am Morgen unter Hirse oder Borscht, und dazu krachen die trocknen Sucharі. Darnach wird dann noch wohl ein melancholischer Nachtgesang angestimmt aus b Moll, der dann endlich auch mit den Tschumaks auf dem Grase einschlummert, indem in der echolosen Steppe nur das unaufhörliche Unkengeschrei seinen nie schlummernden Nachhall bildet — bis dann endlich gegen Sonnenaufgang der frühe Hahn Alles wieder in Bewegung setzt, um das stets sich auf dieselbe Weise wiederholende Tagewerk von neuem abzuleiern.

Ich sage: der Hahn, und meine den Hahn der Walke. Denn keine kleinrussische Karawane ist ohne diese treffliche und pünktliche Weckuhr, diesen untrüglichen Wetterpropheten. Allemal auf dem vordersten Wagen, dem des Ober-Tschumaks, sitzt ein stattlicher schöner Hahn, der in gewisser Hinsicht der eigentliche Anführer und Lenker des Ganzen ist. Er schläft des Nachts bis zwei Uhr, auf seinem Wagen sitzend. Dann kräht er pünktlich zwei oder dreimal hintereinander, und der Ober-Tschumak gähnt und ruft den Uebrigen sein „Wstanitje“ (Steht auf!) zu. Um drei Uhr kräht er zum zweitenmale, und dann knarren schon alle 240 Räder der Walke, und am ganzen Tage begleitet er dann den Zug fortwährend lustig mit seiner Trompeten-Musik. Er ist der Liebling von allen Fuhrleuten der Walke, und jeder streichelt und füttert ihn. Die Tschumaks wissen aus der Art seines Krähens Allerlei in Bezug auf das Wetter zu prophezeien und nehmen darnach ihre Maßregeln. Er ist so an seine Walke und seinen Platz auf dem vordersten Wagen gewöhnt, daß er ihn nicht leicht verläßt. Nur zuweilen haben sie ihre Noth mit ihm, wenn er auf dieser oder jener Station hübsche Hühner entdeckt. Dann kann er es nicht lassen, im Vorüberfahren dem artigen Damenvolke sein Compliment zu machen, und bekommt auch wohl Streit mit den Herren ihres Harems. Bei schlechtem Wetter und Regen, den er nicht leiden kann, weil er seine hübsche Toilette verdirbt, kriecht er allemal unter das Wagendach des Tschumaks, wo er so geschützt ist wie sein Herr selbst. —

Auf die besagte Weise vollenden nun die Walken unter Leitung eines Hahns und eines Tschumaks, mit ihren vierzig Wagen, und mit 1001 Zobbes und Zebäs, indem jedesmal bei drei oder vier Wagen ein Mann angestellt ist, indem auf je drei Männer ein kleines glattes, bei allen Brunnen wieder gefülltes Wasserfaß gerechnet wird, und indem die armen Kerle auf der ganzen Tour von Podolien oder Kiew bis Odessa, alle fünfzehn zusammen genommen, oft kaum ein Quart Branntwein trinken, — eine in ihrem harten Lande doch oft so nöthige und heilsame Erquickung, — indem endlich jeder Wagen fünf bis sechs Tschetwert Getreide geladen hat, in Säcken zu fünf bis sechs Pud, — ich sage, so fahren sie täglich ihre dreißig bis fünfunddreißig Werst weit. Und auf diese Weise geht es dann sechs bis neun Monate hindurch von Podolien nach Odessa, von Odessa nach Kiew, von Kiew nach Charkoff, von Charkoff nach Krementschug, und so im ganzen russischen Süden herum fünf- bis siebentausend Werst hin und her, wohin sie nur immer Ladung bekommen können.

Eigenthümlich ist es, daß sie bei Regenwetter nicht weiter zu fahren wagen dürfen, weil dann beim Ziehen die Haut der Ochsen wund wird. Sie müssen den Regen ruhig abwarten, und es kann sich daher ereignen, daß dadurch der ganze Verkehr mehrere Tage unterbrochen wird. Die wohlhabenden und ordentlichen Tschumaks fahren bloß von Ostern bis „Pakrowe“ (ein Fest zu Anfang des Octobers). Später machen die oft im October schon heftig einfallenden „Wjugas“ (Schneestürme) lange Transporte riskant. Es ist daher im ganzen Süden Rußlands der Sommer die eigentliche Zeit der großen Zufuhren zu den Handelsstädten und die Periode des Hauptverkehrs in den Steppen, während im Norden des Reichs gerade das Umgekehrte stattfindet. Denn zu allen baltischen Häfen findet die bedeutendste Zufuhr im Winter auf der schönen Schlittenbahn statt, und der Sommer ist verkehrstodt.

„Wie gefällt Euch denn Euer Leben?“ fragte ich einen der Tschumaks in Gromoklejewka, unserer Abendthee-Station. „Ach, es ist hart, hart! Herr! So viel Jahre ich auch schon tschumakirt habe, ich werde es nicht gewohnt. Gebe Gott mir nicht mehr.“ — Die, welche nur im Sommer fahren, kommen noch mit etwas Durst, Hitze, magerer Kost und damit weg, daß sie in dem schwarzen Steppenstaube das Aeußere von Negern gewinnen. Aber die ärmeren Tschumaks, welche auch die Winterzufälligkeiten riskiren müssen, haben ein noch bittereres Leben und Sterben, wovon ich mich schon vor meiner Reise in den Steppen einmal selbst überzeugte, als man aus einer Regenschlucht in der Ukraine bei der Schneeschmelze im Frühling eine ziemliche Portion zerbrochener Schlitten, längst verdorbener Ochsen und schon seit fünf Monaten verschollener Tschumaks ausgrub. Diese armen Leute müssen dann im Winter, obgleich am schwarzen Meere, auf der schutzlosen Steppe fast eben so Schlimmes leiden, wie Capitain Roß am Nordpole. Oft können sie Wochen lang nicht von der Stelle, wenn die Natur draußen in Aufruhr ist. Futtermangel ist überall, und sämmtliche Wiesen der Steppen verkommen im Schnee. Wenn im Sommer nur wenige Wasserbassins sind, die Wasser genug haben, so sind im Winter viele Sorgen für die Gesundheit der Ochsen, für die der Tschumak selbst den Arzt machen muß. Dennoch aber sind sie dabei alle wie Horaz's Schiffer. So lange sie im Winter mit Eis und Sturm kämpfen, oder im Sommer mit Durst und Staub ringen, verwünschen sie ihr Handwerk und versprechen es abzuthun. Im Frühling aber spannen sie doch ihre Ochsen wieder an, und sie schleppen sich Jahr aus Jahr ein mit ihren langhörnigen Fußschleifern herum. „So ist es,“ sagte mein Tschumak, „bis es denn endlich einmal in Krementschug heißt: Wo ist denn der Tschumak Pawel Gawritschenko? Er ist ja schon seit zwei Jahren nicht zu Hause gekommen? — wo denn ein Anderer antwortet: Ja, sie sagten mir in Odessa, er sei bei einer Wjuga auf der langen Steppe in eine Balke gestürzt, und sie hätten ihn im Frühlinge in Sewerinowka*) begraben.“ —

4. Aetnareise.

Von Kephalides.

Hierauf ritten wir auf den Aetna. Der Tag war heiter, aber die Sonne brannte sehr heiß und unsere Maulthiere schraubten uns nur langsam auf den

*) Ein großer Flecken im Thale des kleinen Kujalnik.

unwegsamen, klippen- und sandreichen Straßen am Berge empor. Endlich sahen wir das freundliche Catanien und die unabsehlichen Wogen des Meeres unter uns liegen, doch schien der Saum desselben sich langsam am Horizonte hinan zu heben. Unser Wirth aus Catanien folgte uns nebst einem Saumroß als Proviantcolonne. Diese Lavafelder sind bekanntlich ungeheuer fruchtbar, und aus ihrem schwarzen Schooße quillt ohne Ruhe und Unterbrechung der reichste Segen des südlichen Pflanzenwuchses, daher denn auch auf dieser gefährlichen Lavarinde die blühendsten, ja beinahe einzigen Dörfer der Insel Sicilien anzutreffen sind, und die zwölf Millien oder drittehalb Meilen von Catanien bis zum letzten Dorfe, Nicolosi genannt, legt man zwischen lauter schwellenden Gärten und wohlhabenden Ortschaften zurück; doch hat andererseits dieser erste Theil des Weges in der bebauten Region des Aetna, da man zwischen den Mauern der Weinberge eingesperrt ist, wenig Angenehmes. Etwa eine halbe Meile unterhalb Nicolosi fängt der schwarzgraue Lavasand an, das Erdreich in Trauer zu hüllen, bis an den Scheitel des Vulkans hinauf, an zwanzig Millien. Ein unendlich düsterer und fast abschreckender Anblick! Unfern dem Dorfe liegt ein sehr tiefer, ausgebrannter Crater, der etwa vor dreihundert Jahren Feuer ausgeworfen hat.

Gegen Abend erreichten wir Nicolosi und fanden in dem Hause des Intendanten und Arztes der Ortschaft, des Don Mario Gemmellaro, die liebreichste und gastfreieste Aufnahme von der Welt.

Schon vor dem Jahre achtzehnhundert und vier baute Gemmellaro aus eignen Mitteln in der Nähe des Philosophenthurms, etwa dreiviertel Stunden unter dem hohen Crater des Aetna, ein kleines Häuschen zum Schutz der Reisenden vor Schnee, Hagel und Ungewitter; als aber in demselben Jahre ein englischer Officier, Lord Forbes, die Wohlthätigkeit eines solchen Obdaches hatte einsehen lernen, bewog er den Herrn Don Gemmellaro durch das Versprechen, bei seinen Landsleuten auf der Insel eine Subscription zu eröffnen, zum Aufbau eines bequemern Hauses für die Reisenden, nebst einer Stallung für Saumrosse und Maulthiere. Dieser kleine Bau, der noch in demselben Jahre beendigt wurde, wird Jedem, der von Wind, Eis und Kälte bearbeitet, am Kegel des Vulkans ankommt, in seiner vollen Wichtigkeit erscheinen. Obgleich nun der Beitrag des Herrn Gemmellaro selbst den reichlichsten englischen um das dreifache überstieg, und obgleich er überdies noch die Mühe über sich nahm, dem so schwierigen Bau, da alle Materialien weit heraufgeschleppt werden mußten, vorzustehen und, was noch mehr ist, für die Unterhaltung des Hauses und dessen Reinigung von Schnee zu sorgen, so pflegen die Engländer doch mit unbilliger Anmaßung dies kleine Asyl „Haus der Engländer" zu nennen; die Bewohner des Aetna indeß nennen es billigerweise „Haus des Gemmellaro" (Casa di Gemmellaro). Jeder Reisende erhält die Schlüssel unentgeltlich dazu.

Nach kurzer Ruhe brachen wir gegen gegen halb zehn Uhr Nachts in Begleitung eines reitenden Piloten und eines zweiten Fußboten auf. Wir stolperten über den höchst beschwerlichen Weg durch die Waldregion in dunkler Nacht mit unsern Maulthieren glücklich hindurch, oder eigentlich war es allein das Verdienst unserer geschickten Saumrosse, daß wir in diesen verworrenen Lavaklippen, durch die sich der enge Pfad hindurch windet, den Hals nicht brachen. Endlich trat der Mond aus den Wolken, und sein blasses Licht zeigte uns in unabsehlicher Tiefe unter uns den blanken Spiegel des Meeres.

So gelangten wir in die Schneeregion, als der Himmel sich plötzlich in schwarze Sturmwolken hüllte, und die schneidende Luft uns ziemlich erstarren machte. Den Sonnenaufgang, um dessen willen wir so rüstig vorwärts geeilt waren, konnten wir nun nicht hoffen zu schauen, deßhalb, und weil wir sehr von der Rauhigkeit des Wetters litten, beschlossen wir, in der Lavahöhle, Grotta del Castelluccio genannt, einige Zeit auszuruhen. Nachdem wir hier ein munteres Frühstück mit Zähnklappern eingenommen hatten, zogen wir, in der unermeßlichen Lavaasche watend, weiter, denn die Grotta del Castelluccio liegt noch zwei Stunden unterhalb des Craters.

Endlich tauchte im Sturm die Sonne aus dem Meere auf, beleuchtete die entsetzliche Oede, die wir bisher noch gar nicht gesehen hatten, und ließ uns in ungeheurer Tiefe das Meer erblicken. Alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, hatte schon längst aufgehört; in Wolken und Dampf gehüllt, zogen wir bald über weiße Schneefelder, bald durch schwarze Aschenmeere dem Gipfel zu, ohne daß wir weiter als fünfzig Schritt um uns sehen konnten; und so waren wir etwa bis tausend Schritt von Gemmellaro's Hause gekommen, als mit einemmal unser britische Reisegefährte fürchterlich zu stöhnen anfing und ohnmächtig vom Maulthiere in die Arme des Piloten herabsank. Dies traurige Ereigniß auf der schwarzen Einöde und im Fluge der dampfenden Wolke setzte uns in nicht geringe Verlegenheit und machte natürlich unserer Aetnareise für's erste ein Ende. Was sollten wir mit unserm kranken Freunde beginnen? Unsern geringen Weinvorrath, mit dem wir ihn vielleicht erquicken konnten, hatten wir in der Lavahöhle del Castelluccio gelassen, und da die Hauptursache seines Uebelbefindens die dünne Luft und die außergewöhnliche Abwechselung der Temperatur von 27° Hitze bis zur Eiskälte war, es also widersinnig gewesen wäre, noch höher bis in das leere Haus des Gemmellaro zu steigen, so deckten wir ihn, nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, mit allen unsern Mänteln zu, denn er vergoß kalten Schweiß am ganzen Leibe, und trugen ihn, da er nicht im Stande war, auf dem Maulthiere zu sitzen, nach der Grotte del Castelluccio herab. Hier ward er aufs neue und so anhaltend ohnmächtig, daß wir beinahe glaubten, er scheide aus dem Leben. Doch eine Stunde Schlaf und die wärmere, dichtere Luft stärkte ihn so, daß er mit uns nach Nicolosi herabzureiten vermochte. Die liebliche Gegend in dem ziemlich dünnen Eichenwalde, der freilich in unserm Deutschlande nicht in Betracht käme, beleuchtet vom schönsten Blau des Himmels, und die Aussicht aufs ferne Meer ließen uns sehr betrauern, was wir Herrliches verloren hatten.

Nachmittags um drei Uhr etwa langten wir in Nicolosi an, erfrischten uns erst mit guter Speise und Trank unseres catanesischen Wirthes, hernach durch den erquickendsten Schlaf, und als wir gegen neun Uhr Abends erwachten, stand das Himmelsgewölbe in prachtvoller Klarheit über uns. Alsbald war unser Entschluß gefaßt, die Maulthiere wurden gesattelt, wir übergaben unsern kranken Reisegefährten der sorgsamen Pflege des Don Mario Gemmellaro und ritten fröhlich zum zweitenmal gegen den rauchenden Kegel los. Die Nacht war wunderschön, wir sahen den Rauch ganz senkrecht aus dem Crater in die Schwarzbläue des Nachthimmels empor steigen und hofften deßhalb sicher auf das Gelingen unsers Unternehmens. Die wahrhaft goldene Sichel des Mondes schwamm im reinen Aether und leuchtete weit über das Meer hin; das Herz in der Brust hüpfte vor Freude, wir jauchzten und sangen, die Maul-

thiere kletterten wie Gemsen mit Sicherheit über die Lavaklippen, und wir kamen bald in das Innere der Waldregion. Die ungeheure Lavaschicht von siebzehnhundert und neun und sechzig lag furchtbar, wie ein erstarrtes Meer, noch ganz mit aufgerichteten Wellen zu unserer Seite.

Noch waren wir nicht ans Ende des Eichenwaldes gekommen, als sich ein schneidender Wind erhob, der bald in einen wilden Sturm ausartete und uns so erstarrte, daß wir ohne die Mäntel und Kapote, die Gemmellaro's Güte uns umgehangen hatte, erfroren wären. Auch schien es nicht möglich, ohne einige Erwärmung beim schnellen Wechsel der Temperatur bis zum Gipfel zu reiten; wir waren deßhalb sehr froh, als wir am Ende der Waldregion die Ziegenhöhle, von Einigen „Grotte der Engländer" genannt, erreichten, worin der arme Engländer Brydone, durch einen schweren Fall und eine Verletzung am Fuße um seine Aetnareise betrogen, ebenfalls zu bivouakiren genöthigt war. Desto mehr muß man seine Phantasie bewundern, kraft welcher er von der Aussicht auf dem Bicorn des höchsten Craters, ohne es je bestiegen zu haben, mit vieler Lebhaftigkeit spricht. Bald loderte in diesem düstern Lavagewölbe ein helles Feuer, für unsere erstarrten Glieder eine große Wohlthat. Indeß, trotz allem Ungemach, war diese Nacht wohl die unvergeßlichste unserer ganzen Pilgerfahrt; bisweilen blickte der Mond aus den schwarzen Wolken und ließ uns das Meer tief unter uns schauen; wir sahen voll Erstaunen in dunklen Umrissen die furchtbaren Züge der Wolken, mit denen der Wind ein unbarmherziges Spiel trieb, ins Meer hinabrollen; über uns in ferner Höhe bisweilen die Dampfsäule des Craters; unsere Höhle lag voll schwarzer Schatten, und vor uns standen mit gesenkten Häuptern die treuen Maulthiere. Wir lagen um das Feuer gestreckt, und hier unter dem Dach des ehemals flüssigen Stroms fühlten wir uns unsäglich wohl.

Um Mitternacht brachen wir zwar auf, allein die undurchdringlichste Schwärze des Himmels und der wüthende Sturm nahm uns alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, was uns in nicht geringe Verzweiflung setzte. Nach drei mühseligen Stunden, während welcher wir in der Finsterniß, von schneidendem Froste zusammengeschüttelt, an den Lavalagern hinaufgeklettert waren, langten wir abermals bei der Grotte del Castelluccio an, sprangen sogleich von den Maulthieren herunter und verkrochen uns im Hintergrunde der Höhle. Ein kleines Frühstück führte die Lebensgeister zurück, und da wir hofften, wenn die Sonne Kraft gewönne, würde sie die Nebel zerstreuen, so legten wir uns an den Boden und schliefen ein Paar Stunden recht sanft ohne alles Feuer, das man in der Schneeregion aus Mangel an Material nicht anmachen kann. Obgleich es nun schon zehn Uhr Morgens war und der dickste Nebel noch immer nicht weichen wollte, so konnten wir uns doch unmöglich entschließen, zum zweitenmal unverrichteter Sache zurückzukehren, ohne wenigstens Alles versucht zu haben. Der Pilote, aus Furcht, den Weg im Nebel zu verlieren, hatte zwar nicht recht Lust zur Reise nach dem Kegel; indeß da der Wind besonders etwas nachließ, nöthigten wir ihn dennoch dazu. Wir ließen die Saumrosse bei der Höhle und steuerten durch das unendliche Sandmeer, den strömenden Nebel und die fliegenden Wolken zu Fuß rüstig vorwärts, doch nicht ohne große Mühe. Wir wateten bis über die Knöchel in der Asche, und die Wolken durchnäßten unsere schweren Kapote, die Kälte machte sie wiederum gefrieren, und von den Spitzen unserer sicilianischen Mützen hingen lange Eiszapfen hernieder, so daß wir, wie Eisbären, mit einer weißen Rinde

incrustirt, einherwandelten und unsere Draperie, geschweige denn uns selbst, kaum schleppen konnten. So erschien uns nach zwei Stunden sauren Weges das Haus des Gemmellaro so stärkend, wie den türkischen Pilgrimen die Kaaba zu Mekka. Zum Unglück aber war, wie man vermuthete, durch Reisende, die von Bronte aus heraufgestiegen waren, die Thür eingeschlagen, daher alles so voll Schnee und Eis lag, daß wir, bis auf die Haut von Schweiß und Nebel durchnäßt, in diesem Eiskeller ohne Feuer, wozu uns das Material fehlte, zu erfrieren fürchteten; denn wir vermochten uns unter der Last unsrer Gewänder, die wir um der stechenden Schneeluft willen doch nicht ablegen konnten, weder zu regen noch zu rühren. Bei so bewandten Umständen war es allerdings einigem Zweifel unterworfen, ob wir Kräfte genug haben würden, das Bicorn zu ersteigen, ob der Pilot in dem wilden Wetter den Weg finden, und wenn wir auch hinauf kämen, ob wir die geringste Belohnung für unsere Mühseligkeit haben würden. Da wir indeß, wie Odysseus, als er nicht glaubte, seine Heimath wieder zu sehen, zufrieden sein wollten, wenn wir auch nur den Rauch aufsteigen sähen, so beschlossen wir, weiter vorwärts zu ziehen. Wir stiegen nunmehr auf Schneefeldern eine Strecke fort, aus denen hin und wieder schwarze Lavablöcke hervorschauten, so daß die ganze Gegend ein sargähnliches Ansehn gewann; kaum aber hatten wir eine Viertelstunde zurückgelegt, als Wind und Wolkenzug in eben dem Maße zunahmen, in welchem sich unsere Spannkraft verringerte, und wir mußten uns zum zweitenmal entschließen, so höchst verdrießlich es auch war, dem Crater so nahe, von unserm Vorhaben, das Bicorn zu erreichen, abzustehen. Wir wandten uns nun, und in den verzweifeltsten Schritten schoben wir über die Lavafelder herab zur Grotte del Castelluccio, wo wir unsere Maulthiere gelassen hatten. So wüst das Wetter auch war, so konnten wir doch nicht umhin, den großen, ja wohl schauderhaften Anblick zu bewundern, den die schnellen Wolken, welche gleich flüchtigen Heeresmassen über die schwarzen Berglehnen hinunterstürzten, uns darboten. Da wir indeß so sehr durchnäßt waren, machte uns die Kälte das Reiten unmöglich, und in schnellem Marsch eilten wir durch die Waldregion zu Fuß nach Nicolosi hinab, wo uns der liebe Gemmellaro mit eben so viel Freundlichkeit als Bedauern empfing.

Trotz des mißlungenen Tages brachten wir dennoch den Abend sehr fröhlich in der Gesellschaft dieses unterrichteten Mannes zu.

Den folgenden Tag, des Morgens um sieben Uhr, weckten uns die Strahlen der hellen Sonne; der Himmel war rein und blau, der Aetna sandte eine senkrechte Rauchsäule in die Lüfte; eilends rüsteten wir uns, und nicht ohne Erstaunen des guten Gemmellaro und aller Nicolosier saßen wir in einer Stunde zum drittenmal auf, um unser Glück gegen den feindseligen Vulcan aufs neue zu versuchen. In Begleitung des freundlichen, klugen und kühnen Führers Antonino Barbagallo verließen wir, unter theilnehmenden Segenswünschen dieser guten Leute, Nicolosi und ritten ohne Aufenthalt an den Lavalagern vorüber, bis ans Ende der Waldregion zur Ziegenhöhle. Hier unter den anmuthigen Eichen frühstückten wir ein wenig; das liebliche Grün des Waldes schwamm im heitersten Blau des Himmels, und ein theokritischer Hirt blies romantische Melodieen auf der Schalmei, während seine munteren Ziegen auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeere, weideten; die See floß fernhin mit dem Himmel zusammen. O welche Seligkeit erfüllte uns damals! Die treuen Maulthiere trugen uns auch jetzt

wieder behutsam über die verworrenen Lavapfade der wüsten Region empor; diesmal ritten wir bei der verhängnißvollen Grotte del Castelluccio ohne Aufenthalt vorbei, bis an das Haus des Gemmellaro, oftmals voll Angst und Sorge, denn die Wolken fingen schon wieder an, ziemlich wild unter einander zu fliegen, jedoch gab es Augenblicke, wo der Himmel rein und hell war.

Hier bei Gemmellaro's Hause genossen wir schon einen Theil der göttlichen Aussicht, die unser wartete, hernieder aufs Meer und die ganze Insel. Die Wolken zogen in eiligen Heeresmassen, als ob es zu einer Schlacht ginge; Alles, und unsere Seele am meisten war voll Unruhe. Unser trefflicher Antonio wußte uns in Eil eine kleine Tafel zu bereiten, war aber aus großer Bescheidenheit, wie sehr wir ihn auch nöthigten, nicht dazu zu bringen, mit uns zu speisen. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns und stiegen nun wirklich, was uns schon zweimal mißglückt war, ihn selbst hinan; sonst ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulkansand fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebte, uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fing der Boden an, hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Cratern zu rauchen; um das Bicorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das erhabene Ziel klar sehen. Endlich rief der Pilote, der einige Schritte vor uns war: „Sehet hier den höchsten Crater!" welche Worte uns aufs neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespieen hat, deren einige größer sind als der Vesuv bei Neapel oder der Brocken in Deutschland.

Wir wollten sogleich in den Crater hinab steigen, und wiewohl unser entschlossener Führer uns im voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Crater erfüllte, so war er doch gleich bereit, den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke; allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem podolischen Stier angehört hätte.

Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte uns, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern, die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefen Thälern, voll schwarzer Lava und weißen Schnees, und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauf lehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei, wenn sie sich aber dem Vulkan naheten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß herab in die Ebene und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf am Rande des Craters herum zu dem nördlichen Horn, und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe Alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchhallen aus dem Crater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelle der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer

Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man bloß die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des höllischen Anführers der infernalischen Schaaren zu sein vermeinte. Toben, Wuth, Verwüstung und Brand überall; nirgends ein lebendiges Geschöpf, oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulkan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, zwanzigtausend Fuß in die Lüfte empor treibt! Richten wir indeß unsere Blicke in die Ferne, so scheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unsern Füßen sehen. Wir überschauen den ungeheuren Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat; die klarste Lichtbläue des Himmels ruht über Meer und Land; das Dreieck Siciliens streckt seine Spitzen nach Italien und Afrika aus, und die See sahen wir um das Vorgebirge von Trapani herum fließen. Zu unsern Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln, und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die Neptunischen und Heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unsern Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landkarte, den ganzen Halbstiefel Calabriens, den Tarentinischen Meerbusen und das Jonische Meer, Cap Spartivento und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich, nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinahe blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa zwei Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel zu Gemmellaro's Hause herab, allwo wir das fröhlichste Siegesmahl hielten, das gewiß damals, wenigstens in solcher Höhe, gefeiert wurde. Dann ließ Antonio die Saumrosse durch den Fußboten auf den Weg nach der Grotte del Castelluccio bringen, wir selbst aber schritten gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen, an der Hand unseres Führes, bis zum Rande des Val del Bue. Dieser gräßliche Schlund ist dadurch entstanden, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehrere Millien langen Abgrundes; und obgleich man keine Spur einer Vegetation erblicken konnte, so war dennoch die Mannigfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab; sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten, und man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubündten freundlich und angenehm; hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam ins Herz hinein.

Während wir noch dieses außerordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wundervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere unterging, lief der riesenförmige Schatten des Vulkan mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizonts empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern schienen. So schloß dieser reichste und glücklichste Tag unserer Reise und vielleicht unsers Lebens. Dann bestiegen wir die Maulthiere, die uns sicher über die zerrissenen Lavafelder im tiefen Dunkel um Mitternacht nach Nicolosi

trugen, wo unser noch der liebe Gemmellaro mit Sehnsucht wartete. Begeistert von unserm Glück, erfüllten wir auch ihn mit der größten Freude; es war uns nicht möglich zu schlafen; wir jubelten noch den größten Theil der Nacht mit ihm und dem braven Führer Antonio Barbagallo.

---

5. Die schweizerischen Wasserfälle.

Von J. P. Lange.

Dagegen hatten wir einen großen Ersatz in der Pracht der Wasserfälle, die um diese Zeit, unter der Arbeit der Junissonne, bei einem außerordentlichen Schneeschmelzen ihre ganze Herrlichkeit, wie sonst selten, entfalten. Wie oft muß man der stehend gewordenen Ausdrucksweise, welche die hohen Schnee- und Felsengebiete in den Alpen als eine Region des Todes bezeichnet, begegnen! Freilich darf man in diesen hohen, einsamen Himmelsnähen der Erde die Fülle des Menschen-, Thier- und Pflanzenlebens nicht suchen. Was dieser Region Lebendiges wahrhaft angehört, das hat die Weihe des Bedeutsamen, sei es das Gewürz des Alpenkrautes oder der brennende und doch so holde Wunderschein der Alpenblumen, sei es die Gemse, welche das scherzende Hinweghüpfen des schuldlosen Lebens über schauerliche Abgründe versinnlicht, oder der Adler, welcher das Gloriöse der fürstlichen Mächte auf den Gipfeln des Landes der Freiheit darstellt, oder auch der Hirt in seiner Kraft, der Schütz in seiner Kühnheit, der wahre Alpenwaller in seiner himmelanstrebenden Sehnsucht. Sieht man aber auch von diesen Erscheinungen des individuellen Lebens ab, so kann man dennoch diese Regionen nur mit Unrecht als Todesgebiete bezeichnen. Hier ist die hohe Wiege der lebensreichen Flüsse, die möglichst verborgene Geburtsstätte der Ströme. Wenn die Flüsse als die Lebensadern der Länder betrachtet werden, so kann man das Gebirge, von welchem so viele Schlagadern der Erde ausgehen, als das pulsirende Herz seiner großen Stromgebiete betrachten. Wenn ich in den hehren Einsamkeiten der Alpenhöhen den feuchten Glanz der Schneeflächen unter den Strahlen der Mittagssonne sah, und hörte eine Lawine donnern, hörte das ewige Knistern, Knarren und Krachen in den Schneefeldern und Eisgewölben, besonders aber das tausendfach vielstimmige, rings umfangende Rieseln und Rauschen kaum geborner Alpenbäche, dann erschien mir diese ganze Region geweiht als eine große, ehrfurchtgebietende Werkstätte Gottes, als die erhabene, in die Stille des Himmels emporgerückte Felsenhalle, worin er unaufhörlich leise und gewaltig wirkend Leben und Wohlthat für einen großen Theil von Europa verbreitet. Hier ist die Geburtsstätte des Rheins, der den Westen Deutschlands festlich verschönt, des Rhonestroms, der den Süden Frankreichs mit poesiereichen Thälern schmückt, von hier fließt der Donau ihre Alpenkraft zu in den Fluthen des Inn, hier haben die Flüsse, welche das nördliche Italien berühren, ihre Heimath.

Wenn man einen großen Strom in seinem ruhigen Lauf durch die Thalgegenden betrachtet, so begreift man es nicht, woher diese Fülle des Wassers kommt. Hört man aber das Rauschen der Wasser in den Hochalpen, einem Rauschen von tausend Mühlen vergleichbar, das Jauchzen zahlloser neugeborner Bergströme, sieht man die weißen Bäche an allen grünen Höhen, an allen dunkeln Felsenwänden herabsteigen, so begreift man noch weniger, wo diese

Fülle des Wassers bleibt. Man bekommt einen tiefen Eindruck von dem unermeßlich großen Haushalte Gottes. Ein Gefühl seiner unendlichen Majestät und Macht, seiner unergründlichen Weisheit und Güte, seiner Herrlichkeit, die sich so stark und leuchtend in dem Schönen und Erhabenen dieser Schöpfungsbilder spiegelt, ergreift die staunende Seele.

Das Gebrause der Alpenwasser hörten wir am stärksten im Gotthard-Gebirge. Hier im Reußthale kamen von allen Seiten Alpenbäche, in weißen Schaum aufgelöst, wie vom Himmel herab. Am frappantesten aber, in einer erhabenen Reihenfolge, stürzten die schimmernden Bäche von den Höhen herab im Haslithale zwischen Mairingen und dem Brienzer See. Hier folgt auf der linken Thalseite ein Wasserfall auf den andern. Sie kommen in hehrer Niederfahrt von einem steilen Bergrücken, durch grüne Tannenwälder weißschimmernd, jauchzend ins Thal. Dieser schöne Reigen weißer Alpenjungfrauen wird an der obern Seite vom Reichenbach, an der untern vom Hirzbach angeführt.

Das Ergreifende der Wasserfälle liegt nicht lediglich in der herrlich sinnlichen Anschauung, welche sie gewähren. Freilich ergreift schon der unmittelbarste Genuß eines solchen Anblicks die Seele mit einer ganz eigenen Gewalt. Der Sturm, der Sturz, die blitzende Bewegung, der Schimmer und Rauch, das Gebrause — diese ganze mächtige Aeußerung eines feierlichen Naturmoments theilt sich mit dunkler Gewalt der Seele mit; sie fühlt ihre innige Harmonie mit diesen schönen Schöpfungswundern. Aber nicht das sinnlich Bewegende wirkt für sich allein. Man sieht das dunkle Wasser hier in seinem Feierkleide, in einer Art von Verklärung, man sieht seine entschiedene Passivität, sein träges, ewiges Fallen zum aktivsten Sturm, zur heroischen That werden; den Bach, der als Regenfluß ohne Namen dahinschleichen würde, sieht man durch dieses besondere Geschick interessant werden und den Schein eines geschichtlichen Wesens, eines tragischen Lebenslaufs gewinnen. Man hat ein lebendiges Maß der Höhen und Tiefen von Gottes Welt vor Augen, man empfängt also den Eindruck des Erhabenen, und wird vor dem Throne der Majestät Gottes niedergebeugt. Dem Erhabenen gegenüber empfindet man die Schauer der Vernichtung, und durch diese Schauer wird man hineingeführt in die Feier der Gegenwart Gottes, man findet sich selig wieder in seinem Schooße. Das aber heißt feiern, wenn man, wie Jakob zu Bethel, die Nähe Gottes in irgend einer Halle des großen Naturtempels inne wird, so daß man ausrufen kann: wahrlich, hier ist Gottes Haus, hier ist die Stätte des Himmels!

Mit der Betrachtung, daß der Bach oder der Fluß in seinem Falle einen Schein von Persönlichkeit für den Betrachtenden gewinne, haben wir bereits angedeutet, daß das eigenthümlich Ergreifende des Wasserfalls in seiner symbolischen Macht liegt. Das ist das Wesen des Gleichnisses: in einem Sinnlichen, Aeußerlichen, Natürlichen, spiegelt sich eine göttliche Idee, ein höheres Lebensgebiet, eine Erscheinung des geistigen Lebens. Das Gleichniß wird nicht wie eine Fabel erst gemacht durch die Willkür dessen, der eine solche Beziehung des Niedern auf das Höhere ausspricht, sondern es ergibt sich wesentlich aus dem Zusammenhang und Einklang aller Dinge, worin sich die Wahrheit Gottes offenbart. Die ganze Natur ist ein Inbegriff göttlicher Gedanken in Symbolen, Schattenrissen, Spiegelbildern. Darum würden wir auch den Vorwurf entschieden ablehnen, den man etwa machen könnte, als

wollten wir in die Wasserfälle höhere Beziehungen willkürlich hineintragen. Die Wasserfälle sind schon Gotteswerke im höhern Chor; nicht überall hat die Hand des Herrn diese ergreifenden Naturbilder hervorgerufen. In ihnen also muß sich in besonderem Maße Höheres, sei es Menschliches oder Göttliches, vorzüglich aber Göttlich-Menschliches, nämlich Christliches, abspiegeln. Freilich ist es nur ein schwacher Interpret, der hier vor diese großen Sinnbilder hintritt, sie zu deuten; spricht er auch, wie er hofft, die richtigen Ahnungen der höheren Beziehungen der Wasserfälle aus, so macht er doch keinen Anspruch darauf, den reinen, reichsten Ausdruck derselben zu finden.

Es macht einen Unterschied, ob man die Wasserfälle betrachtet, wie sie von der Höhe kommen, oder wie sie in die Tiefe stürzen, oder wie sie aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren. Dieser Unterschied wird vorzüglich durch die natürlichen Standpunkte festgestellt. So sieht man den Gießbach und den Staubbach von der Höhe herabkommen; man steht bei dem einen tief am Abhange, bei dem andern ganz im Thale. Dagegen sieht man im Handecker Wasserfall die Aar mit dem Aerlenbach in einen tiefen Abhang hinabstürzen; wenigstens auf dem gewöhnlichsten Standpunkte. Den Rheinfall bei Schaffhausen sieht man sowohl von der Höhe als in der Tiefe. Man überschreitet den Wasserfall der Reuß, indem man über die Teufelsbrücke geht, und hat auf der einen Seite den Fall aus der Höhe, auf der andern den Sturz in die Tiefe. An den gebrochenen Abstürzen des Reichenbachs geht man einen vielbetretenen Alpenweg hinan.

Sieht man die Bäche von der Höhe kommen, so werden Gedanken an himmlische Segnungen, Offenbarungen und Botschaften angeregt: es ist, als hörte man Melodien, als sähe man Bilder zu dem Liede: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" Sieht man sie aber in die Tiefe stürzen, das erinnert an geweihtes Unglück, an tragisches Geschick, an freudige Hingebung in dunkle Verhängnisse; die Ideen der Aufopferung, der Kreuzesfreudigkeit, der begeisterten Treue und des seligen Gottvertrauens im Tode werden angeregt.

Sieht man den Fluß aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren, so gewinnt man ein Bild des gottgeweihten Lebens, wie es schwebend zwischen Himmelsfreude und Erdenleid, zwischen der Geburt von oben her und dem Tode, der von der Erde ist, triumphirt.

---

6. Das Kameel.

Von Karl Ritter.

Der vielseitige und unentbehrliche Nutzen und Gewinn, den das Kameel dem Araber bringt, dessen Superiorität, sei es Verstand oder Instinct, die aus allen seinen Handlungen und Bewegungen hervorleuchtet, flößt auch dem gemeinsten Beduinen gegen dieses so bevorzugte Thier Respect ein. Er weiß es sehr wohl, daß er dem Kameele, dem besten Entdecker der Quellen und Wasserschmecker in der Wüste, auch den Brunnen Zemzem verdankt, den Brunnen überfließender Gnade, der alle seine vielfachen Sünden durch Trank und Ablutionen tilgt, und mit diesem auch sein Gotteshaus (Beitullah), so wie die Gründung Mekka's selbst, das Höchste in der Welt, was er sich auf Erden zu denken vermag.

Die älteste Legende von der Erbauung Mekka's erzählt: Zweien Söhnen Amaleks war ein Kameel aus ihrem Lager entwichen; sie suchten nach ihm und fanden es wieder bei der Quelle Zemzem (Semsem), die es entdeckt hatte, und an der ihnen bisher unbekannt gebliebnen sie sogleich ihr Lager aufschlugen. Zemzem war zu Hagars Zeit für Ismaël von Allah, dem Gotte Ibrahims, hervorgerufen. Hier ward nun Mekka erbaut. So hängen sogar bei ihnen die Anfänge ihrer Historie mit ihrer Thiergeschichte zusammen.

Was hier die älteste Tradition nur als heilige Sage, denn sie wird gestaltend für das ganze Moslemenreich, darbietet, ereignet sich täglich unter den Augen des Arabers noch heute, der dem Instincte seines Lebensgefährten oft mehr, als seinem eignen Verstande vertrauen kann. Er läßt, wenn es ihm bequemer ist, sein beladenes Kameel an seiner Statt selbst in der dunkeln Nacht, ohne sein Geleit, ganz allein den Weg zu seiner Bestimmung zurücklegen, die es auch sicher erreicht. Nähert es sich nach langem Marsche, wenn schon noch in weiter Ferne, aber schon durch die Witterung belehrt, der Wasserstelle oder der Station, so zeigt es dies dem Führer durch sein lautes Geschrei an und verdoppelt seine Schritte. Ist das Kameel unter die Obhut seiner Führer gestellt, nicht seiner eigenen Freiheit hingegeben, sondern eins an das andere durch Stricke in lange Reihen gebunden, und von dem Vordermann auf einem Kameel oder Esel angeführt, so ist dies anders. Dann verirrt das Lastkameel sich mit dem Führer, oder es bleibt der ganze Zug zuletzt, wenn er kein Lebenszeichen des Führers, kein Rufen mehr wahrnimmt, und alles vor Ermattung eingeschlafen ist, wenn das Leitkameel stehen geblieben, auch halten. Solche nicht seltne Verirrungen und Verspätungen sind es, die Burckhardt selbst auf den vielfach zwischen Mekka und Medina begangenen Wegen zu beklagen hatte.

Gehen aber die Kameele freier in Trupps sich selbst überlassen, dann sind sie wohl klug genug, es beim Einbruch der Nacht sogleich instinctmäßig zu bemerken, wenn der Zug sich verirrt hat; sie werden dann höchst unruhig, ja wie besessen, heben den Schwanz in die Höhe, rennen hin und her und gegen einander, werfen wild auch ihre Last ab und laufen davon. Ueberhaupt sind die Sitten und Charactere dieser Thiere nicht überall ganz gleich, sondern eben so verschieden wie die Verhältnisse, in denen sie zu den Arabern stehen, unter deren Zucht sie als ihre mehr oder weniger gezähmten Haus- und Heerdenthiere gestellt sind. Denn nicht alle Araber sind reinen, ächten Beduinenstammes; nicht alle sind der Ismaëlitischen patriarchalen Hirtenwelt so völlig gleich geblieben; bald mehr in ein civilisirteres, halbes Agricultur-leben städtischer Nachbarschaften, und durch den großen Karawanenverkehr in allgemeinere Weltbeziehungen getreten, bald mehr in das wildere, grausamere Vagabunden- und Räuberleben übergegangen.

In den geregelteren syrisch-arabischen Karawanenzügen bewunderte der aufmerksame L. de Laborde die große Gefügigkeit des Lastkameels (Djämmel) in die durch den Kameelführer ihm gewordene Bestimmung als Transport-Thier, als wahre Tragmaschine. Hierdurch ist es auf den Karawanenstraßen des großen Handelsverkehrs diesem zu einem eben so unschätzbaren Gute geworden, wie der Renner, d. i. der Dromedar (Hadjin), in der Wüste dem Beduinen. Denn es bietet in einem Lande, dessen Innerem aller Transport auf der Axe, wie jede Flußverbindung fehlt, wie im Orient und dem Maghreb, einem Raume von wenigstens dop-

pelter Ausdehnung wie ganz Europa, das einzige Mittel zum Umsatz schwerer Ballen und Lasten, Zimmerholz, Anker, Kanonen u. s. w. für den großen Völkerverkehr oder specielle Unternehmungen, wie Flottenbau, Kriegführung u. s. w., dar. Nur der Elephant könnte ihm hinsichtlich seiner Transportfähigkeit unter den Thieren verglichen werden; aber um wie vieles ist das Kameel genügsamer, fügsamer, harmloser, dem Menschen zugethaner, zuverlässiger.

Wenn die Anstalten zum Beladen des Kameels mit der schweren Bürde gemacht werden, so bleibt es keineswegs ganz gleichgültig; es zeigt eine unruhige Verwunderung bei der Belastung, und ungemein vorsichtig und besonnen ist es, wenn es sich unter dieser schweren Last erheben muß, was immer mit nicht geringer Anstrengung verbunden ist; aber es bedarf dazu nur des Aufrufs, keines gewaltsamen Antreibens, den der Kameeltreiber auch nicht wagt, sondern diesen schweren Act seinem freien Willen überläßt. Fühlt es sich aber zu belastet, dann bricht es, sei es in Syrien, Arabien, wie in Indien, wo es so trefflich von Forbes beobachtet ward, in ein Jammergeschrei aus, ein Zeichen des Bewußtseins seiner Ohnmacht, und kein Drohen, kein Schlagen bringt es zum Aufstehen, bis die Ueberladung abgenommen wird. Denn die Bürde, mit der sich das Kameel nicht erheben kann, die kann es auch nicht auf lange Zeit in gemessenem Schritte tragen. Es ist ein merkwürdiger Instinct der Selbsterhaltung, der ihm das Maß seiner eignen Kraft gibt. Wegen dieser Eigenschaft wird das Kameel bei den Persern auch wohl das „schreiende Schiff" genannt (Kechty Khouruch kunaun). Bei der Ankunft an der Station braucht der Führer nur den Kopf des Thieres etwas hinabzudrücken und mit dem gewohnten Zuruf des heutigen Beduinen: Krri! Krri! läßt er es sich niederlegen. Es biegt ein wenig das Knie, erst des einen Vorderbeines, dann des andern, und fällt mit dem ganzen Gewicht seiner Last und seines knochigen, nervösen, aber fleischlosen Körpers auf die callosen Gelenkschwülen nieder, ohne Schmerz von dem Stoße; dann zieht es auch die Hinterbeine wie die hohen Schenkel einwärts gegen die vordern hin und senkt sich da eben so gewichtig nieder; die Kniegelenke pressen sich wie Scharniere zusammen, und der ganze Körper mit dem, was er trägt, lastet rückwärts auf der Croupe, bis der ganze, hohe, gewaltige Coloß in die vollkommen ruhige Position gelangt, die ihm eigenthümlich ist. Nun erst kann es bequem abgepackt werden; die abgelösten Ballen, Tonnen, Körbe bleiben zu beiden Seiten des Thieres auf dem Boden stehen; das Kameel zwischen ihnen erhebt sich, nun seiner Bürde ledig und frei, und geht auf seine sparsame, dürre Weide. Zum nächsten Aufbruch läßt es sich zwischen denselben noch dastehenden Ballen an derselben Stelle nieder zu neuer Belastung. So sind, sagt derselbe Beobachter, zwei Männer im Stande, in Zeit einer halben Stunde ein Viertelhundert dieser Schiffe der Wüste zu belasten und wieder zu entladen. Eine geringste Anzahl von Männern reicht also hin, die ganze Karawane zu bedienen, die, gleich einer Flottille kleiner Barken, mit der mächtigen Gesammtladung aber den Tonnenlasten der Kauffahrteischiffe gleich, sich mit Geräusch in Bewegung setzt. Gleichmäßig wie der Schiffskiel, ohne Aufenthalt, so durchschreitet gleichförmig abgemessen der sichere Kameelschritt die Sandwogen der unabsehbaren Wüste, deren unnahbare Gluthregion jeden andern Organismus zu vernichten droht, jeder andern sich annähernden Macht Hohn spricht. Und dieser Schritt durch die Wüste ist so ausdauernd und

regelrecht, wie der Pendelschwung, daß er dem Araber die Stelle der Uhr ersetzt, und auf das genaueste die Räume und ihre Distanzen durch die Zeiten mißt, in denen sie durchschritten werden.

Selbst bei solcher Zucht und Methodik würde doch bei aller Begabung das Kameel, wenn es ohne Erziehungsfähigkeit, wie selbst der Neuholländer, gewesen, für den Menschen und das Menschengeschlecht, als Bildungsmittel des großen Völkerverkehrs, unnütz oder doch sein Nutzen für dasselbe sehr untergeordnet geblieben sein. Diese gewissermaßen ethische, zu großen sittlichen Weltzwecken dienende Befähigung dieses gewaltigsten und kräftigsten Wüstenthiers hat jenen Völkeraustausch erst zu Stande bringen können. Denn ohne das Kameel würde die Wüste ganz brache liegen müssen für das Menschengeschlecht, wie noch in den theilweisen Erdräumen der außer-semitischen Bevölkerung, in welchen, wie noch in gewissen Strecken Afrikas, der Löwe die Oberhand behielt, wie er sie auch einst in Syrien und Arabien gehabt haben mag.

---

7. Die Kaaba.

Von Karl Ritter.

Der colossale quadratische, offene Hofraum des Tempels, von zweihundert Schritt Breite und zweihundertundfünfzig Schritt Länge, in dessen Mitte die Kaaba steht, ist auf allen Seiten mit vielreihigen Pfeilern und Colonnaden, von mehr als fünfhundert aus den verschiedensten Gegenden zusammengerafften Säulen und Marmorstücken mosaikartig zusammengesetzt, oft zerstört, eingefallen und wieder restaurirt, worüber der Geschichtschreiber Kutbeddin ziemlich genaue chronologische Daten mittheilt. Von diesem Säulengang führen sieben gepflasterte breite und etwas erhöhte Wege nach dem Innern zum heiligen Hause; die Zwischenräume sind da, wo das Wasser des Zemzem-Brunnens hinreicht, etwas beraset.

Die Kaaba (der Cubus), ganz unsymmetrisch in der Mitte der Area und wohl weit früher als die Colonnaden erbaut, ist nur vierzehn Schritt breit, achtzehn lang und höchstens bis vierzig Fuß hoch, aus grauen Werkstücken aufgeführt und erst in spätern Jahrhunderten mit allerlei Ornamenten von Gold- und Silberstreifen belegt, die aber wie die Wände selbst nur selten zu sehen sind, da sie stets mit einem schwarzseidenen Stoffe, in den Gebete eingewebt sind, ringsum behängt ist, der Schleier, d. i. Kesua genannt, der jedes Jahr mit der Hadj, auf Kosten des Großsultans, aus Aegypten erneuert wird. Nur eine Stelle an der Nordostecke, wo auch goldne Inscriptionen angebracht sind, die aber niemand lesen kann, weil alles Volk hier nur in fanatischer Begeisterung vorübertaumelt, ist unbedeckt, um den berühmten schwarzen Stein (Roken el Yemány) sehen zu lassen, der von Millionen Menschen unter vielen Millionen von Gebetherplapperungen berührt oder geküßt werden muß, um Vergebung der Sünden zu erlangen und in das Paradies des Propheten einzugehen. Er gehört zu den ältesten Ueberlieferungen, da schon vor Mohameds Auftreten als Religionsstifter, in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, nach einer damals erfolgten Ueberschwemmung bei einer Restauration der damals auch noch heidnischen Kaaba derselbe veranlaßt ward, ihn selbst einzumauern. Die Legende läßt ihn schon mit

Adam aus dem Paradiese stammen, wo er ein Engel zu dessen Bewachung war, aber als Stein dem Abraham von einem andern Engel zum Aufbau des Gotteshauses überbracht sein soll. Von diesem nun herrscht der tolle Pilgerwahn, daß er am Auferstehungstage sich wieder mit Hand, Ohren, Zunge und Augen erheben und den frommen Pilgern als Zeuge zur Seite stehen werde. Die Bekleidung der Kaaba war auch schon in heidnischen Zeiten Gebrauch, nur bunt, ein Sommer- und ein Winterkleid, das umzuhängen ein Zeichen der Souveränität in Hedschas war, welches sich als Vorrecht später die Sultane von Aegypten beilegten, von denen es die Großsultane von Constantinopel geerbt haben. Düster und ernst ist der Anblick der Kaaba, deren schwarzseidener Schleier bei jedem Winde in wellige Falten schlägt, wobei dann die umstehende Pilgerschaar sogleich in ein lautes Gebet ausbricht, weil man in diesem Wehen die Gegenwart wachhabender Engel zu sehen glaubt, die ihre Flügel schwingen (ein zur Carricatur gewordenes Symbol der erhabenen Idee der wahrhaften Gegenwart Gottes beim Gebete), da stets siebenzigtausend Engel die Wache halten und den Befehl haben sollen, beim Trompetenschall des jüngsten Gerichts die Kaaba sogleich in das Paradies hinüber zu tragen. Marmorpflaster und vergoldete Pfeiler, von Glaslampen erleuchtet, und mancherlei Gebetorte (Makam) stehen umher, zu denen auch der Brunnen Zemzem mit seinem massiven Unterbau, seinen Zimmern und vielen Bassins gehört, die fortwährend von Trinkenden belagert sind, die im Wassertrinken die Reinigung von allen Sünden und von allen Krankheiten suchen, denn er gilt durch den ganzen Orient als Universalmedicin. Erst die Wahabi haben, während ihres Dortseins, dem schändlichen Wucher, der mit dem Wasser von den Tempeldienern als Monopol gegen Arme und Reiche durch Bezahlung betrieben ward, ein Ende gemacht. Daß Mekka diesem reichhaltigen Brunnen seine Entstehung verdankt, auch ohne die Legende von Ismaël und der Hagar, ist wohl höchst wahrscheinlich und schon oben bemerkt. Daß es hier an Reliquien, die sich auf Abraham, auf Mohamed, wie seine Kanzel (Mambar), in der er, wie so viele ihm nachfolgende Khalifen, gepredigt haben soll, und an vielen Sagen, Mirakeln, Legenden nicht fehlt, ist begreiflich, mit denen sich die gedrängten Massen der Pilger, zumal in den nächtlichen Versammlungen bei dem Schein von Tausenden von Lampen, bei den vielen Prosternationen und Recitationen von Gebeten noch immer so viele Zeit zur Erhitzung ihrer Phantasie übrig bleibt, gern bis zur Mitternachtsstunde unterhalten. Die Wundersage geht, bei der größten Anfüllung der Räume der Moschee zur Hadjzeit, wobei doch Burckhardt nie über zehntausend Pilger innerhalb ihrer Räume beisammen fand, wenn sie schon wohl fünfunddreißigtausend fassen könnte, sollte sie durch die wachehaltenden Engel dennoch so sehr erweitert werden können, daß alle gläubigen Muselmänner der ganzen Erde zugleich in sie eintreten dürften. Ihre verschiedenen Räume sind den ganzen Tag die Zuflucht der Feiernden; in ihren Hallen sind viele mit dem Lesen des Koran und anderer Religionsbücher beschäftigt; viele arme Neger und Inder, die keine andere Herberge haben, bringen da auf ihren ausgebreiteten Matten die ganze Periode ihrer Pilgerzeit zu, essen und schlafen auch da; nur das Kochen ist verboten. In den Nachmittagsstunden halten unzählige Menschen in ihren kühlen Hallen ihre Siesta, und Burckhardt hält dafür, daß dieß die ursprüngliche Bestimmung der vielen Portikos um das Götzenhaus war, da die Erdhütten

jener Zeit keinen Schutz gegen den brennenden Sonnenstrahl gewährten, sich unter ihnen zu versammeln. Nur während des Gebets des Imams ist auch in der zahlreichsten Tempelversammlung die lautloseste Stille; außer dieser Zeit ist diese Moschee ein lärmender Tummelplatz für alle Volksklassen, die Area ein Spielplatz für die Kinder, die Colonnaden ein Marktort für die Krämer, die Hallen sind durch die Kranken eher einem Hospitale gleich, als einem Tempel. Es ist der Ort der schändlichsten Unanständigkeiten und schamlosesten Ausschweifungen, die von niemand gerügt, sondern noch belächelt werden, indeß in mehreren Theilen ihrer Gemächer lärmende Kinderschulen sind, die der Stock regiert, in andern gelehrte Mekkaner, die jeden Nachmittag Religionsvorträge halten, und wo Freitags nach den Gebetstunden die Ulemas in türkischer Sprache Koranvorlesungen oft unter vielen Gesticulationen, Stimmeninflexionen und Geschrei um Trinkgeld veranstalten. Zu gleicher Zeit haben einige arabische Sheikhs darin ihre Sitze und sind bereit, mit Dinte und Feder auf Bestellung Briefe, Rechnungen, Contracte auszufertigen, indeß das im Brunnenwasser des Zemzem gewaschene Linnen der Pilger zwischen den Colonnaden aufgehängt wird, und zumal das Todtengewand, durch den Zemzem gezogen, der Seele im Grabe noch Frieden gebend, hier einen wichtigen Handelsartikel für die Hadjis abgibt. Nimmt man zu alle dem noch die vielen Schaaren wilder unverletzlicher Baitullah Tauben (d. i. Gotteshaustauben), die hier beständig aus- und einfliegen, weil sie zu tödten ein großes Verbrechen wäre, und daß auch sie zu füttern ein verdienstliches Almosen ist, weßhalb überall Weiber in der Moschee Wasser und Taubenfutter feil bieten, das ihnen die Frommen zum Ausstreuen theuer bezahlen müssen, so begreift man wenigstens, wie es einem solchen Tempel für eine leidenschaftlich-sinnliche und phantastisch-erhitzte, dem Wahne des tollsten Aberglaubens ganz hingegebene und doch religiöser Befriedigung bedürftige Masse von Volk aus allen Tropenländern, Ständen und Regionen, an mächtiger Anziehungskraft nicht fehlen kann, und wie sein Ceremoniendienst aller Beschwernisse, Opfer und Hingebungen ungeachtet, bei eingebildeter Werkheiligkeit sogar den Getäuschten befriedigen und mit gesteigertem Hochmuth und dem Wahn errungener Heiligkeit erfüllen kann, mit welchem jeder rückkehrende Pilger in seiner Heimath sich Hadj nennt und als einen Glaubensfürst oder selbst als heiligen Marabut von den Seinigen begrüßen läßt.

In den brillantesten Momenten der Moschee, während des Hauptfestes beim Schluß des Ramadhan, in den besuchtesten Versammlungen bei den Abendgebeten ist es Gebrauch, daß jeder Pilger sein Schnupftuch gefüllt mit einigen Datteln, Trauben, etwas Brod, Käse u. dgl. mitbringt, um mit dem Gebetruf des Priesters die bisherigen Fasten zu brechen und in den letzten Momenten seinem Nachbar von dieser Speise anzubieten und darzureichen, die dann wieder an Arme, Hungrige und die große herzudringende Schaar von Bettlern eben so weiter befördert wird, um den allerdings leicht errungenen Ruhm des Almosens oder überfließenden Wohlwollens gegen Glaubensbrüder davon zu tragen. Sobald dann der Iman von der Spitze des Zemzem-Brunnens aus seinen Ruf „Allahu-Akbar" d. i. Gott ist groß, ertönen ließ, trank jeder Reisende seine Flasche Zemzem-Wasser und aß ein wenig, ehe er in das Gebet einstimmte. Es brannten dann zur letzten Festfeier Tausende von Lampen in den Colonnaden, und die

meisten Hadjis hatten dazu noch ihre eignen Lampen vor sich gestellt. Diese Pracht und die kühl wehenden nächtlichen Lüfte, welche die Hadjis dem kühlen Wehen der Schwingen der wachehabenden Engel zuschreiben, hält die zahlreiche und großartige Versammlung von Repräsentanten aller Nationen bis zur Mitternacht beisammen. Burckhardt war bei der Ankunft eines Negerpilgers aus Darfur, der so lange Wüsten durchzogen hatte und hier zum erstenmal unter dem Glanze der Lichter eintrat und die schwarze Kaaba in solcher Umgebung erblickte, Zeuge von dem großen Eindruck, den dies auf einen solchen Natursohn machen mußte. Vor der Anbetung sah er, wie derselbe niederstürzte und lange Zeit vor ihm in Entzückung liegen blieb. Als er nun endlich aufgestanden, brach er in eine Fluth von Thränen aus, und im höchsten Enthusiasmus, statt der Hersagung der Gebete, rief er aus: O Allah! nun nimm meine Seele zu dir, denn dies ist das Paradies. Und wie Viele mögen mit ihm auf gleiche Weise sinnlich verzückt werden!

Aber ein solcher Zustand kann bei näherer Kenntniß und längerm Aufenthalte nicht von Dauer sein, und das Entzücken wird bei den Meisten bald schrecklich durch die allgemeine Liebloſigkeit und viele Noth enttäuscht. Denn Krankheit, Sterblichkeit folgt den Ueberanstrengungen und Entbehrungen der Reise, die leichte Bekleidung des Ihram, ungesunde Wohnungen, schlechte Speisen, schlechtes Brunnenwasser des Zemzem im Uebermaß hinuntergestürzt, oft wirklicher Mangel und nicht selten überhand nehmende Theuerung bei völliger Sorglosigkeit, füllen bald die Stadt mit Leidenden und die Moschee mit Sterbenden und Leichen. Denn diese trägt man in Menge dahin, um noch im Tode die Segnungen der Gebete des Iman zu profitiren, und sehr viele schwere Kranke lassen sich noch vor der Todesstunde in die Colonnaden bringen, um durch den Anblick der Kaaba zu genesen oder doch unter ihrem Schutze zu sterben. Wie viele armselige Hadjis, sagt Burckhardt, sah er mit verhungerten, ausgemergelten Leibern sich durch jene Colonnaden schleppen, und wenn sie zu schwach waren, noch ihre Hand nach Almosen auszustrecken, setzten sie ein Gefäß zu dessen Aufnahme hin, zogen, wenn die Todesstunde nahte, ihre Lumpen über sich, und oft erst nach dem Verlauf eines ganzen Tages sah er, daß sie Leichen waren. Auch Verbrecher sammeln sich in dem Heiligthum an, da sie nur hier, wo keine Gewaltthat geschehen und nach dem Koran kein Blut vergossen werden darf, auf längere Zeit ihr Asyl finden können; doch ist auch das Innere der Moschee nicht selten durch rachsüchtige Mordthaten entweiht, und türkische Deserteure sah Burckhardt selbst in ihr einfangen.

Noch einen ganzen Monat lang nach dem Schluß der Hadji, sagt Burckhardt, sah er fast jeden Morgen Pilgerleichen in der Moschee; er selbst schloß einem Moghrebi, der seine letzten Kräfte zusammenraffte, um noch in die Moschee hineinzukriechen, um, wie er meinte, in den Armen des Propheten und in der Wache der Engel zu sterben, die Augen zu. Er gab noch durch Zeichen zu verstehen, man möchte ihn mit Zemzem-Wasser besprengen, und indem wir dies thaten, sagt Burckhardt, starb er. Nach einer halben Stunde ward er begraben: denn mehrere Diener der Moschee sind damit beauftragt, alle Stellen, wo die Todten lagen, abzuwaschen, und die Armen und Freundlosen, um welche sich sonst niemand bekümmert, beizusetzen.

Der Tempeldiener, die zum Gebet rufen, die das Lesen, die Lampen und anderes besorgen, und der Arbeiter und Knechte, die alle von der Moschee

ihren Gehalt und ihre Gratificationen fordern, ist eine sehr große Zahl. Die Menge des Branntweins und der berauschenden Getränke, die von diesem ganzen Troß der Guardiane des Mekkatempels jährlich heimlich consumirt wird, da sie zu ihren Hauptgenüssen im Stillen gehören, soll ungeheuer sein. Zwar besaß einst die Kaaba für sich als Eigenthum sehr viele Güter, Häuser, Gärten u. s. w. in allen türkischen Städten, doch sind ihre besten Einkünfte der Vorzeit, die außerordentlich gewesen sein müssen, verloren, und auch noch jüngst ist der Ertrag jener Güter wiederholt noch ungemein durch die Verwaltung der türkischen Paschas geschmälert worden: denn die Mameluken-Beys in Aegypten hatten dort alle ihre Güter schon sequestrirt, als Mehmed Ali auch das Uebrige noch an sich riß. Ohne die jährlichen 400 Beutel, welche zu Burckhardt's Zeit noch der Großsultan von Constantinopel schickte, um ihre Diener zu salariren, würde sie in größere Armuth versunken sein. Doch fehlt es in Mekka nicht ganz an Einkünften aus andern frommen Stiftungen des türkischen Reichs (Surra genannt), an welchen ebenfalls die Tempeldiener der Moschee ihren Antheil haben, und so lange nur die Pilgerfahrten dauern, bemerkt Burckhardt, so lange seien auch die Geschenke der jedesmaligen Hadjis noch reichlich genug, um die vielen müßigen Diener der Moschee hinreichend zu ernähren.

---

8. Lima.

Von Alexander von Humboldt.

Lima und Carthagena, das erstere auf der südlichen, das andere auf der nördlichen Halbkugel der Erde gelegen, sind beinahe gleich weit von dem Aequator entfernt, und man könnte daher versucht werden, von ihrer gleichen Breite auch den Schluß auf eine gleiche Witterung zu machen. Allein so heiß und beschwerlich die Witterung zu Carthagena ist, so schön, anmuthig und mild ist sie zu Lima, und wenn schon der Unterschied der vier Jahreszeiten hier merklich ist, so fällt doch keine darunter den Einwohnern beschwerlich. Der Frühling nimmt in den ersten Tagen des Dezembers seinen Anfang. Dies ist aber nur in Ansehung des Himmels zu verstehen. Dieser klärt sich dann auf, die Dünste, womit er den ganzen Winter verdeckt gewesen, zertheilen sich, die Sonne kommt zum Vorschein. Die Hitze des Sommers wird durch die Südwinde gemäßigt, die beständig wehen, obgleich zu dieser Zeit nicht allzu stark. Im Julius fängt der Winter an, doch muß dazwischen auch noch der Herbst gesetzt werden. Alsdann pflegen die Südwinde am heftigsten zu wehen. Doch ist es nicht so kalt, wie in den Gegenden, wo es schneit oder friert, man findet sich aber doch genöthigt, die leichte Kleidung abzulegen, und Kleider von Tuch oder anderen dichten und warmen Zeugen anzuziehen. Den ganzen Winter hindurch wird die Erde mit einem so dicken Nebel bedeckt, daß die Sonnenstrahlen dadurch zurückgehalten werden und nicht bis auf die Erde durchdringen können. Unter diesem Nebel streichen die Winde fort, und behalten die Kälte, welche sie von dem Orte, wo sie entstehen, mitbringen. Dieser Nebel wird nicht allein in dem Bezirke von Lima gespürt, sondern man bemerkt ihn eben so stark in den Thälern gegen Norden zu. Er ist auch nicht bloß auf das Land eingeschränkt, sondern bedeckt auch einen Theil von der See. Dieser Nebel bedeckt das Land

ordentlich den ganzen Morgen, und ist so dick, daß die Gegenstände davon ganz verdunkelt werden. Um zehn oder eilf Uhr Morgens, manchmal zeitiger, zuweilen auch später, zieht er sich etwas in die Höhe, er zertheilet sich aber nicht ganz. Immer bleibt des Tages die Sonne und des Nachts die Sterne dadurch verdeckt. Der Himmel ist daher beständig verhüllt, nur daß die Dünste bald mehr erhaben, bald näher an der Erde sind. Zuweilen zertheilen sie sich auch so, daß man das Bild der Sonne dadurch erkennen kann, allein die Strahlen derselben können keine Wärme verursachen. In einer Entfernung von zwei oder drei Meilen von der Stadt zertheilen sich die Dünste von Mittag an weit mehr, als in der Stadt selbst; man bekommt die Sonne völlig zu Gesicht, und sie mäßigt durch ihren Einfluß die Kälte. So ist in dem Hafen Callao, der von Lima nur drittehalb Meilen entfernt ist, der Winter gelinder und die Luft heiterer. In Lima sind die Tage den Winter hindurch traurig und unangenehm, theils wegen der beständigen Dunkelheit, theils, weil an vielen Tagen die Dünste in gleicher Dicke beständig fortdauern, und sich gar nicht von der Erde erheben oder zertheilen. In dieser einzigen Jahreszeit spüret man, daß die Dünste sich in ein Gerieſel oder einen sehr dünnen Thau auflösen. Dieser befeuchtet auf gleiche Art die ganze Erde, und dadurch werden auf den Bergen und Hügeln, die in den übrigen Theilen des Jahres ein ganz dürres Ansehn haben, allerhand Kräuter hervorgebracht. Die schönen, bunten Blumen, die jegliche Pflanze hervorbringt, dienen den Einwohnern zu einem angenehmen Zeitvertreibe. Sie pflegen, sobald der größte Theil vom Winter vorüber ist, in Schaaren auf das Feld hinaus zu gehen und sich an den schönen Blumen zu vergnügen. Der Thau erlangt niemals eine solche Größe und Dicke, daß er an dem Gehen verhindern sollte, oder daß die Wege dadurch beschwerlich und unbequem gemacht würden. Denn die Feuchtigkeit ist so dünne, daß die sehr leichten Kleider nur nach einer langen Zeit davon naß gemacht werden. Weil sie aber doch im Winter beständig fortdauert und die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können, so ist sie schon zureichend, in den Erdboden einzudringen und die dürreste und unfruchtbarste Oberfläche fruchtbar zu machen. Auf gleiche Weise verursacht sie auch viel Schmutz auf den Straßen von Lima, der von dem Staube entsteht, welcher im Sommer so beschwerlich fällt. Die Winde, die im Winter hier herrschen, wehen nicht gerade von Süden her, ob man sie gleich gemeiniglich Südwinde zu nennen pflegt, sie wehen einigermaßen von Südosten, und ihr beständiger Strich ist zwischen Süden und Südosten. Wie es in Lima nicht ordentlich zu regnen pflegt, so ist auch diese Gegend den Stürmen und Ungewittern wenig ausgesetzt. Wenn also die hiesigen Einwohner nicht gereist sind, so wissen sie nicht, was Donner oder Blitze sind, denn keines von beiden wird hier verspürt. Daher kommt es ihnen sehr seltsam vor, und ihr Schreck ist nicht gering, wenn sie das erstemal donnern hören oder Blitze sehen. Merkwürdig ist, daß das, was hier so etwas Seltenes ist, dreißig Meilen weiter nach Osten hin, oder auch in einer noch geringeren Entfernung etwas sehr Gemeines ist. Denn da sich das Gebirge in dieser Gegend befindet, so sind Regen und Ungewitter hier nicht seltener, als in Quito. Die Winde sind zu allen Zeiten sehr gemäßigt, und auch im strengsten Winter spürt man sie nie so stark, daß sie beschwerlich werden. Wenn dieses Land daher keinen andern Plagen und Zufällen unterworfen wäre, so würde den Einwohnern in Hinsicht der Bequemlichkeit des Lebens wenig zu wünschen

übrig bleiben. Aber die Natur, die dieses Land mit so außerordentlichen Vorrechten beschenkt, hat über dasselbe auch Plagen verhängt, wodurch es einen großen Theil seines Werthes verliert.

Die Erderschütterungen sind es vorzüglich, denen fast alle Theile des weiten Peru's vor vielen Ländern der Erde gar häufig ausgesetzt sind. Das Land ist dazu so geneigt, daß die Einwohner beständig in Furcht und Sorge sein müssen. Die Erschütterungen geschehen so plötzlich und so häufig hinter einander, daß die Bewohner, wenn sie es am wenigsten vermuthen, überrascht werden, und daher stets in der gegründeten Furcht leben, unter dem Schutte ihrer Wohnungen begraben zu werden. Zu manchen Zeiten sind die Erschütterungen freilich seltener, auch werden sie nicht immer gleich stark oder von gleicher Dauer gespürt. Jedoch währet der Zwischenraum nie so lange, daß die Seele Zeit hätte sich zu beruhigen. Im Gegentheil wird die Sorge nur vermehrt, wenn die Erschütterung einige Tage aufgehört hat, denn dann befürchtet man, daß das nächste Erdbeben viel stärker und von ungleich längerer Dauer sein werde. Die Vorboten, durch welche die Erschütterungen angekündigt werden, sind ein anhaltendes starkes Geräusch in den verborgenen Höhlen der Erde. Man bemerkt dies ungefähr eine Minute zuvor, ehe die Erschütterung verspürt wird. Das Geräusch scheint nicht an dem Orte, wo es entsteht, zu bleiben, sondern läuft immer unter der Erde fort. Unter den Thieren spüren die Hunde die Annäherung desselben zuerst, und erheben ein abscheuliches Geheul und Gebell. Die Lastthiere, die sich auf den Gassen und Landstraßen befinden, bleiben stehen und sperren die Beine auseinander, damit sie bei der folgenden Erschütterung nicht fallen. Sobald die Einwohner diese Anzeichen bemerken, verlassen sie ihre Häuser und begeben sich auf die Straße. Die Eilfertigkeit, mit der dies geschieht, macht natürlicher Weise, daß sie hier in der Gestalt und dem Aufzuge erscheinen, in der die Begebenheit sie antrifft. Geschieht dies zur Nachtzeit, wo sie sich bereits zur Ruhe begeben haben, so verstattet die Furcht ihnen oft nicht Zeit, irgend ein Gewand umzunehmen. Die Straßen stellen daher eine Schaubühne so seltsamer und außerordentlicher Gruppen vor, daß, zitterte nicht jeder Einzelne in diesen Augenblicken für sein Leben und vermöchte er andern Gedanken als den der eigenen Gefahr Raum zu geben, sie hinreichenden Stoff zu scherzhaften und komischen Betrachtungen darbieten würden. Das Geschrei der Kinder, die weinen, weil man sie aus ihrer Ruhe störte, das Beben der Weiber, die verschiedenen Aeußerungen der Männer, das Heulen der Hunde, bringen sonderbares Leben und Mannigfaltigkeit in diese Scenen. Und diese Verwirrung und Gewühl haben mit dem Erdbeben zugleich noch nicht ihr Ende erreicht. Denn da man immer befürchtet, die Erschütterung möge wiederholt werden, so wagt es auch noch Niemand, seinen Standort zu verlassen und wieder in ein Haus zu gehen.

Die Geschichte Lima's weist eine Menge dieser Naturbegebenheiten auf, die für die Stadt von traurigen Folgen gewesen; am schrecklichsten für dieselbe waren indeß die Erderschütterungen vom Jahre 1687 und 1746. Das Erdbeben von 1687 nahm den 20sten October früh um 4 Uhr mit Untergange vieler Gebäude und Häuser seinen Anfang. Eine nicht geringe Anzahl Menschen verlor dabei ihr Leben. Doch war diese Verwüstung nur ein Vorbote von der, die nachfolgen sollte, und sie hatte wenigstens den Vortheil, daß die Einwohner nicht sämmtlich begraben wurden. Von neuem wurde die

Erde erschüttert und zwar so furchtbar, daß um 6 Uhr Morgens diejenigen Häuser, welche die erste Erschütterung noch ausgehalten hatten, gleichfalls einstürzten. Für die Einwohner war es noch ein großes Glück, daß sie von den Gassen und Märkten aus, wohin sie auf die ersten Anzeichen einer bevorstehenden Gefahr geflüchtet waren, Zeugen sein konnten. Bei dieser zweiten Erschütterung zog sich die See merklich von dem Ufer zurück. Da sie darauf mit ganzen Gebirgen von Wasser wiederum ihren Platz einnahm, so trat sie so weit aus, daß sie Callao und andere Orte überschwemmte, wobei viele Menschen in den Fluthen ihr Leben verloren. Noch furchtbarer war das Erdbeben vom Jahre 1746. Den 28sten October 10½ Uhr, fünf und drei viertel Stunden vor Eintritt des Vollmonds, nahm die Erschütterung der Erde ihren Anfang, und zwar so heftig, daß in nicht viel mehr als drei Minuten fast alle oder doch die meisten großen und kleinen Gebäude in der Stadt dadurch umgestürzt wurden. Viele Bewohner, die sich zu nahe an die großen Gebäude stellten, die eben ihrer Größe wegen die Zerstörung um so viel furchtbarer machten, wurden erschlagen. Dies erste Erdbeben endigte sich zwar und die Erde hörte auf erschüttert zu werden, allein die Ruhe war von kurzer Dauer. Man spürte zum öftern Erschütterungen und die Einwohner zählten in den ersten 24 Stunden ungefähr 200. Bis zum 24sten Februar 1747 hatte man bereits 451 Erschütterungen gezählt, und einige darunter waren, wo nicht von so langer Dauer wie die erste, doch von nicht minderer Gewalt. Callao erlitt in eben der Stunde eine gleiche jammervolle Verwüstung. Allein so groß auch die durch das Erbeben angerichtete Zerstörung sein mochte, so war sie doch nur gering in Ansehung dessen, was dem Orte noch bevorstand. Das Meer trat zurück, wie schon sonst bei dergleichen Gelegenheiten geschehen war, aber ziemlich weit. Bald kam die aufgeschwollene See zurück, und ihre wüthenden Wellen, welche schäumende Berge vorstellten, verwandelten dasjenige in ein Meer, was zuvor Callao und festes Land gewesen war. Die Wellen wurden immer wüthender, und die Ueberschwemmung nahm dergestalt zu, daß das Wasser sogar die Mauern und andere hohe Gebäude überstieg. Das Schloß hatte den ersten Anfall ausgehalten, durch den andern ward es überwältigt, so daß nur ein Stück Mauer von dem Bollwerke zum heiligen Kreuze, in dem äußern Umfange des Ortes, als ein trauriges Andenken dieser Begebenheit übrig blieb. Es lagen damals in dem Hafen 23 große und kleine Fahrzeuge, von diesen gingen 19 unter, die übrigen 4, worunter ein Kriegsschiff, wurden durch die Gewalt der Wellen fortgerissen, und in weiter Entfernung von dem Ufer auf das feste Land geworfen. Mehreren Häfen an der Küste widerfuhr ein ähnliches Schicksal. Die Zahl der Menschen, die in Lima verschüttet waren, war sehr groß. Bereits am 31. October hatte man 1300 Leichname herausgezogen, nicht geringer war die Zahl derer, welche Arme oder Beine u. s. w. verloren hatten und noch lebten.

9. Der Dombau zu Köln.

Von S. Boisserée.

Es ist zu bedauern, daß wir über die ganze eigentliche Baugeschichte der Domkirche zu Köln fast gar keine Nachrichten haben; indessen will ich ver-

suchen, die wenigen urkundlich bestimmten Punkte durch möglichst begründete Vermuthungen aneinander zu reihen.

Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforst sich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, sich über fünfhundert Fuß hoch erheben sollten, so folgt, daß schon die erste Anlage eines so riesenhaft entworfenen Gebäudes, selbst bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen sehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um so mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde.

Zu den Werkstücken hatte man einen porphyrartigen Sandstein von schöner grünlich-grauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an dessen Namen sich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutschen Lieblingshelden Siegfried knüpfte.

Während bei diesem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beschäftigt waren, die Werkstücke aus dem Rohen zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und schnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfesten auf. Hiezu bediente man sich desselben Gesteines, abwechselnd mit Basaltblöcken, welche man, dem Siebengebirge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Diese langen säulenartigen Basaltstücke, wagerecht über die rauh behauenen stark verkütteten Sandsteine gelegt, bildeten einen unerschütterlichen Verband. Ich sah dies Mauerwerk der Grundfeste in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des südlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Bestimmtheit den Anfang der Grundfeste entdecken zu können.

Ein so mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und fest wie Felsen, auf demselben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeisters; er beschäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkstücke, welche die Steinhauer lieferten. Und so mag wohl in den ersten neun Jahren nicht nur die Grundfeste, sondern auch ein großer Theil des untern Geschosses von dem Domgebäude vollendet worden sein. Denn zu dieser Zeit, im Jahr 1257, schenkte das Domkapitel „Meister Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen seiner belohnenswerthen Dienstleistung, einen Platz, wo er auf seine Kosten ein großes steinernes Haus erbaut hatte."

Die Geschichtschreiber schweigen über diesen Meister Gerhard, wie fast über alle Baumeister des Domes; ich halte ihn für den ersten unter ihnen, und also auch für den Urheber des so erhaben als kunstreich gedachten Entwurfes. Wäre ein Anderer der Urheber gewesen, so müßte man annehmen, daß derselbe gleich nach dem Anfang des Baues gestorben sei, was unwahrscheinlich ist. Noch weniger läßt sich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem genialen bauverständigen Manne herrühre, welcher nicht selbst praktischer Künstler gewesen wäre; denn der Plan eines so riesenhaften Werkes von einer so reichen und kühnen Zusammensetzung, bis in die kleinsten Theile mit Rücksicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueste Kenntniß aller technischen Mittel

besaß, und die Sicherheit in sich trug, die Erfindungen seines Geistes verwirklichen zu können.

Meister Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geistlichen Standes, Mitglieder hochangesehener Stifte, Abteien und Klöster.

Ich habe vielfältig nachgeforscht, aber es ist mir nicht gelungen, nähere Aufschlüsse über diesen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeister alter und neuer Zeit verehren müßten.

Daß er Steinmetzmeister genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter diesem bescheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in allen europäischen Ländern, die vorzüglichsten Baumeister und zum Theil auch die ausgezeichnetsten Bildhauer.

Das Handwerk wurde in jener Zeit als Grundlage der Kunst hoch geehrt. Wer sich zum Baumeister bilden wollte, mußte das Steinmetzenhandwerk lernen, und hatte er darin die Meisterschaft erworben, so blieb er durch Satzungen und Gebräuche enge mit den Steinmetzen verbunden. Bei der Kirchenbaukunst fand dies noch ganz besonders statt. Von dem Gedanken ausgehend, daß es eine sehr edle, gottgefällige Beschäftigung sei, zu dem Bau der Kirchen Hand anzulegen, und daß es der vereinten Thätigkeit vieler durch Erfahrung geübter, durch den Geist der Ehre und Treue geleiteter Arbeiter bedürfe, um die großen, auf die schönste Vollendung und auf die Dauer von Jahrhunderten entworfenen Werke auszuführen, bildete sich eine eigne Brüderschaft, welche sich, von den gewöhnlichen Innungen unterschieden, ausschließlich dem Kirchenbau widmete, und unter der strengen Ordnung gemeinsamer Sitten und Gebräuche die Regeln der Kunst mit dem Schatz erworbener Fertigkeiten und Kenntnisse von Geschlecht zu Geschlecht als Geheimniß überlieferte.

Bei dieser Gesellschaft fand eine ähnliche Einrichtung statt, wie in dem Hansabunde. Die Meister und Werkleute der kleinen Bauwerke wurden denen der größern untergeordnet, und bald verbreitete sich die Brüderschaft gebietweise über ganz Deutschland. Auch hier scheint Köln das erste Beispiel gegeben zu haben. Der Vorsteher des Domwerks war Obermeister über alle Kirchenbaumeister in den niederdeutschen Landen, und so war es der Vorsteher des Straßburger Münsterwerks, welches neunzehn Jahre nach dem von Köln angefangen wurde, über alle Kirchenbaumeister in den Landen zwischen der Donau und der Mosel. Auf diese Weise war die Hütte der Steinmetzen am Kölner Dom der Sitz des Obermeisterthums von Niederdeutschland, und die Hütte am Straßburger Münster der Sitz des Obermeisterthums von Oberdeutschland. Später bildete sich ein Obermeisterthum für ganz Deutschland, worin dann Straßburg, weil hier länger mit großer Thätigkeit fortgebaut wurde, Köln den Vorrang streitig machte, so wie in den Handelsverhältnissen es von Seiten Lübecks geschah. Die andern Obermeister hatten ihren Sitz in Wien, Bern und Magdeburg. Die Ordnung der Steinmetzen-Brüderschaft wurde auf gemeinsamen Tagsatzungen abgefaßt, und von Kaiser und Papst bestätigt.

Wenn wir das Städteleben betrachten, wie es im dreizehnten Jahrhundert aus dem Schooß des Reichthums und der Freiheit in Handel, Kunst und Gewerbe die schönsten Blüthen entwickelte, so ist leicht einzusehen, daß wir

im bürgerlichen und nicht im geistlichen Stande die Erfinder jener bewundernswürdigen Kirchengebäude zu suchen haben. Die Geistlichkeit, bei allem Guten und Trefflichen, welches sie damals für die Bildung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht gewirkt hat, entbehrte doch des freien Elements eines vielfach bewegten Lebens, worin allein die Hervorbringungen der Kunst wie der Poesie zu einer schönen Reife gedeihen können.

Aber eben dieser blühende Wohlstand der Städte mußte die Herrschsucht und Habgier mancher Fürsten erregen. Die Stadt Köln hatte dies Mißgeschick im hohem Grade, und der anfangs so rasche Fortgang des Dombaues wurde dadurch auf das traurigste gehemmt.

Ein solches Werk hätte anhaltenden Frieden und die ganze Fürsorge wohlwollender Fürsten bedurft. Nun mußte Meister Gerhard erleben, daß die Erzbischöfe ihre Schätze in fruchtlosen Kriegen verschwendeten, und was der Folgen wegen noch schlimmer war, daß ihnen die widerspänstige Stadt verhaßt wurde, sie den Palast beim Dom verließen, und ihren beständigen Wohnsitz in Bonn nahmen.

Obschon der Dombau so großen Schwierigkeiten unterlag, hatte er doch auf die Vervollkommnung der Kirchenbaukunst überhaupt den günstigsten Einfluß. Es hatte sich an diesem Werk eine Schule gebildet, aus welcher die vortrefflichsten Baumeister hervorgingen, die an verschiedenen Orten Kirchen aufführten, bei denen sie den Stil und zum Theil selbst den Alles übertreffenden Plan des Kölner Doms anwandten. Davon zeugen die in diesem Zeitraume erbaute Katharinenkirche in Oppenheim, die Wernerskirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und das Münster zu Straßburg; am meisten aber der Thurm des Münsters zu Freiburg im Breisgau, dessen durchbrochener Helm mit wenigen vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurf der Kölner Domthürme aufgeführt wurde.

Zwar scheint der Bau des Doms in Köln nie ganz still gestanden zu haben; denn der Kirchenbau erstreckte sich natürlich nicht auf die in der Stadt gelegenen erzbischöflichen Grundstücke und Gebäude. Aber die Mittel waren so sehr vermindert, die Thätigkeit war so sehr gelähmt worden, daß nach mehr als vierzig Jahren der Chor, den man zuerst ausführen wollte, noch nicht seine Vollendung erreicht hatte.

Nun vereinigte sich der Sieger von Woringen, Herzog Johann von Brabant, mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit der Stadt und den Kölnischen Geschlechtern, die am hartnäckigsten gegen den Erzbischof gestritten hatten, und gemeinschaftlich ließen sie die prächtigen farbigen Fenster zum Chor verfertigen. Erzbischof Wichbold von Holte, Nachfolger des kriegerischen Siegfried von Westerburg, ermahnte die Gläubigen, jeden, der seine letzte Willensurkunde ausstellte, zu Geschenken für den Bau aufzufordern. Geistliche, beredte Männer mit offenen Briefen wurden wieder als Sammler ausgesendet, und ein eigner zur Förderung des Werkes von Männern und Frauen gebildeter Verein, die Brüderschaft des heiligen Petrus genannt, machte sich zu jährlichen Beiträgen anheischig. Auch führten die nach dem Tode Rudolphs von Habsburg häufig auf einander folgenden Kaiserkrönungen wieder viele Fürsten nach Köln, die reichliche Beisteuer gaben. So wurde dann endlich der Bau so weit gebracht, daß im Jahre 1322, das ist vierundsiebenzig Jahre nachdem der erste Stein gelegt worden, der Chor eingeweihet werden konnte.

Dieser vollendete Theil, nach Osten hin gerichtet, nahm ungefähr zwei

Fünftel der für das ganze Gebäude bestimmten Länge ein. Innerhalb umgaben doppelte, von schlanken Säulenbündeln gestützte Nebengänge das himmelhoch aufsteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenstern einen mächtigen siebenundsechszig Fuß hohen Untersatz, auf dem sich reich mit zierlichem Thurmwerk geschmückte Widerhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor stützten.

Das über diesem Prachtbau errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittelst flacher Zinnlöthungen mit vielfachen Zierrathen und Buchstaben, welche Verse auf die drei Könige bildeten, damascirt war, so daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe stehenden Zelte ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die sich über das Allerheiligste ausbreitete.

II. Erzählende Prosa.

Geschichte.

1. Kirchenversammlung zu Clermont.

Von Friedrich Wilken.

Schon damals (auf der Kirchenversammlung zu Piacenza) schwur eine große Menge, nach Constantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu fechten.

Aber die Vollendung behielt Urban einem glänzendern Concile vor. Nachdem er zu Vercelli die italienischen Geistlichen zur Beförderung der Reise des Herrn aufgefordert, begab er sich über die Alpen nach Frankreich. Denn Frankreich war das Land, wo von jeher der größte Eifer für das heilige Land gewesen, und sein ungehorsamer König Philipp konnte am leichtesten gedemüthiget werden, wenn seine getreusten und mächtigsten Anhänger auf andere Weise beschäftigt und ihm entzogen wurden; Frankreich sollte also der Schauplatz dieser Verhandlungen sein. Nachdem auf Provinzialversammlungen zu Puy und an andern Orten die Geistlichkeit vorbereitet war, wurden auf den achten Tag nach dem Feste des heil. Martin die Geistlichen und Laien zum allgemeinen Concil nach Clermont in Auvergne berufen. Urban bereitete Alles zu dieser Kirchenversammlung so vor, daß sie eine der glänzendsten werden mußte. Den Geistlichen ward bei Verlust ihrer Pfründe geboten, zu erscheinen, und den Bischöfen insbesondere aufgegeben, die weltlichen Herren in ihrer Diöcese zu bewegen, daß sie sich auf dem Concil einfänden. Ganz Frankreich war auch schon durch Peter so für die heilige Unternehmung eingenommen, daß außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundertfünfundzwanzig Bischöfen, vierhundert Aebten und vielen geringern Geistlichen die Anzahl der Laien unzählbar war.

Nachdem die andern Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls erforderten, verhandelt waren, der Gottesfrieden von neuem eingeschärft, und der Bannstrahl feierlich gegen den widerspenstigen

König Philipp geschleudert war, versammelte Urban die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem, auch brennendem Feuer, als der Papst hier redete, sind viele Reden gehalten, aber so glänzender Wirkungen hat nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen in dem heiligen Lande mit düstern Farben, die Grausamkeiten der Türken, als hätte er sie selbst erfahren, und Seufzer und Thränen hemmten oft den Strom seiner Rede. „Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist," sprach er, „vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müssen es als großen Gewinn ansehen, wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müssen, wenn sie den Unholden nicht entfliehn, für diese als Sclaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die heiligen Kirchen werden von den Ungeheuern entheiligt, in Viehställe verwandelt, oder sind die Schauplätze der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen." Nachdem er auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tyrannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: „Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung Euch, welche mit Euern Augen Alles sahet, ich rufe noch mehr als Zeugen Euch, welche von den grausamen Händen der Barbaren starbt." Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Oerter, welche die Ungläubigen entweihten. „Selig die Steine, welche den Urmärtyrer Stephan mit der Krone des Martyrthums krönten! wie selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers!" Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Karl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Saracenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert. Urban ward während der Rede durch das Rufen der Menge: „Gott will es, Gott will es!" unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er fortreden konnte. Der Enthusiasmus stieg immer höher, je länger Urban redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: „Ihr, welche Wittwen und Waisen beraubet, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt, und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und wie die Geier den Leichnamen, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euern Mund träufelte." Er bat die Alten und Schwachen, und Alle, welche außer Stand seien, die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schadeten, sondern lieber durch Geld und auf andere Weise die Streitenden zu unterstützen, wofür er ihnen in gleichem Maße als denen, welche wirklich mitzögen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden ankündigte. Den Geistlichen verbot er aber strenge, ohne die Erlaubniß ihrer Bischöfe ihre Kirchen zu verlassen, denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen doch keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrime Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. „Ihr meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi," redete er am Schlusse die Geistlichen besonders an, „predigt in den euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert ihnen die Noth

der Christenheit, und entflammt ihre Herzen, auf daß sie helfen." Viele der Anwesenden wurden durch diese Rede zu Thränen erweicht, andre sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieben, mit eignen Augen, andere ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbarn zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst seine Rede geendigt, drängte sich zuerst Bischof Adamar von Puy mit heiterm Angesicht zu ihm hin, warf sich vor ihm nieder und bat um seine Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen und um seinen Segen. Als er beides erhalten, folgte seinem Beispiele der Bischof Wilhelm von Ausary und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Kardinäle, welcher den Papst begleitete, im Namen aller Pilgrime, welche zur Erde niederfielen, das Bekenntniß der Sünden ab, und Urban ertheilte die Absolution. Hierauf nähten Alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz.

---

2. Die Eroberung Jerusalems.

Von Gotthilf Heinrich Schubert.

Die Heere der Kreuzfahrer fanden indeß den äußeren Umriß Jerusalems schon dem jetzigen ziemlich ähnlich. Dort am nordwestlichen und nördlichen Rande, von wo allein der damaligen Belagerungskunst der Angriff möglich war, fanden sich die Schaaren der Streiter aufgestellt. Namentlich hatte sich die Gegend der Mauer, nahe bei der jetzigen Nordwestecke der Stadt, der Heldenfürst, Gottfried von Bouillon, anfangs zum Punkt des Angriffes erlesen, später aber die nordöstliche Ecke, die gegen das Kidronthal hinliegt. Hier wurde auch am 15. Juli des Jahres 1099 die Stadt erstürmt, an der Nordseite selber aber die Mauer zuerst gebrochen. Der christliche Pilgrim, wie jeder Mensch, welcher hoffet und weiß, daß der Geist die Thaten des Lebens thut, nicht das Fleisch, kann nicht an dieser Stätte vorbeigehen, ohne im Andenken an jenen Tag freudig bewegt zu werden. Hinter den festen Doppelmauern der Stadt fanden sich sechszigtausend, welche zum blutigen Widerstand bereit waren; sie hatten Lebensmittel, vor allem Wasser in Fülle, und sonst Alles, was zur Abwehr des Angriffes der Feinde nöthig erschien, stund ihnen zu Gebote. Diesen gegenüber stellte sich außer den Mauern das Heer der Wallfahrer auf, dessen Zahl im Ganzen vierzigtausend nicht überstieg, wovon aber mehr denn die Hälfte des Kampfes nicht fähig war. Denn diese Hälfte bestand aus Frauen, abgelebten Greisen, Kranken und kraftlosen Bettlern; Viele waren nur hierher gekommen, um bei dem Grabe des Erlösers das eigene Grab zu finden. Aber auch unter der andern Hälfte, die am Angriff der festen Stadt thätigen Antheil nahm, fanden sich nur zwölf bis dreizehnhundert eigentliche Krieger, die andern alle waren unvollkommen bewaffnete Bürger und Geistliche, welche vormals noch nie das Geschäft des Krieges geübt hatten. War doch dieses Häuflein nicht einmal fähig, die Stadt eigentlich zu umlagern, sondern nur die Nordseite und die Gegend nach Westen, so wie die Höhe des Zion verwahrt zu halten und den Oelberg einigermaßen zu bewachen, während der größere Theil der Mauern und mehrere Thore dem Feinde frei blieben. Dazu litt die arme Schaar der Kämpfer des Kreuzes an allen Lebensbedürfnissen Mangel, vornämlich an Wasser, wel-

ches in dieser heißesten Zeit des Jahres am dringendsten begehrt wurde. Ohnehin ist der Schatz des Wassers, den Jerusalem besitzt, wie wir nachher sehen werden, ein geheimnißvoller und verborgener, und seine Fülle ergießt sich nur innerhalb der Mauern, während die Umgegend eine meist wasserlose Einöde ist; damals hatten aber die Saracenen auch die wenigen Brunnen und Cisternen in der Nähe der Stadt verstopft und verschüttet, und wenn von Zeit zu Zeit die Quelle Siloah das nöthige Wasser gegeben hätte, oder wenn sich im Osten der Stadt, am Brunnen des Elisa und bei Bethanien eine Erquickung dieser Art zeigte, da lauerten die Feinde im Hinterhalt, so daß jeder Tropfen des Getränkes mit Blut erkauft werden mußte. So starben die Lastthiere des Heeres großentheils am Durste dahin und selbst von den Wallfahrern erlagen viele diesem Elende. Manche, eines solchen Lebens satt, nachdem sie im Jordan gebadet und bei Jericho Palmenzweige genommen, verließen das Heer der Kämpfer und kehrten über Joppe heim zu den Bequemlichkeiten des Vaterlandes.

Dennoch war mit der freilich von Tag zu Tage sich verkleinernden Zahl der Treuen auch der Glaube vor den Mauern Jerusalems stehen geblieben, welcher da noch hoffte, wo nichts zu hoffen schien. Und obgleich die Feinde auf ihren Mauern täglich des Haufens der Wahnsinnigen spotteten, die fast ohne Wurfmaschinen und Belagerungszeug, ja wie der erste, ihnen wie Tollwuth erscheinende Anlauf*), bei welchem die äußere Mauer an einem Punkte niedergestürzt war, gezeigt hatte, selbst ohne Sturmleitern eine solche Stadt bedroheten, blieb die Stimmung der Belagerer dennoch, jenem Spott gegenüber, eine Stimmung des Ernstes, welcher weiß, was er will und was er thut.

Noch am 8. Juli, als die Schaar der Christen in frommer Bewegung einen Umgang um die Stadt im Gewand der Büßenden hielt, verhöhnten vor ihren Augen die Feinde auf den Mauern das sichtbare Abbild alles dessen, was jenen heilig war; selbst am 13ten, am Tage, welcher dem voranging, der zum Sturm bestimmt war, schien es, wenn die Christen nicht Flügel erhielten, unmöglich, daß einer von ihnen über die hohen Mauern käme. Und auch dann, als in der Nacht den Heerführern und Rittern in Gemeinschaft mit den andern Streitern es gelungen war, die einzelnen Theile der Belagerungswerkzeuge mühselig aus der Ferne herbeizuschleppen und zusammenzusetzen; auch dann, als am 14. Juli ein ernstlicherer Angriff bei der Nordwestecke der Stadt beginnen konnte, schien das Erringen des Zieles noch gar weit hinausgerückt. Denn wie ein Steinwurf nach dem Alpengipfel, der von dort ein Herabstürzen der Lawinen erregt, wurde jeder durch Wollsäcke und schräge Balken unwirksam gemachte Stoß der Wurfmaschinen auf die Mauern von diesen aus durch eine Fluth von brennenden Stoffen, welche das Belagerungszeug entzündeten, so wie durch geschleuderte Steinmassen und Geschosse beantwortet, die zehnfältig, statt der Wunden, welche Einzelne der Belagerten empfingen, den Tod zurückgaben. So ging die Sonne über dem Kampf unter, ohne daß in andern Augen, als in denen des Glaubens, ein Sieg möglich erschien. Ja selbst am 15ten, am Tage des Sieges, als Tankreds Schaaren schon die Mauern der Nordseite (beim damaligen Stephansthore) durchbrochen hatten, schien in den Stunden des Vormittags die Hülfe, die nicht aus der Kraft des Fleisches kommen konnte, noch so fern, daß die Fürsten wenigstens für heute den Rückzug der beschädigten Maschinen von den Mauern beschlossen.

*) Am 13. Juni, fünf Tage nach der Ankunft des christlichen Heeres vor den Mauern Jerusalems.

Denn das Volk der Belagerten hatte sich an diesem Tage wie mit Kräften der Hölle bewaffnet; Ströme von brennenden Flüssigkeiten ergossen sich auf die Stürmenden und ihre Werkzeuge; flammende Balken, entzündet von einem Feuer, das nur von Weinessig gelöscht werden konnte, stürzten wie ein brennender Wald über die Mauern herunter; und wenn auch die sogenannten Hexen, welche von den Mauern herab dem Zeuge der Christen fluchten, durch einen wohlberechneten Steinwurf, der einige von ihnen zerschmetterte, dem Heere der Wallfahrer zum Spott wurden, so waren diese dennoch auch ihrerseits es dem Feinde, als sie entmuthigt und trauernd in ihre armseligen Gezelte zurücktraten. Da ward, in der Stunde, in welcher man den Herrn ans Kreuz erhöhete, Gottfried, der Held, als er seine Augen aufhub nach dem Oelberge, wie durch eine Erscheinung aus der andern Welt, die der Glaube zuweilen „schauet", von neuem zum Kampf ermuthigt, und siehe, eine Macht Gottes war mit ihm und den Seinen. Ein heftiger Nordwind entzündete plötzlich die wohlverwahrten Wollsäcke der Mauern, welche endlich einmal von den Bränden der Belagerer getroffen waren, und vertrieb durch den heftigen Rauch die Feinde von den Mauern; die schrägen Balken, die bis dahin ein Schutz der Stadt gewesen, wurden jetzt ein Befestigungspunkt der Fallbrücken, welche die Christen von ihren hölzernen Thürmen herabließen: nur noch kurze Frist der heftigen Mühen, und das Ziel war errungen; die Stadt, in welcher einst das Blut floß, durch welches der schwerste der Kämpfe entschieden, der höchste der Siege gewonnen ward, fand sich wieder in den Händen derer, denen dieses Blut heilig war.

Der Lohn des leiblichen, noch mehr aber des geistigen Ausruhens nach solchem Kampfe war überschwänglich groß; in der Stadt fand sich alles, dessen die Seele, alles auch, dessen der arme, von Sehnsucht und unsäglicher Mühe ermattete Leib bedurfte und begehrte. Jerusalem ward von neuem die Stadt eines Königes, dem es ein Ernst war, in allen Geboten und Gesetzen des Herrn zu wandeln, untadelig. Aber nur wenige Monate und dieser König ward hinweggenommen; nur wenige Menschenalter, und der, wie es schien, so fest auf Glauben gegründete Herrscherthron ward umgestoßen.

---

3. Hinrichtung Konradins von Schwaben.

Von F. von Raumer.

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil fällen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin

sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig." — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit des Königs eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen, er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, und seine Behandlung Benevents vergessend, — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben! Ist nicht ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeiten seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatz geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten,

und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten: — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch mehrere; wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer

kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmälig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein, — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde.

---

4. Die Schlacht bei Sempach.

Von Joh. v. Müller.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonat, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem, langsamem Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thürung und Johannes von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eschelon trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Müm-

pelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachgierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; das Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut bergan als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg versuchte gegen die baierische Reiterei. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedens-Geschäften geschickt und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer, denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edeln, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden viel mehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Krieges.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte: „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heere der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde, sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe, bedeckt vom Wald; so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung

des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feinde ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in schmaler Ordnung mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstädten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl!“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen!“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!“ war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust und, wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich kamen seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrek-

ken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen. Das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschenloh das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe hoch über den Schaaren, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;" verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihr Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwytz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich." Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebt alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher!" da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet.

---

5. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

Von Schiller.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf einen von diesen beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht früh genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, dem es allzu gewagt

schien, dem erfahrenen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der

er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Auf-

schlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edeln Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreichs ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen: die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn über-

trieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.

6. Schlacht bei Lützen.

Von Schiller.

Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sei, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heeres entlassen, um der Stadt Cöln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben

fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die Pappenheimschen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampf zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europa's, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. *Zweifelhaft* war der Sieg, *gewiß* die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundnen kosten mußte. Man *kannte* den Feind

vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. „Gott mit uns!" war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria." Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelle ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwerte und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die

Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — Der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme; „suche du nur dein Leben zu retten!" Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledigfliehendes, im Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feinde diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Knyphausens Anführung aufs neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und

schwächer widerstehen sie und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Luft fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes, blaues, Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist, auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furcht-

barste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindliche Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinigen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum drittenmal setzt sie über die Gräben, und zum drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft *hier* ihre Wunder nur, um *dort* neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefechte eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft auseinander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem verlassenen Wahlplatze stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimsche Fußvolk, das seinem voraus eilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwe-

dische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

---

7. Krönung Josephs II.

Von Goethe.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr

begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremonien beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indeß die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier gebracht wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartiere in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln: aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten: alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit roth-gelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr, so zu sagen, als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er, wie zum Scherz, beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markte her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieses, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saals hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte.

Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervor begeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu des Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saales gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmälig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

---

8. Hinrichtung Ludwig XVI.

Von H. Leo.

Da war keine Rettung mehr, der König mußte sich in sein Schicksal ergeben — niemand fast erhob eine Stimme zu seinen Gunsten. Ueber Nacht fand man einige Placate, die zu einem Aufstande für den König aufriefen, an den Straßenecken. Einige refractäre Priester wurden nachträglich ertappt, die zu seinen Gunsten Proclamationen vertheilten — sonst war alles still. Alle energischen Freunde des Königs waren längst jenseits der Grenzen. Nur

Einen noch in Paris trieb der Gedanke des alten Frankreichs zu einer That, die gar nichts half, sondern nur die Erbitterung des Volkes steigerte. Es war Sonnabend Abend, während die Abstimmung über den Aufschub noch im Gange war. Lepelletier St. Fargeau hatte eben für Hinrichtung gestimmt, und war dann hinübergegangen in das Palais royal, um in Fevriers Kaffeehause zu essen. Er hatte gegessen und bezahlte eben, als ein stämmiger Mann im Ueberrocke, mit schwarzem Haar, auf ihn zutrat (Fevrier meinte hernach, es sei ein ehemaliger Gardist des Königs, Namens Pâris, gewesen) und fragte: „Sind Sie Lepelletier?" — Ja! — „Sie haben Ihre Stimme gegen den König gegeben?" — Ja! für die Hinrichtung. — „Verruchter! das ist für dich!" Und damit stieß er Lepelletier einen Degen durch den Leib. Fevrier wollte ihn halten; aber der kräftige Mann riß sich los und entfloh. Niemand konnte ihn finden — aber das räuberartige Herumtreiben ohne Anhalt, ohne Freunde, zuletzt ohne irgend ein Subsistenzmittel brachte ihn zur Verzweiflung. Einige Monate später fand man ihn in einem entfernten Gasthofe, wo er sich todt geschossen hatte — oder man wollte ihn wenigstens in einem der Erschossenen wiedererkennen — gewiß ist, der Gardist Pâris kam nicht mehr zum Vorschein.

Und so wären wir denn angekommen bei dem Momente, wo der letzte Rest des alten Frankreich, nicht mehr die königliche Würde (denn sie war bereits abgestoßen) aber der letzte Träger derselben, der gefangene König Ludwig auch fallen sollte. Ludwig, der ärmste Sohn einer langen Reihe königlicher Väter, der unschuldigste von ihnen allen, trug als ein geduldiges Lamm die Sünde aller. Aber der Gott, der an ihm heimgesucht hat die Sünden seiner Väter, er ist kein Gott der Lüge, und hat auch heimgesucht die Sünde seiner Mörder. Er hat sie zerschlagen; in wildem Grimme hat sie der dämonische Geist, der sie zu Strafwerkzeugen in der Hand des Höchsten machte, auch gegen einander getrieben, daß sie sich zerfleischt und zum Tode verfolgt haben; daß sie alle sittlichen Geister des alten Frankreichs mit Füßen getreten und eine Brut hinterlassen haben, die, wie sie auch mit der Schminke äußern Reichthums und äußerer Civilisation prunkt, in sich untergehen, die sittlich verrotten und verfaulen wird, noch ehe die vierte Generation nach der Mördergeneration abgestorben ist, denn von einer umwendenden Gesinnung und sittlicher Zusammenraffung hat sich bei den Entsprossenen dieses Volkes noch nichts blicken lassen, sondern nur Hochmuth auf ihre Sünde.

Der König hatte einen Beichtiger verlangt; er kam. Es war ein Irländer: der Abbé Edgeworth. Der König schloß seine Rechnung mit der Erde. Aber eine furchtbare, eine herzzereißende Scene stand ihm noch bevor, der Abschied von seinen Angehörigen. Sonnabend, den 20. Januar Abends halb acht Uhr kam die Königin mit dem Dauphin; Prinzessin Elisabeth mit des Königs Tochter. Sie fielen dem Könige um den Hals und mehrere Minuten vergingen in Schweigen und Schluchzen. Dann führte sie der König in sein Speisezimmer, und hier waren sie noch fast zwei Stunden allein. Sie schieden nicht, bis der König ihnen das Versprechen gab, sie am nächsten Morgen, ehe er zur Hinrichtung geführt würde, nochmals zu sehen. Er versprach es — und als die Königin heraus und an den Municipalitäts-Beamten vorüber ging, war sie ihrer Aufregung nicht Meister und rief ihnen zu: **Vous êtes tous des scélérats!**

In der nächsten Nacht schlief der König ruhig. Um 5 Uhr früh mußte

ihn sein Kammerdiener Clery, den man allein bei ihm gelassen, wecken. Er übergab diesem seinen Trauring als stillschweigenden Abschied an die Königin; es war ihm unmöglich, sie nochmals zu sehen. Gegen sechs Uhr erhielt er das Sakrament, und blieb dann in frommem Gebete mit Abbé Edgeworth, bis um acht Uhr die Municipalitäts-Beamten eintraten, denen er sein Testament übergab, und sein letztes Geld, 125 Louisd'ors, die er von Herrn von Malesherbes geliehen hatte, und die man diesem, wie er befahl, wieder geben sollte. Um neun Uhr erklärte Santerre, man müsse aufbrechen — der König bat noch um drei Minuten — sie wurden zugestanden; und Santerre hatte die Rohheit, mit der Secunde an den Aufbruch zu mahnen. Zornig trat der König mit dem Fuße auf und sagte: Partons! und er ging, und die Trommeln wirbelten und verkündeten Marie Antoinetten ihre Wittwenschaft. Beim Herausfahren aus dem Tempel hörte der König noch einen Haufen: Gnade! Gnade! schreien — dann aber waren die Straßen wohl gedrängt voll Menschen, aber alles war wie in Grabes Stille. Kein Wagen rollte diesen Morgen durch Paris. Die ganze Nationalgarde war aufgestellt unter den Waffen. Nur die Kanonen hörte man hinter des Königs Wagen rasseln. Die Kanoniere waren dabei mit brennender Lunte. Der König in seinem Wagen las in einem Gebetbuche. Es war zehn Uhr, als er auf dem Platze Ludwig XV. (place de la révolution, wie man ihn nun nannte) ankam; die Guillotine stand auf dem Platze, wo einst Ludwigs XV. Bildsäule gestanden — Ludwigs XV., dessen Sünde dieser Ludwig trug. Egalité soll unter den Zuschauern auf dem Platze gewesen sein. Als der König aus dem Wagen stieg, wirbelten die Trommeln. Er rief mit zorniger Stimme, sie sollten still sein. Indem bestieg er das Schaffot, zog seinen Rock aus und trat nun, wie er war, in weißflanellener Jacke, grauen Beinkleidern und weißen Strümpfen, an den Rand des Gerüstes, um zu sprechen. Er sagte: „Franzosen! ich sterbe unschuldig. Ich bezeuge es vor Gott. Ich vergebe meinen Feinden und wünsche, daß Frankreich" — da wirbelten die Trommeln von neuem; die Henker packten ihn, und sein Haupt sank. Samson, der Scharfrichter von Paris, hob es auf und zeigte es, und kannibalisches Gebrüll ertönte ringsum und setzte sich über die mit Zuschauern bedeckten Häuser um den Platz fort, weithin in die Stadt.

---

9. Andreas Hofer.

Von H. Leo.

In Tyrol hatte die Religion noch ihren warmen, ursprünglichen Character bewahrt und dadurch dem ganzen Leben seine Frische erhalten — die Religion war noch eine Anbetung, nicht ein Raisonnement; ihre Folge war unbedingte Zuversicht — nicht Zweifel, und damit hängt unmittelbar zusammen, daß der Mensch ein Leben mit angetasteter Sitte, mit angetastetem Recht, angetasteter Treue für schmählicher als nichts achtet, und also auch einen Kampf unternimmt, bei dem er nach menschlicher Berechnung fast nichts voraussieht, als den Untergang, als den Eingang in die Herrlichkeit, die Gott den treuen und tapferen Seelen vorbehalten hat. Auch im Frieden ist der Tyroler im Kampfe; die Natur wirft ihm täglich den Handschuh hin — aber „die Blume auf dem Hute, den Stutzen auf dem Rücken steigt der Aelpler

gottvertrauend und doch überall umschauend durch seine Berge, und erhält Herz und Leben frisch" — so daß er es auch rasch und kühn mit kriegerischer Gefahr aufzunehmen im Stande ist.

Einfalt und Treuherzigkeit haben die Tyroler überall begleitet, und sind ihnen auch stets geblieben. Hofer ist selbst im Momente seines größten Glanzes ein schlichter Landmann geblieben, der, als er als Oberbefehlshaber in der Residenz des Kaisers in Innsbruck saß, noch für dreißig Kreuzer zu Mittag aß und sein Schnaterhupfle zum Fenster hinaussang, wie sonst aus seinem Hausfenster an der brausenden Passeier. Wie zu Hause mit seinen Kindern hielt er täglich mit den Schildwachen, die vor seinem Pallaste standen, seine Gebete, und wer mit ihm aß, mußte mit ihm beten — „habt's mit gessen, könnt's mit beten" — und zuletzt, als ihn die Franzosen gefangen nahmen, und in ihrer kannibalischen Rohheit den Bart ausrauften, sagte er tröstend zu seiner Frau: „bete, sei standhaft, leide mit Geduld, dann kannst du etwas von deinen Sünden abbüßen." Mit größter, kindlichster, frömmster Seelenruhe ging er dem Tode entgegen — und waren auch nicht alle die Seinigen von gleicher Art, so war doch ein Zug von seinem Wesen im ganzen Aufgebot der Tyroler, und dieser sittliche Zug war die einzige Grundlage der Gewalt, die er über seine Landsleute zu üben im Stande war. In einer Zeit, wo die Leidenschaften der Tyroler durch den Kannibalismus der Feinde zur höchsten Wuth gesteigert waren, hielt er die Grausamkeit in Schranken, so viel er konnte. Ja, er war so voll Rechtsgefühl, daß er nicht einmal Munition mit Gewalt nehmen wollte. So weit sein Einfluß reichte, ließ er keinem Gefangenen ein Haar krümmen.

In Hofer war ein kernfester Glaube, ein Opfermuth, der nie und nirgends auf den weltlichen Ausgang der Dinge sieht, wie das ja überhaupt nicht der Christen, sondern der Heiden Sache ist; er sah auf Recht und Gewissen und auf das, was diese forderten. Er hat nie, wie andere Volksführer, trügerische Hoffnungen zu erregen und auf schlechte Weise zu vertrösten gesucht, sondern allein auf die göttliche Hülfe hingewiesen, mit der am Ende Recht Recht bleiben müsse: Vertraut auf Gott und wehret euch tapfer! — das war seiner Reden kurzer Sinn, und übrigens war er weder Feldherr noch Staatsmann, sondern hat alles, was er erreicht hat, mit dem Zauber dieser einfachen Ueberzeugung erreicht. Er war eine harmlos heitere, in Handel und Wandel redliche Seele, und sein Haus, obwohl ein Wirthshaus, doch ein Muster christlicher Zucht und Sitte. Er war so einfach zutraulich, daß er dieselben Leute, vor denen er als Sandwirth Respect gehabt, auch als Obercommandant: Ew. Gnaden! anredete, und als der Oberbürgermeister von Linz ihm als Obercommandanten die Aufwartung machte, ihm die Hand küssen wollte. Einer solchen Natur folgten alle Herzen. Selbst der verdorbenere Theil der Tyroler, der in Italien und Deutschland hausirende, hielt so treu zu dem Lande, daß die Franzosen für schweres Geld unter diesen Leuten keine Spione fanden. Als eine Waffenbrüderschaft im schönsten Sinne sah Hofer seine ganze bewaffnete Macht an — als eine Streitmacht, in welcher nicht der Einzelne nach persönlicher Ehre und Einfluß strebt, sondern wo das Wohl und der Fortgang der Sache, für die man kämpft, die einzige Macht ist, in deren Namen man gebieten und etwas bedeuten kann. Nie hat er deßhalb in militärischer Weise tyrannisch sein Heer geordnet und befehligt, sondern überall auf die Ehrliebe und an die Liebe zur Sache und zu Gott provocirt. —

Und hier komme ich auf die obige Aeußerung zurück, daß in den Tyrolern allen ein Zug dieses schönen Geistes war, der in Hofer lebte. Denn trotz der Kindlichkeit und Anspruchlosigkeit des Mannes, wie haben sie ihm gehorcht, wie haben sie gefochten? was hat er trotz seines Mangels an aller despotischen Befehlshabermiene mit den braven Leuten ausgerichtet? Man soll dergleichen einmal mit Franzosen, Italienern oder Polen versuchen und sehen, wie weit man kommen wird — alles zersplittert — alles hätte auch in Tyrol zersplittern müssen, hätten nicht alle in der Empfänglichkeit für die Heiligkeit ihrer Sache und ihres Rechts eine einige Seele gehabt — einen Athem gehaucht, wie ihn andere Nationen eben nicht haben.

Der Mann hat am Ende durch die Ursprünglichkeit und fromme Ehrwürdigkeit seines Wesens auch allen seinen Feinden imponirt. Als ihn die Franzosen gefangen nahmen, brach der Kannibalismus frei heraus. Sie banden ihn, rauften dem Gebundenen den Bart aus, daß das Blut im Herunterrieseln bei der Kälte gefror. Auch seine Frau, sein Sohn und sein Schreiber wurden gebunden, und so mit nackten, blutig geschundenen Füßen über die scharfen Steine, über das scharfe Eis und den Schnee des Gebirges getrieben unter brutalstem Fluchen — bald von einer lärmenden Militärmusik in Empfang genommen, dann sogar von Kanonen begleitet — so schleppten sie ihn nach Botzen herein, wo erst der General der Unmenschlichkeit ein Ende machte. In Botzen aber waren allein sechs Offiziere unter den Franzosen, denen er in seiner Menschlichkeit während des Feldzuges das Leben gerettet — in diesen wenigstens rührte sich nun auch die menschliche Seele; sie nahmen sich seiner an, lösten die Bande, die so kannibalisch gewesen, daß er noch lange nachher die Hände nicht bewegen konnte, und bekleideten ihn und die Seinigen mit ihren warmen Mänteln — und später, als er in Mantua erschossen ward, machte die fromme Ruhe, mit der er, der kindlich gute Mann, alles, was ihm Uebles geschah, nur als eine Strafe für seine persönlichen Sünden ansah, solchen Eindruck, daß manche seinen Tod wie den eines Heiligen betrachteten.

---

10. Freiherr von Stein.

Von E. M. Arndt.

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendsten Verhältnissen und außerordentlichster Zeit gelebt und gewirkt hat, müssen die verschiedensten Urtheile ergehen, zumal wenn seine ganze Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein sehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um so mehr erfahren, je mehr die Zeit selbst in den schärfsten Gegensätzen steht. So ist es geschehen, und dieser in seinem ganzen Wesen Festeste und ihm selbst Aehnlichste ist wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, so daß die Einen ihn als zu freisinnig, ja als neuerungssüchtig, die Andern ihn als zu aristokratisch gesinnt und das Alte vorliebend gescholten haben. Wir haben diesen großen und guten Mann gekannt mit seinen Tugenden und mit seinen Fehlern, die er nach dem Loose der menschlichen Gebrechlichkeit auch an sich trug. Auch er ist in der wechselvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Ansichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meisten seiner Zeitgenossen; in seinen

Gesinnungen und Grundsätzen aber ist er immer der Zuverlässige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menschlich und christlich deutsch war, hat in Rede und That immer den wärmsten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur seiner äußern Wirksamkeit, seiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einst meist verwischt sein wird, doch wird sein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für sein Volk und sein Vaterland, wird das Unsichtbare und Unbewußte, das unsterbliche, unvergängliche Abbild des geistigen Wirkens eines edlen und biedern Menschen, wie wir glauben und wissen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutschen Volkes fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in seine Brust gelegt, ihn mit einer raschen, blitzschnellen Auffassung, einem kühnen, geschwinden Verstande gerüstet: Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er selbst. Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand, niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte — sehr schlimm, wenn diese großen, aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maß, Zucht und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor nichts zurückbeben, geschwindestes Handeln, regestes Schaffen war sein Element. Daß der Inhaber einer so feurigen und heftigen Natur sich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben sollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menschen und Führung Gottes hatten sein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines solchen Temperamentes meistens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im besten Sinne einer großherzigen Natur in freiester Wirksamkeit sich entfalten zu können, immer in den ersten Stellen stehen müssen. Den gewöhnlichen Künsten, wodurch geherrscht und gewirkt wird, hat er sich nie bequemen können. Des Widerstandes war er ungeduldig und begriff meistens erst spät seine Nothwendigkeit. Widerspruch und Widerstreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In solchem Kampf der Geister, nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er sich ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart ist er oft gewesen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat sein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geschwindes Urtheil oder ein rasches Wort je einmal gesündigt hatte, hat er laut oder still, durch Worte und mit dem Herzen immer gern Wiedererstattung gethan. Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte strack und gerad vor sich hin. Das war sein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe. Das war sein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht gerad und offen gethan werden kann. Also: Offener Weg, hohe Zwecke und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen solchen Mann hat ein verächtlicher französischer Geldfeilscher und Späher,

Namens Bourienne, sich erfrecht mit dem Argwohn zu beschatten, als sei er fähig gewesen, mit solchen zu zetteln, die auf schleichende Dolchstiche sinnen?

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er; den alten deutschen Ritter, den weiland sendbar freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Ansichten und Vorurtheile seines Standes mit seinen Genossen; und wenn er in der neuen Zeit frisch gelebt hat, so hat er schon durch die Zeit, worein seine Jugendbildung gefallen, einem Alter angehört, von dessen Art und Sitte bei den in dem letzten Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weise kaum eine Ahnung sein kann. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so war, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist nur im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, freilich auf eine unberechnenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem Wortgefechte sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermüthige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle und stolze Gemüth für alles Schöne und Große begeisternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken kein Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergäng-

lichkeit vorschwebte; daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demüthig und bescheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiseste und Größte wenig könne und ausrichte: daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger — und durch diesen seligen Glauben und durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltvollen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit besänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wann das Vaterland uns aufruft.

---

11. Aus dem Leben Blüchers.

Von Varnhagen von Ense.

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren konnte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deshalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleons ausgesetzt und beschloß daher, gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustoßen; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Vereinigungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um neun Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blüchern wissen, im Fall dieser versprechen könne, mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen. Blücher antwortete: nicht mit zwei Heertheilen nur, sondern mit

seinem ganzen Heere werde er am achtzehnten über St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — Zwischen den beiden Feldherrn wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17ten früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zusammen über zweiunddreißigtausend Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesandt, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit all seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Braine la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von

Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst ward links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um zwei Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend, durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampfe eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, das Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen: der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf-Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heertheil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17ten an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18ten in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach, was noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ erhob sich, ließ sich

ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten: in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor: es gehe nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um zwei Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach vier Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen; sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in

den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Bellealliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau: vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben; erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren; und den Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischer Seits im Hauptquartier Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon frühmorgens die Gegend erkundet und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben unter Wellingtons voller Zustimmung an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheiles von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Ab-

rücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen sieben Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens, durch Müfflings Angaben förderſamſt geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit zwei Bataillons das Dorf Papelotte und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht; er sieht die Truppen Blüchers immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hat er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen die Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, gibt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehn zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt vierundzwanzig Stücke Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülows, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte; die meisten fallen; einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind

überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an diesem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz: wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wellington sollte nach fürerst höchstnöthiger kurzer Rast über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um eilf Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderm Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld und andrer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen

Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört, wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwer verwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit vierundzwanzig Stunden nach einer verlornen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor achtundvierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherrn haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt

euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.

Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher."

An Schwarzenberg schrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapart'sche Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern; die Anstrengung war zu groß. Blücher."

Am 19ten Vormittags erhub sich Blücher von seinem Lager und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, sowie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiederte. —

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen dreizehntausend Todte und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug siebentausend Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über dreißigtausend Todte und Verwundete, fünfzehntausend Gefangene, dreihundert Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte anfangs, bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19ten gegen Thielmann im Vortheil und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daselbst am 20sten von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte, seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims mit der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügel-

losigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Belleallianee nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend.

---

12. Das preußische Volk im Jahre 1813.

Von E. M. Arndt.

Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Uebermuth einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen, ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen; alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik, und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt, jede Feuereſſe war eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren; daß jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der brauchbarste war, daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle anderen Gefühle verschlang, alle anderen sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Laufbahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die hei-

lige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterland ewig theuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; sie hat bewiesen, daß sie verdiente, der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehren, wackere Stadt! die alten Sünden sind versühnt, die alten Unbilden sind vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk entstanden. —

So hat das preußische Volk sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt worden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und von der Katzbach — von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher, weder mit einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsere Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

Erzählungen, Sagen, Märchen.

1. Der Tod Hektors.

Von Gustav Schwab.

Immer näher kam Achilles geschritten, dem Kriegsgott an furchtbarer Herrlichkeit gleich; auf der rechten Schulter bebte entsetzlich seine Lanze aus Pelions Eschenholz, seine Erzwaffen schimmerten um ihn wie eine Feuersbrunst, oder wie die aufgehende Sonne. Als Hektor ihn sah, mußte er unwillkürlich zittern; er vermochte nicht mehr stille zu stehen: er wandte sich um, dem Thore

zu, und hinter ihm her flog der Pelide, wie ein Falk der Taube nachstürzt, die oft seitwärts schlüpft, während der Raubvogel grad andringt in seinem Fluge. So flüchtete Hektor längs der Mauer von Troja über den Fahrweg hinüber an den beiden sprudelnden Quellen des Skamander vorbei, der warmen und der kalten, immer weiter um die Mauer: ein Starker floh, aber ein Stärkerer folgte. Also kreisten sie dreimal um die Stadt des Priamus, und vom Olymp sahen alle ewigen Götter dem Schauspiele mit gespannter Aufmerksamkeit zu. „Erwägt es wohl, ihr Götter," sprach Jupiter; „die Stunde der Entscheidung ist gekommen; jetzt fragt es sich: soll Hektor dem Tode noch einmal entfliehen, oder soll er, wie tapfer er auch sein mag, fallen?" Da nahm Pallas Athene das Wort und sprach: „Vater, wo denkst du hin? Einen Sterblichen, der längst dem Verhängniß anheimgefallen ist, willst du vom Tod erlösen? Thu, was dir gut dünkt, aber hoffe nicht, daß die Götter deinen Rath billigen werden!" Jupiter nickte seiner Tochter Gewährung zu, und sie schwang sich wie ein Vogel von den Felsenhöhen des Olymp aufs Schlachtfeld hinab.

Hier floh Hektor noch immer vor seinem Verfolger, der ihn, wie ein Jagdhund den aus dem Lager aufgejagten Hirsch, bedrängte, und ihm, wie dieser seinem Wild, keinen Schlupfwinkel und keine Rast gönnte. Auch winkte Achilles seinem Volke zu, daß keiner sein Geschoß auf Hektorn werfen und ihm den Ruhm rauben sollte, der erste und einzige gewesen zu sein, der den furchtbarsten Feind der Griechen erlegte.

Als sie nun zum viertenmal auf ihrer Runde um die Mauer an die Quellen des Skamander gelangt waren, da erhub sich Jupiter auf dem Olymp, streckte die goldne Wage vor, und legte zwei Todeslose hinein, das eine für den Peliden, das andre für Hektor. Dann faßte er die Wage in der Mitte und wog: da sank Hektors Wagschale tief nach dem Hades zu und augenblicklich verließ Phöbus Apollo seine Seite. Zu Achilles aber trat Athene die Göttin und flüsterte ihm ins Ohr: „Steh' und erhole dich, während ich Jenem zurede, dich kühn zu bekämpfen." Achilles lehnte sich, der Göttin gehorchend, auf seinen eschenen Speer, sie aber, in der Gestalt des Deïphobus, trat ganz nahe zu Hektor und sprach zu ihm: „Ach, mein älterer Bruder, wie bedrängt dich der Pelide! Wohlan, laß uns Stand halten und ihn abwehren." Freudig aufblickend erwiederte Hektor: „Du warst immer mein trautester Bruder, Deïphobus, jetzt aber muß dich mein Innerstes nur um so mehr hochachten, daß du dich, sobald mich dein Auge wahrnahm, aus der Stadt gewagt hast, während die andern alle hinter der Mauer sitzen!" Athene winkte dem Helden zu und schritt ihm, die Lanze gehoben, voran, dem ausruhenden Achilles entgegen. Diesem rief Hektor zuerst zu: „Nicht länger entfliehe ich dir, Pelide: mein Herz treibt mich, dir fest entgegen zu stehen, daß ich dich tödte oder falle! Laß uns aber die Götter zu Zeugen eines Eidschwures nehmen: wenn mir Jupiter den Sieg verleiht, werde ich dich nimmermehr mißhandeln, sondern, nachdem ich dir deine Rüstung abgezogen, die Leiche deinen Volksgenossen zurückgeben. Ein Gleiches sollst du *mir* thun!"

„Nicht von Verträgen geplaudert!" erwiederte finster Achilles; „so wenig ein Hund zwischen Löwen und Menschen Freundschaft stiftet, so wenig zwischen Wölfen und Lämmern Eintracht besteht, so wenig wirst du mich mit dir befreunden. Einer von uns muß blutig zu Boden stürzen. Nimm deine Kunst zusammen, du mußt Lanzenschwinger und Fechter zugleich sein. Doch

du wirst mir nicht entrinnen, all' das Leid, das du den Meinigen mit der Lanze angethan hast, das büßest du mir jetzt auf einmal!" So schalt Achilles und schleuderte die Lanze: doch Hektor sank ins Knie und das Geschoß flog über ihn weg in die Erde; hier faßte es Athene und gab es dem Peliden, unbemerkt von Hektor, sogleich zurück. Mit zornigem Schwung entsandte nun Hektor auch seinen Speer, und dieser fehlte nicht, er traf mitten auf den Schild des Achilles, aber prallte auch davon ab; bestürzt sah sich Hektor nach seinem Bruder Deïphobus um, denn er hatte keine zweite Lanze zu versenden. Doch dieser war verschwunden. Da wurde Hektor inne, daß es Athene war, die ihn getäuscht hatte. Wohl sah er ein, daß das Schicksal ihn jetzt fassen würde; er dachte daher nur darauf, wie er nicht ruhmlos in den Staub sinken wollte, zog sein gewaltiges Schwert von der Hüfte und stürmte, das geschwungene in der Rechten, wie ein Adler einher, der auf einen geduckten Hasen oder ein Lämmlein aus der Luft herabschießt. Der Pelide wartete den Streich nicht ab, auch er drang unter dem Schilde vor; sein Helm nickte, die Mähne flatterte, und sternhell strahlte sein Speer, den er grimmig in seiner Rechten schwenkte. Sein Auge durchspähte den Leib Hektors, forschend, wo etwa eine Wunde haften könnte. Da fand er alles blank von der geraubten Rüstung umhüllt: nur wo Achsel und Hals das Schlüsselbein verbindet, erschien die Kehle, die gefährlichste Stelle des Lebens am Leib, ein weniges entblößt. Dorthin lenkte Achilles schnell besonnen seinen Stoß und durchstach ihm den Hals so mächtig, daß die Lanzenspitze zum Genick herausdrang. Doch durchschnitt ihm der Speer die Gurgel nicht so, daß der Verwundete nicht noch reden konnte, obgleich er in den Staub sank, während Achilles laut frohlockte und den Leichnam Hunden und Vögeln preiszugeben drohte. Da begann der liegende Hektor, schon schwächer athmend, zu flehen: „Ich beschwöre dich bei deinem Leben, Achilles, bei deinen Knieen, bei deinen Eltern, laß mich bei den Schiffen der Danaer nicht die Hunde zerreißen! Nimm Erz und Gold, so viel du willst, zum Geschenk, und entsende dafür meinen Leib nach Troja, daß Männer und Frauen dort ihm die Ehre des Scheiterhaufens zu Theil werden lassen."

Aber Achilles schüttelte sein fürchterliches Haupt und sprach: „Beschwöre mich nicht bei meinen Knieen und meinen Eltern, du Mörder meines Freundes! Niemand sei, der dir die Hunde verscheuche von deinem Haupt, und wenn mir deine Landsleute zwanzigfältige Sühnung darwögen und noch mehr verhießen. Ja, wenn dich Priamus mir selbst mit Gold aufwägen wollte!" — „Ich kenne dich," stöhnte Hektor sterbend, „ich ahnete, daß du nicht zu erweichen sein würdest; dein Herz ist eisern! Aber denk' an mich, wenn die Götter mich rächen, und am hohen, skäischen Thore du vom Geschosse Phöbus Apollos getroffen im Staube endest, wie jetzt ich!" Mit dieser Weissagung verließ Hektors Seele den Leib und flog zum Hades hinunter. Achilles aber rief der fliehenden nach: „Stirb du; mein Loos empfang' ich, wann Jupiter und die Götter wollen!" So sprach er und zog den Speer aus dem Leichnam, legte ihn bei Seite und zog die eigene blutige Rüstung von den Schultern des Gemordeten.

Nun kamen aus dem griechischen Heere viel Streiter herbeigelaufen und betrachteten bewundernd den Wuchs und die hohe Bildung des Todten, und mancher sprach, ihn anrührend: „Wunderbar, wie viel sanfter ist doch der Mann nun zu betasten, als da er den Feuerbrand in unsere Schiffe schleu-

derte!" Jetzt stellte sich Achilles mitten unter das Volk und sprach: „Freunde und Helden! Nachdem die Götter mir verliehen haben, diesen Mann hier zu bändigen, der uns mehr Böses gethan hat, als alle andern zusammen, so laßt uns in unserer Rüstung die Stadt ein wenig auskundschaften, um zu erforschen, ob sie uns wohl die Burg räumen werden, oder ob sie es wagen, uns auch ohne Hektor Widerstand zu leisten. Aber was rede ich? Liegt nicht mein Freund Patroklus noch unbestattet bei den Schiffen? Darum stimmet den Siegsgesang an, ihr Männer, und laßt uns vor allen Dingen meinem Freunde das Sühnopfer bringen, das ich ihm geschlachtet habe!"

Mit solchen Worten wandte sich der Grausame dem Leichnam aufs neue zu, durchbohrte ihm an beiden Füßen die Sehnen zwischen Knöchel und Ferse, durchzog sie mit Riemen von Stierhaut, band sie am Wagensitze fest, schwang sich in den Wagen und trieb seine Rosse mit der Geißel den Schiffen zu, den Leichnam nachschleppend. Staubgewölk umwallte den Geschleiften, sein jüngst noch so liebliches Haupt zog mit zerrüttetem Haar eine breite Furche durch den Sand. Von der Mauer herab erblickte seine Mutter Hekuba das grauenvolle Schauspiel, warf den Schleier ihres Hauptes weit von sich und sah jammernd ihrem Sohne nach. Auch der König Priamus weinte und jammerte. Geheul und Angstruf der Trojaner und der fremden Völker hallte durch die ganze Stadt. Kaum ließ sich der alte König abhalten, selbst in seinem zornigen Schmerz zum skäischen Thore hinaus zu stürmen und dem Mörder seines Sohnes nachzueilen. Er warf sich zu Boden und rief: „Hektor, Hektor! Alle andern Söhne, die mir mein Feind erschlug, vergesse ich über dir: o wärest du doch nur in meinen Armen gestorben!"

Andromache, Hektors Gemahlin, hatte von dem ganzen Jammer noch nichts vernommen, ja ihr war nicht einmal ein Bote gekommen, der gemeldet hätte, daß ihr Gatte sich noch draußen vor den Thoren befinde. Ruhig saß sie in einem der Gemächer des Palastes und durchwirkte ein schönes Purpurgewand mit bunter Stickerei. Und eben rief sie einer der Dienerinnen, einen großen Dreifuß ans Feuer zu stellen, um ihrem Gemahl ein wärmendes Bad vorzubereiten, wenn er aus der Feldschlacht käme. Da vernahm sie vom Thurme her Geheul und Jammergeschrei. Finstre Ahnung im Herzen rief sie: „Weh mir, ihr Mägde, ich fürchte, Achilles habe meinen muthigen Gatten allein von der Stadt abgeschnitten und bedrohe seine Kühnheit, die ihn niemals im Haufen weilen läßt! Folget euer zwei mir, daß wir schauen, was es gibt!" Mit pochendem Herzen durchstürmte sie den Palast, eilte auf den Thurm und sah herab über die Mauer, wie die Rosse des Peliden den Leichnam ihres Gatten, erbarmungslos an den Wagen des Siegers gebunden, durchs Gefilde schleppten. Andromache sank rückwärts in die Arme ihrer Schwäger und Schwägerinnen in tiefe Ohnmacht und der köstliche Haarschmuck, das Band, die Haube, die schöne Binde, das Hochzeitgeschenk Aphrodite's, flogen weit weg von ihrem Haupte. Als sie endlich wieder aufzuathmen anfing, begann sie mit gebrochener Klage schluchzend vor Trojas Frauen: „Hektor! wehe mir Armen! du, elend wie ich, zu Elend geboren, wie ich! In Schmerz und Jammer verlassen, sitze ich nun im Hause, eine Wittwe mit unserem unmündigen Kinde, das, des Vaters beraubt, die Augen gesenkt, mit immer bethränten Wimpern aufwächst! Betteln wird es müssen bei den Freunden des Vaters, und bald den am Rock, bald den am Aermel zupfen, daß er ihm das Schälchen reiche und zu nippen gebe! Manchmal auch wird ein Kind blü-

hender Eltern es vom Schmause verstoßen und sagen: trolle dich, dein Vater ist ja nicht beim Gastmahl! dann flüchtet es sich weinend zu der Mutter, die keinen Gatten hat. Der aber wird die Hunde sättigen und die Würmer werden den Ueberrest verzehren. Was helfen mir nun die schmucken, zierlichen Gewande in den Kästen? Der Flamme will ich sie alle übergeben: was frommen sie mir? Hektor wird nicht mehr auf ihnen ruhen, nicht mehr in ihnen prangen!" So sprach sie weinend und wehklagend, und ringsumher seufzten die Trojanerinnen.

---

2. Der lustige Koch.

Von Justinus Kerner.

Als ich so stand und ins Thal hinabsah, sah ich am Fuße des Berges einen Postwagen vorüberfahren. Ich war bald entschlossen, meine Reise mit ihm fortzusetzen. Ich eilte, meinen Reisebündel zu holen, in die Zelle des Geistlichen, verabschiedete mich von ihm und erreichte den Wagen noch unweit des Berges. Der Wagen ging gar langsam, auch war hinten ein hinkendes Pferd angeknüpft, das an ihm rückwärts zog. Ich erkannte in diesem Pferde den ledernen Rappen des bewußten Professors, als ich den Professor selbst im Wagen erblickte.

Der Professor hatte das Kinn mit seinem Stocke unterstützt und saß neben einer Maschine, die ich alsbald für den Bronnenmacher von Grasburg erkannte.

Noch saß in dem Wagen ein lustiger Koch, den ein fremder Graf in Dienste genommen und der nun an den Ort seiner Bestimmung reiste. Der Tag war recht heiß gewesen, der Postwagen kam in einem langsamen Zuge von Grasburg hergeschlichen und der Bronnenmacher, wie der Professor, klagten gar lamentabel über Durst und Hunger.

Der Koch hing von Zeit zu Zeit, wegen des Mücken- und Sonnenstiches, wie er vorgab, ein Tuch über sein Gesicht, ich bemerkte aber gar wohl, wie er da jedesmal eine Hühner- oder Fasanenkeule unter dem Tuche zum Munde brachte, deren Geruch dem Professor und dem Bronnenmacher gar ärgerlich in die Nase stach.

Dies bemerkte der Koch wohl, war aber ein lustiger Kerl, weswegen er auch also sprach: Eine Krebssuppe wäre jetzt nicht übel! —

Hum! — schmunzelte der Bronnenmacher.

Ja! wenn ich jetzt eine Tafel zu besorgen hätte, so würde ich gewiß mit einer Krebssuppe den Anfang machen, und die müßte dann eine solche saft- und kraftvolle Brühe haben, daß die Krebse, von ihr gestärkt, wieder lebendig würden und vor Entzücken mit den Schwänzen wedelten, auch allerlei humoristische Stellungen machten, welches gewiß wunderlich anzusehen wäre.

Auf diese Krebssuppe müßte dann nothwendig Rindfleisch mit Sardellensauce folgen. —

Hum! schmunzelte der Professor.

O! das ist vortrefflich! meine Herren greifen sie nur keck zu, hier ist auch eine Zitrone zum Ausdrücken darauf!

Der Bronnenmacher und der Professor streckten die dürren Zungen bei diesen Worten heraus und ließen sie so hängen. —

Aber hier diese Fleischpastete!

Hum! machte der Bronnenmacher, indem er sich auf die Zunge biß.

Herr Professor, nehmen sie den Deckel keck herab!

Der Professor lächelte konvulsivisch.

Da sehen sie in der gewürzreichsten Sauce zwei wohl appretirte Hähne, die krähen vor Entzücken, daß sie so wohl schmecken, und schlagen mit den Flügeln an den Magen, der mit gebratenen Kastanien gefüllt ist.

Der Bronnenmacher strich sich mit der Hand über den Bauch.

Ich muß selbst gestehen, sprach der Koch weiter, sie schmecken auch ganz vortrefflich! Greifen sie doch zu. Hier das Pfannenschnitzchen, das muß ganz excellent sein, so appetitlich weiß mit einem braunen Rande, wie Butter. Nein! drücken Sie doch einige Tropfen von dieser saftigen Zitrone darauf! —

Nun kann ich's nicht mehr aushalten, schrie der Professor, und biß dem Bronnenmacher in die fette Backe.

Der Bronnenmacher that einen lamentablen Schrei.

Ruhig, sprach der Koch, sonst werft ihr die Schüssel mit Kraut um: hu! das geht noch über alles! Mit den gewürzreichsten Nürnberger Bratwürsten ist es garnirt. Jetzt stech ich mit der Gabel in eine derselben, und die duftreichste Brühe spritzt wie ein Springbrunnen hintennach, — und dann ein Glas alten Steinwein darauf, der Teufel! —

Meuchelmörder! sprach der Professor und bog das matte Haupt.

Ach! sprach ich, der arme Mann, der erst vor ein paar Tagen von einem wüthenden Hunde gebissen wurde!

Wie? schrie der Bronnenmacher — von einem wüthenden Hunde?

Ja! seufzte der Professor, es hat aber wohl nichts zu bedeuten, die Sache ist noch im Zweifel, und hat der Chirurgus mir indeß die Nase mit einem Blasenpflaster belegt.

So! sprach der Bronnenmacher, darum habt ihr mich gebissen! O ich unglückseliger Mann! so werden alle die schrecklichen Träume noch wahr! Wißt! Nacht für Nacht träumt es mir schon ein halb Jahr, ich sei ein Hund und nage vor einem Wirthshause die herausgeworfenen Knochen ab, worauf ich stets mit dem schrecklichsten Hunger erwache. Dies deutet auf nichts anderes, als auf Hundswuth.

Das glaub ich auch, sprach der Koch leis zum Bronnenmacher, der Herr Professor kommen mir überhaupt schon längst nicht ganz richtig vor, die Augen — — — ich weiß nicht — — —

Schweigt! sprach der Bronnenmacher leis zu ihm, ich bin so immer mit derlei Melancholie behaftet.

Der Professor schneuzte sich, der Bronnenmacher fuhr zusammen, vermeinend, der Professor habe gebellt.

Der Professor erschrak ob dem Hinwegfahren des Bronnenmachers, und sprach: Wie? seht ihr mir etwas an? um Gotteswillen! sprecht!

Der Bronnenmacher konnte kein Wort hervorbringen, er bewegte sich konvulsivisch und fing zu bellen an.

Der Professor gerieth ganz außer sich vor Schrecken, er wollte aus dem Wagen; znm Glücke fuhren wir gerade in das Städtchen Hundsschnauzen ein; da hielt der Postwagen vor dem Wirthshause zum grünen Recensenten, um den Pferden trocknes Brod zu geben. —

Der Professor und der Bronnenmacher schlichen sich ganz stille in eins der

oberen Zimmer, und bestellten zwei Schinken und mehrere Bouteillen Wein.

Der Koch aber war boshaft genug, alsbald vor allen Anwesenden in der untern Wirthsstube zu erzählen: wie die zwei Herrn da oben von einem wüthenden Hunde gebissen worden, und wie man sich in der That ein wenig vor ihnen in acht zu nehmen habe; besonders vor dem Bronnenmacher, der eigentlich so dürr, ja noch dürrer von Natur als der Professor sei, der aber durch den Hundsbiß bereits auf das Allerschrecklichste angeschwollen.

Da ward alsbald das ganze Haus voll Schrecken. Vergebens schrie der Professor um Fleisch; Niemand getraute sich in das Zimmer.

Mein Hunger ist rasend, meine Geduld ist aus! schrie jetzt der Bronnenmacher, indem er, wie eine Bombe aus dem Kessel, schnaubend aus dem obern Erker herabfuhr, der Professor folgte ihm als ein schmaler feuriger Schweif.

Alles floh, was außer der Wirthsstube, in dieselbe, alle Thüren wurden versperrt, zwei Kinder, die sich nicht schnell genug in die Wirthsstube retten konnten, schrieen ganz lamentabel im Vorhof.

Die Nachbarn sprangen herbei. Der Koch rief ihnen durch das Fenster zu: Ihr lieben Leute, sperrt eilends die Thüren des Wirthshauses, sonst wird das ganze Dorf gebissen.

Der Koch, der Condukteur, die Postknechte, die Wirthsleute und ich befanden uns in der untern Wirthsstube. Der Koch recognoscirte durch das Schlüsselloch und machte alles noch ärger. Jetzt, sprach er, zerbeißt der Bronnenmacher das Schloß der Thüre; ich seh's, er zischt, der Schaum steht ihm vor dem Maule. Himmel! welche Augen er macht! Der Professor dreht den Kopf hin und her, und hat sich in des Bronnenmachers Waden verbissen! Jetzt — weh, rennt der Bronnenmacher mit dem Kopf gegen die Thüre, wie ein Mauerbrecher — weh!

Da sprang alles zurück, der Bronnenmacher schlug fluchend an die Thüre.

Rette sich, wer noch zu leben Lust hat, schrie der Koch, und sprang zum niedern Fenster der Wirthsstube mit den zwei Schinken hinaus.

Der Condukteur, die Postknechte und ich folgten ihm nach.

Die Postknechte warfen sich auf die Pferde, wir in den Wagen, und pfeilschnell flogen wir von dannen. —

Der Koch konnte sich seines Spuks nicht satt genug freuen, er erzählte, wie absprechend der Professor, noch eh' ich zu dem Postwagen stieß, gegen ihn gewesen, auch wie der Bronnenmacher sich über seine lange Nase lustig zu machen gesucht hätte. —

---

3. Kriemhilde's Rache.

Von A. F. C. Vilmar.

Es beginnt nun die Zeit der Rache, und wir treten hiermit in den zweiten Theil unseres Liedes über. Dreizehn Jahr hat, wie gesagt, Kriemhild um Sigfrid getrauert; da stirbt im fernen Ungarlande, dazumal im Heunen- oder Hunnenlande, Frau Helche, die bereits sagenberühmte Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel, die Mutter zweier jungen Helden, die schon vor der Mutter in Dietrichs von Bern Begleitung in der furchtbaren Schlacht bei Ravenna gefallen sind. Etzel will sich aufs neue vermählen: Sigfrids Wittwe, Kriemhild

von Burgundenland, wird ihm vorgeschlagen. Nach einigen Zweifeln, ob er wohl thue, einer Christin sich zu vermählen, beschließt er die Werbung auf den Rath seines getreuesten Dieners, des Markgrafen Rüdiger von Bechlarn.

Dieser übernimmt es selbst, die Werbung am Hofe der Burgunden anzubringen, und zieht von der Etzelnburg westwärts nach Bechlarn in Oesterreich, seiner Heimath, wo er von der treuen Gattin Gotelinde und der blühenden Tochter freudig empfangen wird. Als er seiner Gemahlin Gotelinde den Zweck seines Kommens und Weiterziehens erzählt, wird diese, wenn auch der Ankunft und ehrenvollen Botschaft ihres Gatten froh, doch wehmüthig bewegt von dem Andenken an die liebe gestorbene freundliche Herrin Helche, an deren Stelle eine andere treten soll. — Rüdiger zieht weiter und langt zu Worms an, unbekannt den Königen und ihrem Gefolge; nur Hagen ruft überrascht: „ich habe gar lange Rüdigern nicht gesehn; aber die Haltung dieser Boten ist so, daß ich nur glauben kann, Rüdiger aus dem Heunenlande müsse es selbst sein, der kühne und hehre Degen." Wie sollte, fragt der König verwundert, der Held von Bechlarn hierher an den Rhein kommen? Aber in dem Augenblicke hat Hagen den alten Freund erkannt, mit dem er einst, wie mit Walter vom Wasichenstein, in seiner Jugend an Etzels Hofe zusammen gewesen ist, und es folgt große Freude des Wiedersehens, gastlicher Empfang, und von Rüdigers Seite stattliche Werbung. Der König mit seinen Brüdern ist nicht abgeneigt, auf dieselbe einzugehen; nur Hagen widerräth es: „Ihr kennt Etzeln nicht; kenntet ihr ihn, wie ich, ihr würdet die Werbung abschlagen, wenn auch Kriemhild sie annähme; es kann euch zu großen Sorgen gedeihen." „Freund Hagen," entgegnet Gunther, „jetzt kannst du noch Treue beweisen; mache durch deine gütliche Zustimmung zu Kriemhilds jetzigem Glück das Leid wieder gut, das du ihr gethan hast." Aber Hagen bleibt unbeweglich: „Trägt Kriemhild Helchen Krone, so werdet ihr sehen, daß sie uns allen viel Leid thut, so viel sie kann. Helden ziemt es, das Leid zu vermeiden." So breiten sich die schwarzen Fittige der Ahnung neuen, schrecklichen Unheils, welches aus dem ersten Unheil sich entwickelt, abermals aus über unser Lied, und diese dunkle Ahnung, dieses Grauen wird uns nicht eher verlassen, als bis es im Entsetzen vollendet ist. Aber in die Herzen der Burgundenkönige gelangt diese Ahnung des Verderbens nicht; nur der, welcher den Mord vollbracht hat, dem jetzt die Rache folgen soll, nur Hagen ist der Träger der finstern Ahnung, und bleibt es bis fast an das Ende. Die Brüder glauben, Hagen gönne der Schwester keine Freude, und lassen ihr die Werbung vortragen. Kriemhild weigert sich; „da sprach," so erzählt das Lied, „die Jammersreiche: euch soll Gott verbieten, daß ihr an mir Armen euern Spott übt. Was soll ich einem Mann, der von einem guten Weibe schon Herzenliebe gewonnen hat?" Doch läßt sie sich überreden, Rüdiger zu sehen; aber nachdem sie darin eingewilligt, beginnt auch wieder das herzdurchschneidende Klagen um den Unvergeßlichen, den Mörders Hand ihr geraubt hat. — Rüdiger erscheint des andern Tages und bringt seine Werbung vor. Aber Kriemhild antwortet: „Markgraf Rüdiger, wer meinen scharfen Schmerz erkannt hat, der wird mich nicht bitten, abermals einen Mann zu lieben; ich verlor mehr an dem Einen, als eine Frau jemals gewinnen kann." Auf Zureden des weisen und der Rede kundigen Rüdiger verlangt sie Bedenkzeit bis morgen. Unterdeß reden ihre Brüder Giselher und Gernot ihr zu: „Wenn einer dein Leid wenden kann, so ist es Etzel; von der Rhone bis zum Rheine, von der

Elbe bis zum Meer ist kein König gewaltig wie er; du magst dich freuen, daß er dich zur Theilhaberin an seiner glänzenden Herrschaft erwählen will." „Klagen und weinen," antwortet dagegen Kriemhild, „ziemt mir besser, als königliche Herrlichkeit; ich kann nicht mehr zu Hofe stehen, wie es einer Königin ziemt; war ich einst schön, längst ist die Schönheit verschwunden." Gedankenvoll und mit nicht trocknenden Augen liegt Kriemhild auf ihrem Bette, bis der Tag nahet. Da erscheint Rüdiger, um die entscheidende Antwort einzuholen, aber alles erneuete Bitten des edlen Markgrafen vermag sie nicht zu bewegen, bis ihr Rüdiger unter vier Augen verheißt: „und hättet ihr im Hunnenlande niemand als mich, meine getreue Mage und Mannen, es soll jeder, der euch ein Leides thut, es durch unsere Hand schwer entgelten." Da erhebt sich die Leidmüthige, plötzlich auflebend in Gedanken der Rache: „so schwört mir einen Eid, daß, es mag mir jemand zufügen, was es sei, ihr der Nächste sein wollt, der mein Leid räche." Und Rüdiger schwört den Eid. Welche blutige Gedanken in dem zerrissenen Herzen der Unglücklichen lauern, das weiß der Arglose nicht; er weiß es nicht, daß er mit diesem Eide seinem lieben Kinde unauslöschliches Herzeleid, seinen Mannen allesammt den Untergang und sich selbst einen zwiefachen Tod geschworen hat. — Da reicht Kriemhild ihm die Hand der Zusage, und in Kurzem zieht sie mit Rüdiger dahin den weiten Weg nach dem fernen Osten in das fremde Heunenland. Ihre Brüder geben ihr das Geleite bis an die Donaustadt Veringen; dann zieht sie in Rüdigers Geleit, losgetrennt von der Heimath und von der lieben Mutter, losgetrennt von Brüdern und Verwandten, aber nicht losgetrennt von der Erinnerung an das in der Heimath unter Brüdern und Magen Erlebte, vereinsamt weiter über die Ens, über Ewerdingen und Ens nach Burg Bechlarn an der Donau, wo sie von Frau Gotelind liebreich als ihre neue Herrin empfangen wird.

Doch Heimath wurde ihr die Fremde niemals. Sieben Jahr sitzt sie mit Etzel unter der Krone des Hunnenlandes, da genest sie eines Sohnes, der in der Taufe Ortlieb genannt wird, und nochmals verstreichen sechs Jahre, so daß sechsundzwanzig Jahre dahingegangen sind, seitdem Sigfrid am Lindenbrunnen im Odenwald gefallen ist — da kommt die Zeit der Rache.

Lange Jahre bin ich — so spricht sie einst zu Etzel — lange Jahre bin ich nun hier in der Fremde, und noch hat mich von meinen hohen Magen niemand hier besucht; noch länger darf ich die Entfernung von meinen Verwandten nicht ertragen, denn schon sagen sie hier, da niemand der Meinigen mich aufsucht, ich sei eine Flüchtlingin und Verbannte, ohne Verwandte und Heimath. Etzel ist bereit, zu einem Wiedersehen mit ihren Brüdern, Magen und Mannen ihr behülflich zu sein, und sie bittet ihn, ihre Brüder in Worms zu einem Feste laden zu wollen. Der König sendet ungesäumt die sagenden und gesangeskundigen Helden seines Hofes, Werbel und Swemlin, als Boten nach Worms, um die Burgundenkönige mit ihrem Mannengefolge zu den nächsten Sonnewenden nach Ungarn auf die Etzelnburg einzuladen. Kriemhild befiehlt ihm noch besonders, ja darauf zu dringen, daß alle ihre Verwandten kommen sollten.

Als die Boten zu Worms anlangen, herrscht doch siebentägiges Bedenken, ob die Einladung soll angenommen werden. Nur Hagen widersetzt sich der Annahme ernstlich: „Ihr habt euch selbst Feindschaft angekündigt; ihr wißt doch, was wir Kriemhilden gethan haben, daß ich mit meiner Hand ihr ihren

Mann erschlug. Wie dürfen wir es wagen, in Etzels Land zu reisen? Dort verlieren wir Ehre und Leben — von langer Rache ist König Etzels Weib." Aber die Warnung, der sich noch einer der Helden, Rumold, anschließt, wird überhört. „Fürchtet ihr den Tod im Heunenlande, Hagen, so wollen wir doch dahin ziehen," sagt Gernot, und Hagen räth nun, wenigstens nicht unbewehrt die Fahrt zu unternehmen. So werden denn alle Dienstmannen im Burgundenlande aufgeboten. Fröhlich ziehen sie von allen Seiten heran, nicht ahnend, welchem grimmen Tode sie entgegengehn, unter ihnen auch ein Held, der von nun an in den Vordergrund tritt, der kühne fröhliche Volker von Alzei, ein Spielmann, der des Saitenspieles mit Bogen und Fidel und des Gesanges kundig ist; außer ihm auch Dankwart, des grimmen Hagen Bruder. — Die Boten Etzels ziehen wieder zurück in das Heunenland, und verkündigen das Gelingen ihrer Sendung; Kriemhild in der schrecklichen Freude des endlich erreichten Zieles redet Etzeln an: „Wie gefällt euch diese Nachricht, lieber Herr? Was ich je und je begehrt habe, das soll nun vollendet werden." „Dein Wille ist meiner," antwortet Etzel; „ich habe mich über die Ankunft meiner eigenen Verwandten nie so gefreut, wie über die der deinigen."

Noch einmal regt sich am Burgundenhofe die dunkle Ahnung der entsetzlichen, so nahe bevorstehenden Zukunft. Noch lebt die altersgraue Mutter der Burgundenkönige, noch lebt Kriemhildens Mutter, Ute; und ihr träumt, als eben zur Abreise gerüstet wird, alles Gevögel im Lande liege todt auf Feld und Haide. Fast wird Hagen wieder wankend; er hätte noch einmal die Fahrt widerrathen, aber Gernot höhnt ihn: „Hagen denkt an Sigfrid, darum will er die Fahrt nach dem Heunenlande unterlassen." „Durch Furcht werde ich zu nichts bewogen," sagt Hagen, „gebietet ihr die Reise, so greifen wir zu, und willig reite ich mit euch in Etzels Land."

Die Fahrt wird angetreten, den Main hinauf durch Ostfranken und dann nach der Donau hinab, unter dem Geleite Hagens, der der Völkerstraße kundig ist.

Nach einem, hauptsächlich von Dankwart bestandenen Kampfe mit dem Baierfürsten Gelfrat, durch dessen Land sie ziehen, gelangen sie an die Marken Rüdigers von Bechlarn, der das große Heer der Burgundenkönige mit ihren dreitausend Vasallen und neuntausend Knechten mit fürstlicher Gastfreiheit aufnimmt und fast eine Woche lang zu Bechlarn köstlich bewirthet. Es geschieht wohl sonst auch im Leben, daß ehe schweres Leid über uns hereinbricht, ehe der Tod durch den Familienkreis hindurchschreitet und die Stätten der Freude und Liebe auf immer verödet, noch kurz vorher zum letztenmal die heiterste Freude und innigste Liebe einen solchen Kreis enger und traulicher als jemals zusammenschließt. Ein solches Lebensbild stellt uns auch unser Lied mit tiefem, deutschem Heimathsgefühl und Familiensinn in dem Aufenthalte der Burgunden bei dem treuen, offenen, edlen Rüdiger, bei dessen Gemahlin, der milden Gotelinde, und der in holder Schönheit erblühenden Tochter des hohen Elternpaares dar, kurz, ja unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Untergangs aller derer, die in Bechlarn in Friede und Freude versammelt sind. — Mit dem deutschen Kusse empfangen Hausfrau und Tochter die lieben Gäste, des Hausherrn alte Freunde, ihrer Königin Brüder und Verwandte, und in kindlicher Unschuld geht das holde Mägdlein an der Reihe der Helden herab, ihnen den Kuß des Willkommens darzubringen — doch als sie an Hagen gelangt, schaudert sie zusammen vor den grausigen Zügen, und

nur auf Zureden des Vaters reicht sie ihm die erbleichende Wange dar. — Heiterkeit herrscht an der fröhlichen Tafel, an welcher die schöne, edle Hausfrau selbst waltet, fröhliche Lust in den Stunden des Nachmittags, in welchen die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen wieder erscheint, und den edeln Volker von Alzei zu lieblichem Saitenspiel und ergötzlichen Scherzliedern begeistert. Den Gipfel der Freude erreicht das trauliche Zusammenleben, als die Burgunden-Mannen um die liebliche Tochter Rüdigers für den jüngsten ihrer Könige, Giselher, werben, und die Verlobung des schönen, jugendlichen Paares unter allgemeiner, freudiger Zustimmung zu Stande kommt. Bei der Rückkehr der Burgunden will ihnen der Vater sein liebes Kind mitgeben an den Rhein. Noch einmal läßt Volker die süßen Töne seines Saitenspiels erklingen und singt seine ernsten und fröhlichen Lieder, die aller Herzen bewegen — da naht die Stunde des Scheidens; zum Zeichen der innigen Verbindung und lebenslänglicher Heldenfreundschaft schenkt Rüdiger an Gernot das Schwert, die treue, liebe Waffe, die er in manchem Streit, in manchem Sturm geführt. Seitdem führte sie Gernot, und der letzte Schlag, den sie that, fiel tödtlich auf des milden Rüdigers eigenes edles Haupt, geführt von Gernots Hand! Hagen erhält von Frau Gotelind den Schild zum Angedenken, den ihr Vater Nodung geführt, und der als ein theures Vermächtniß des früh Gefallenen in die Waffenhalle Rüdigers gehangen hat. Die Heldenschaaren ziehen dahin nach dem Heunenlande, dem unabwendbaren Verhängniß entgegen.

Jetzt wird auch an das Hoflager des Hunnenkönigs die Nachricht von der Ankunft des Burgundenheeres gebracht; Etzel und Kriemhild treten an das Fenster, um die Schaaren einziehen zu sehen: da erscheinen in der Ferne die wohlbekannten burgundischen Wappenschilde und Adlerhelme; „das sind meine Verwandten," ruft Kriemhild, „wer mir nun will hold sein, der denke meines Leides." Die Heunen drängen sich in Haufen herbei, herbei um Einen zu sehen in der ganzen Schaar: den grimmen Hagen von Tronei, der Sigfrid von Niederland erschlagen, den stärksten aller Recken, Frau Kriemhilds ersten Mann. Da reitet er ein auf hohem Rosse, der finstere, furchtbare Held, lang gewachsen und mit seinen dunkeln Zornesaugen die Andern weit überschauend, wie Eisen fest an Brust und Schultern, grau gemischten Haares und entsetzlicher Gesichtszüge. Hagen sitzt ab und tritt zu Dietrich, der ihn auch hier bewillkommnet. Da fragt der Hunnenkönig aus dem Fenster: „wer ist der gewaltige Held, der dort bei Dietrich steht?" Und ein alter Burgunde, der mit Kriemhild in das Land gekommen, antwortet: „Der ist von Tronei geboren, Aldrian war sein Vater; jetzt ist er freundlich mild bei Dietrich, aber er ist ein Mann des grimmesten Muthes." Und der König erinnert sich längst vergangener Zeiten, da Aldrian noch an seinem Hofe gewesen, und Hagen und Walther vom Waschenstein als junge Helden mit ihm, damals selbst noch ein Jüngling, fröhliche Ritterspiele geübt. — Den fröhlichen Jugendspielen sollte im Alter der blutigste Todesernst folgen.

Das Heer des niedern Adels mit den Knechten wird in einer Herberge untergebracht und Dankwarts Hut und Befehlen anvertraut; der übrige hohe Adel geht mit den Königen zu Hofe nach dem Palast des Hunnenbeherrschers. In dem Gedränge im innern Hofe der Burg findet Hagen Volker, den er aus dem Gesicht verloren, und in dem Bewußtsein, daß es jetzt zum schlimmen Ende gehe, schließen sich die beiden kühnsten Helden des Burgunden-

heeres eng an einander zum Todesbunde; vor einem der Hofgebäude setzen sie sich auf eine Steinbank, und umher stehen die Hunnenmänner, die Gewaltigen in ehrerbietigem Schweigen staunensvoll betrachtend. Auch Kriemhild sieht aus dem Fenster ihren Todfeind, ihr so nahe, dort sitzen; da bricht sie aus in zornige Thränen, und auf die Frage ihrer Umgebung, was sie bewege, ruft sie flehentlich ihre Getreuen um Rache an für das grimme Leid, was sie von Hagen erduldet. Sechszig Mann waffnen sich, um Hagen und Volker zu erschlagen, und an der Spitze dieser Schaar steigt Kriemhild selbst, die Königskrone auf ihrem Haupte, in den Hof hinab, um aus Hagens eigenem Munde das Geständniß seiner Mordthat zum Zeugniß für ihr Gefolge zu entlocken: „ich weiß," sagt sie, „er ist so übermüthig, er läugnet mir es nicht; so liegt mir auch nichts daran, was ihm dafür geschehen mag." Volker macht Hagen auf die von der Treppe herabkommende gewaffnete Schaar aufmerksam, und dieser entgegnet, in zornigem Kampfesmuthe entbrennend: „Ich weiß wohl, daß dies alles mir allein gilt, doch vor denen da reite ich noch unversehrt wieder in Burgunden Land. Aber Volker, sagt mir, ob ihr in dem heißen Streite wollt bei mir stehen in treuer Liebe, wie ich euch niemals verlassen werde?" „So lange ich lebe," ist Volkers Antwort, „und wenn alle Heunenrecken gegen uns anstürmen, ich weiche von euch, Hagen, nicht einen Fuß breit." „Nun lohn euch Gott vom Himmel, edler Volker, was bedarf ich nun noch mehr? Sie mögen herankommen, die gewaffneten Recken," sagt Hagen, „und dieser treue Freundesbund zwischen Volker und Hagen, der sich nun durch den ganzen folgenden Todeskampf hinzieht, gießt in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung aus mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst fast zu ungeheuer erscheinen würde. In dem Augenblicke schon tritt Kriemhild an das furchtbare Heldenpaar heran. Volker erinnert daran, vor der Königin aufzustehen, aber Hagen bleibt in ruhigem Trotze sitzen, damit man nicht glaube, er fürchte sich. Doch mit dieser übermüthigen Verhöhnung der Sitte verbindet der grimmige Mann einen zweiten, weit grausamern Hohn. Quer über seine Knie legt er, eben als Kriemhild an ihn herantritt, ein leuchtendes Schwert, an dessen Knopfe ein Jaspis glänzte, grüner als das Gras. Es war Sigfrids Schwert, der sagenberühmte Balmung, den Kriemhild sofort erkannte — es war ja das goldene Gehänge, die rothgewirkte Scheide, die sie so oft an ihres Sigfrids Seite gesehen hatte. — Schmerzlicher war ihr Leid in sechsundzwanzig Jahren nicht erwacht, als jetzt, und grausam wurde die Lebenswunde durch eben den aufgerissen, der sie einst geschlagen. Dicht vor die Füße der trotzig sitzenbleibenden Helden tritt Kriemhild und bietet ihnen feindlichen Gruß. „Wer hat nach euch gesandt, Herr Hagen, daß ihr euch getrauetet, hierher zu reiten? Ihr wißt doch, was ihr mir gethan?" „Nach mir," entgegnete Hagen, „hat niemand gesandt; drei Könige hat man hierher geladen, sie sind meine Herren, ich ihr Mann; wo sie sind, bin auch ich." „Ihr wißt doch," fährt Kriemhild fort, „warum ich euch hasse? Ihr habt Sigfrid erschlagen, und darum habe ich zu weinen bis an mein Ende." „Wozu noch länger das Gerede?" fährt der grimme Hagen auf; „ja, ich Hagen, ich erschlug Sigfrid den Helden, darum, daß Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Räche es nun, wer da will, ich stehe deß Rede, daß ich euch viel Leides gethan."

So war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt, aber nicht sofort sollte er ausbrechen. Die große Zahl der Heunen, die um Kriemhild stehen,

wagt es nicht, die beiden deutschen Helden, die vor ihnen da sitzen, anzugreifen: der grimme Hagen mit dem Sigfridsschwerte und der kühne Spielmann Volker mit dem Schwerdtfidelbogen, der auf der Steinbank neben ihm liegt, flößen ihnen Grausen und Entsetzen ein. Ruhig erheben sich beide, nachdem sie bemerkt, daß niemand sich getrauet, sie zu bestehen, und gehen festen Schrittes nach dem Königssaale, wo ihre Herren sind, um diese zu schützen und bei ihnen zu stehen in Noth und Tod.

Dort, im Königssaale, erscheint nun zunächst Kriemhild, ihre Brüder und Verwandte zu begrüßen, doch bekommt nur der jüngste, Giselher, Kuß und Handschlag, und so wie Hagen dies sieht, bindet er den Helm fester. Kriemhild erkundigt sich hierauf nach ihrem Eigenthum, dem Nibelungenhort; ob sie diesen mitgebracht, wie sie das gesollt? „Den Nibelungenhort," entgegnet Hagen, „haben meine Herren in den Rhein senken lassen, wo er bis zum jüngsten Tage liegen soll"; und höhnend setzt er hinzu: „er habe an Schild, Helm, Panzer und Schwert genug vom Rhein daher zu tragen gehabt." Als darauf Kriemhild, wie bei Freundesbesuch wohl üblich war, das Abgeben der Waffen begehrt, um diese in Verwahrung zu nehmen, weigert dies Hagen, und Kriemhild erkennt daran, daß die Burgunden gegen mögliche Ueberfälle gewarnt sein müssen. „Wer hat das gethan?" fragt sie. Da tritt der edle Gothenkönig stolz und fest an sie heran und sagt: „Ich bin's, ich habe sie gewarnt. An mir wirst du, Schreckliche, diese Warnung nicht rächen." Und vor dem offenen, scharfen Auge Dietrichs verbarg Kriemhild ihren kochenden Rachedurst; stumm eilte sie von dannen, Blicke wie Kriegsgeschosse nach ihren Feinden werfend.

Nachdem nun auch Etzel die Gäste empfangen, gehen diese zur Ruhe; und das Grausen, was über dem ganzen Tag gelegen hat, preßt dem jüngsten unter allen Helden, dem neuverlobten Giselher, als er in den weiten Schlafsaal eintritt, einen Wehruf über ihren bevorstehenden Untergang aus. Noch aber ist es nicht so weit; Hagen, dem sich sein treuer Lebens- und Todesgefährte Volker zugesellt, versagt sich den Schlaf und hält Wache vor dem Schlafsaal seiner Herren. Da stehen in dem tiefen Dunkel der Nacht und in dem noch tiefern Dunkel des hereinbrechenden Todesverhängnisses die beiden riesigen Gestalten stumm und fast regungslos vor dem Saale. Doch noch einmal ergreift Volker sein liebes Saitenspiel und läßt es heiter erklingen in die Nacht hinaus. Es war der Abschied vom Leben, den er in hellen, süßen Tönen erschallen ließ, es war der Todtengesang der Könige und Herren, der Todtengesang des Burgundengeschlechts, aber es war der fröhliche Todtengesang fröhlicher Helden, die ihre Kampfesfreudigkeit und ihren Muth und ihre Treue bewahren bis an das Ende. —

Noch in der Nacht versucht eine Heunenschaar einen Ueberfall auf die Schlafenden; Hagens furchtbare Stimme scheucht sie zurück: sie weichen, da sie sich beobachtet sehen. Am andern Tage, da die Ritterspiele, die Turniere, zu deutsch Buhurt, gehalten werden, droht die helle Flamme des Kampfes abermals auszubrechen, als Volker aus dem Spiele Ernst macht und einen Heunen erschlägt. Etzel vermittelt den Ausbruch der Feindseligkeiten auf kräftige und entschiedene Weise.

Noch einmal versucht es Kriemhild, erst den alten Hildebrand, dann Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen; aber beide verweigern die Erfüllung der dringenden Bitte: wer die Nibelungen schlägt, sagt Hildebrand, der thut

es ohne mich; und Dietrich erinnert Kriemhild, daß ihre Verwandte im guten Glauben hierher gekommen seien; er selbst habe kein Leid von ihnen erfahren, und von Dietrichs Hand werde Sigfrid ungerochen bleiben.

Da gewinnt endlich Kriemhild den Bruder ihres Gemahls, Blödelin, durch große Versprechungen, die niedern Dienstmannen, welche unter Dankwarts Anführung in der Herberge sitzen, zu überfallen. Der Ueberfall soll alsbald geschehen, und ruhig geht inmittelst Kriemhild zu der schon bereiteten Mittagstafel im Herrenhause, wo die Könige und deren nächste Verwandte bereits versammelt sind. Dahin läßt sie auch ihren jungen, erst fünfjährigen Sohn Ortlieb bringen, der von Etzel hier seinen Oheimen vorgestellt und ihrer Liebe, dereinst auch ihrer Erziehung im Burgundenlande empfohlen wird. Der unbändige Hagen aber bricht in ungezähmter Wuth, die er gegen des Kindes Mutter hegt, los: „Der junge König sehe ihm nicht nach langem Leben aus; ihn solle man gewiß nimmermehr zu Ortlieb nach Hofe gehen sehen." Bestürzt hört Etzel, bestürzt hören alle Anwesende die freche Trotzrede des Entsetzlichen, aber ehe sie sich noch entschließen, sich besinnen können, was gegen diesen Frevel zu thun sei, bricht das lange drohende Wetter im ersten schrecklichen Schlage aus.

Während die Herren im Königssaale Tafel halten, tritt der Hunnenfürst Blödel, der Verabredung gemäß, mit einer gewaffneten Schaar in die Herberge, und verkündigt Dankwart, daß er an ihm für Hagens, seines Bruders, an Sigfrid verübten Mord Rache nehmen werde. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit einem Schwertschlag das Haupt ab. Des gefallenen Blödel Gefolge dringt auf die Burgundendiener ein; diese erwehren sich ihrer, aber bald kommen größere Schaaren und es entsteht ein furchtbares Blutbad, in welchem die Dienstmannen der Burgunden nach und nach sämmtlich erschlagen werden; nur Dankwart allein schlägt sich mit Verlust seines Schildes durch, eilt nach dem Königssaale, stößt die Truchsesse, die ihm den Eingang zur Treppe verwehren wollen, zurück, und gelangt zur innern Thür.

Mit Blut überronnen und das entblößte Schwert in der Hand, ruft Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Noth; Ritter und Knechte liegen allesammt in der Herberge erschlagen." „Hüte die Thür, Dankwart, daß niemand von hier hinausgelange," ruft Hagen ihm entgegen, und augenblicks springt der grausige Mann auf im entsetzlichen Grimme, „nun trinken wir die Minne," ruft er, „und opfern des Königs Wein," und das gezückte Schwert blinkt in des grimmen Hagens Hand: ein Schlag, und des unschuldigen Kindes Haupt springt der Mutter in den Schooß; ein zweiter, und der Wärter des Kindes liegt zu Hagens Füßen, ein dritter, und dem Spielmann Werbel, der die Burgunden nach Heunenland geladen, wird für diese Botschaft die rechte Hand von der Geige gehauen. Wüthend erhebt sich sofort auch Volker, dann Gunther, Gernot und endlich Giselher, und vereint fallen sie zur Rache des an ihren Mannen in der Herberge verübten Todschlages über die anwesenden Heunen her. Einer nach dem andern fällt in sein Blut, und der Saal ist mit Leichen bedeckt. Volker stellt sich zu Dankwart an die Thür, um dem stürmenden Andringen der draußen Stehenden Widerstand leisten zu helfen: zweier Helden Hände, ruft Volker zu Hagen zurück, verschließen diese Thür, stärker als wäre sie mit tausend Riegeln verschlossen.

In dem wilden Kampfgetümmel ruft Kriemhild in Todesangst Dietrich an, er solle sie schützen, und der Gothenkönig, der zum Dienst der grimmen Rache nicht bereit war, ist schnell bereit, die Pflicht zu erfüllen, die er der Frau, der Königin, der Gemahlin seines Gastfreundes und Schutzherrn schuldig ist. Dietrich erhebt seine gewaltige Stimme zu tief schallendem Rufe, der wie der Hall eines Büffelhorns in der Feldschlacht weithin tönt durch die ganze Burg; das Waffengetöse schweigt einen Augenblick, und Dietrich begehrt, als bei dem Kampfe unbetheiligt, Friede für sich und seine Mannen, um den Saal verlassen zu können. Gunther entgegnet, nur mit den Feinden, die ihm seine Mannen erschlagen hätten (nur mit Etzels Gefolge), habe er es zu thun, die Andern könnten gehen; und Etzel mit Kriemhild, Rüdiger, Dietrichs Mannen und Dietrich selbst verlassen den Saal. Kaum aber sind sie hinausgegangen, so beginnt der Kampf von neuem, und nicht lange, so sind Etzels Mannen allesammt erschlagen. Die Burgunden im Saale werfen die Leichname die Stiege herab vor die Thür.

Jetzt tritt Hagen übermüthig in die Pforte und höhnt den greisen Etzel, daß er sich dem Kampfe entzogen, und nicht, wie seine Herren, im Streite der vorderste gewesen; er höhnt Kriemhild, daß sie zum zweitenmal sich vermählt — und Volker stimmt ein in die grimmigen Trotzreden: ärgere Feiglinge als die Heunen habe man nie gesehen. Da verheißt Kriemhild, Etzels Schild dem mit Gold zu füllen, der ihr Hagen schlüge und sein Haupt ihr brächte, und die Kampfeswuth erhebt sich von neuem in den Herzen der Helden, welche vor dem Saale stehen.

Der erste, der es versucht, in den Saal einzudringen und Hagen zu bekämpfen, ist der edle Iring, Markgraf im Dänenlande. Er wirft die Lanze nach Hagen und greift dann zum Schwerte, und weit hallen die innern Gemächer von den schweren Schlägen wieder, die auf Helm und Schild fallen; aber Iring kann Hagen nicht bezwingen, und so springt er in behendem Sprunge auf Volker, dann auf Gunther, dann auf Gernot, endlich auf Giselher los, und dieser, der jüngste der Helden, schlägt den Ermüdeten nieder; aber noch einmal erhebt er sich, springt von neuem gegen Hagen an und schlägt ihm eine tiefe Wunde mit seinem Schwerte Waske. Grimmig ob der geschlagenen Wunde fällt nun Hagen mit aller Wucht seiner riesigen Kräfte über den Dänenherrn her, und treibt ihn mit mächtigen Hieben, daß die rothen Funken über dem Helme emporspringen, die Stiege hinab. Kriemhild nimmt ihm selbst den Schild ab, der Held bindet den Helm auf und kühlt sich die Panzerringe im Abendwinde. Dann waffnet er sich von neuem und stürzt abermals auf Hagen los; abermals ertönt von den Schwerthieben das Haus, und wie rothe Lohe schlagen die Funken aus Helm und Schild; da dringt ein Schwerthieb Hagens durch Schild und Helm des Gegners hindurch, und indem der Dänenheld, von der Wunde betäubt, inne hält mit seinem Schlagen, schleudert Hagen ihm einen Ger in das Haupt. Der Held sinkt, und als man den Ger ihm aus der Stirne bricht, nahet ihm der Tod. Seine Gefährten umstehen ihn mit lauter Klage; nachdem er geendet, stürmen sie alsbald mit vereinter Kraft auf den Saal los, ihn an Hagen zu rächen; aber umsonst; nicht allein die Ritter werden von den grimmen Burgunden auf der Stiege erschlagen, sondern auch ihre Führer fallen, Irnfrid von Thüringen von Volkers, Hawart von Hagens Hand.

Der Abend ist eingebrochen über dem grausigen Kampfe, die Nacht macht

dem blutigen Getümmel ein Ende und dumpfe Stille folgt dem wilden Getöse; nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen durch die Abzugsrinnen herabströmt in den Hof. Die müden Helden im Saale legen die Schilde ab und binden die Helme los. Nur Hagen und Volker bleiben gewaffnet, ihre Herren zu schützen. In der tiefen Ermattung vom heißen mordgrimmigen Streite, der von Mittag bis in die Nacht gewährt hat, und in der Gewißheit ihres Untergangs ist ihnen ein kurzer Tod lieber, als eine lange Kampfesqual und Todesnoth. Sie begehren Unterredung, treten aus dem Saal auf die Stiege, und verlangen, man solle sie in das Freie lassen, um dann zugleich, von den vereinigten feindlichen Schaaren angefallen, im wilden mörderischen Kampfe einen schnellen ehrenvollen Heldentod zu finden. Aber Kriemhild fürchtet, das Opfer ihrer Rache möge ihr entgehen; sie versagt die Bitte. Da spricht die Liebe zum jungen Leben noch einmal aus Giselher, dem jüngsten Bruder Kriemhilds, der einst kaum aus den Knabenjahren getreten war, als man den Mord an Sigfrid beging: „Ach, schöne Schwester," redet er sie an, „wo hätte ich diese große Noth erwartet zu sehn, als du mich vom Rhein herüber einladetest? Wie habe ich hier im fremden Lande den Tod verdient? Getreu war ich dir immer, und nie that ich dir Leid, ich hoffte, dich mir hold und lieb zu finden; laß mich schnell sterben, wenn es nicht anders sein kann." Da verlangt nun Kriemhild, bewegt von des Bruders Rede, nur Hagen allein ausgeliefert zu haben: „Euch will ich leben lassen, denn ihr seid meine Brüder und einer Mutter Kinder." „Wir sterben mit Hagen," ruft Gernot, „und wären unser tausend eines Geschlechtes;" „wir sterben mit Hagen, da wir doch sterben müssen," ruft auch Giselher, „von der Treue lassen wir nicht bis in den Tod."

Nach diesem letzten vergeblichen Versuche, des Mörders mächtig zu werden und ihre Rache schnell an ihm zu kühlen, steigt die Wuth der unglücklichen Kriemhild zu entsetzlicher Höhe auf: sie läßt Feuer an den Saal legen, und bald fluthen die rothen Flammenwogen des Hauses hoch hinaus in den dunkeln Nachthimmel, durch eine Windsbraut zu sausendem Feuersturme angefacht. Rauch und Hitze und die bald vom Dache in den Saal herabstürzenden Brände quälen die eingeschlossenen Helden bis auf den Tod; grimmiger Durst mehrt die unsägliche Pein, und in der wilden Verzweiflung, als Hagen die überall laut werdende Klage über den unerträglichen Durst vernehmen muß, räth er, den Durst im Blute zu löschen. Und der grauenhafte Rath wird befolgt: die Todten müssen mit ihrem Blute die Lebenden erquicken zum letzten Kampfe. Dichter und dichter fallen die rauchenden Trümmer auf die Helden herab: sie stellen sich an die Steinwände des Saales und decken sich, wie vorher gegen die feindlichen Menschen, jetzt gegen die feindlichen Elemente mit ihren guten Schilden. Endlich ist die kurze Sommernacht — sie hat länger gewährt, als die längste Winternacht — vorüber, ein kühler Morgenwind geht der aufgehenden Sonne voran, das Holz des Saales ist ausgebrannt, und in den rauchenden Trümmern stehen im falben Frühschein die grimmigen Kämpfer zum Todeskampfe des neuen, des letzten Tages bereit.

Und das Mordwüthen beginnt von neuem; von neuem mit gleichem Erfolge; der Saal ist nicht einzunehmen; die Leichname erschlagener Heunen decken abermals zu Hunderten die Stiege.

Da endlich wendet sich der König der Heunen an seine letzte Hülfe, an seinen letzten Trost: an den edlen Rüdiger von Bechlarn. Und jetzt entgalt

der treue Markgraf seiner Eide, die er einst vor dreizehn Jahren zu Worms arglos geschworen, jetzt entgalt er seiner Dienste gegen seinen König, dem er in treuer Mannenpflicht die unheilbringende Gattin geworben — jetzt entgalt er des Geleites, welches er in der unbefangenen Gutwilligkeit eines rechten Helden und Dienstmannen den Gästen seines Königs geleistet hat. Versagt er der Königin den Dienst, sie zu rächen, die Burgunden anzugreifen, so ist er treulos, und sein Leben, das nur dem treuen Dienst geweihet war, ewiger Schande preisgegeben; leistet er den Aufforderungen des Königs, der ihn bei seiner Mannentreue, der Königin, die ihn bei seiner Eidestreue beschwört, Folge, so übt er Verrath, Verrath an denen, die er als Freunde und Gesellen hierher geleitet, denen er Treue und Hülfe zugesagt, denen er seine Tochter verlobt hat, und seine Seele ist verloren. Da kämpft er den bittern Todeskampf der Seele, die zwischen Treulosigkeit und Verrath wählen soll, wählen muß; — da sehen wir ein starkes, treues, deutsches Herz zittern in der innern Todesnoth, in der grimmen Todesnoth des Zweifels, und es bricht das edle treue Herz, lange zuvor, ehe es von Freundeshand durch die eigne Waffe den Todesstoß empfängt. Des Leibes Leben opfert der edle Fürst der Treue gegen seinen Herrn, er opfert ihr auch die Seele. — Seine Mannen waffnen sich, und er tritt, den Schild vor den Fuß gestellt, in die Thür des Saals, um, damit er die eine Treue bewahre, die andere aufzukündigen und die Burgunden zum Todeskampfe gegen sich selbst aufzurufen. Aber der letzte Kampf wird dem treuen Helden schwer gemacht: auch die Freunde, von deren Händen er fallen soll, mahnen ihn seiner Treue, durch die er sie in das Land des Verderbens geleitet habe; Giselher lebt noch einmal auf in Lebenshoffnung, daß der Vater seiner Verlobten ihnen Treue leisten und Hülfe bringen werde: und Rüdiger muß verkündigen, daß er der Treue ledig sein wolle und nicht Schutz und Beistand, daß er blutigen Kampf und blutigen Tod bringe, daß er blutigen Kampf und blutigen Tod für sich suche. Aber es muß die alte Treue, die Mannentreue das Recht behalten vor der neuen Treue, der Freundestreue; das wissen auch die Burgunden wohl, und darum nehmen auch sie mit starkem Herzen Abschied von der Freundestreue, um die Königstreue für ihre Mannen zu bewahren; starken Herzens nimmt auch Giselher Abschied von der Liebe, die durch die Königstreue geschieden wird für immer. Aber noch ein Zeichen der nun gelösten Freundestreue wird herübergereicht in den Todeskampf der einst Verbundenen: eine Todesgabe, reicht Rüdiger den eigenen Schild von der Hand an Hagen, statt des, den ihm Frau Gotelind gegeben — das war die letzte Gabe, die Rüdiger einem Helden darbot — und der Kampf beginnt. Doch Hagen, Volker und Giselher treten vorerst zurück aus dem Streite. Bald eilt Gernot seinen Mannen zu Hülfe, und greift Rüdigern an. Rüdiger schlägt Gernot die Todeswunde durch das Haupt, und der letzte Schlag, den Gernot führt mit Rüdigers Schwert, ist Rüdigers Todesschlag. Beide Helden sinken neben einander im Tode nieder.

Von der Klage um den gefallenen herrlichen Helden hallen Paläste und Thürme wieder, so daß Dietrich von Bern, der sich von dem Kampfe entfernt hält, einen Boten aussendet, sich nach der Ursache des Wehgeschreies zu erkundigen. Als dieser die Botschaft von Rüdigers Tod zurückbringt, ergreift tiefes Entsetzen den Gothenkönig, und er sendet nunmehr den alten Hildebrand ab, die Burgunden selbst zu fragen, weshalb Rüdiger von ihnen er-

schlagen worden sei. Voll Rachedurst wegen Rüdigers Tod waffnen sich nun, wider Dietrichs Gebot, alle Mannen aus dem Gothenstamme, und als Hildebrand von Hagen erfährt, daß das Ungeheure wirklich geschehen sei, begehrt er den Leichnam des edlen Markgrafen zur Todtenklage und Bestattung. Hohn ist die Antwort von Seiten der Burgunden, zumal von Volker. Da greifen auch die Amelunge, die riesigen Gothenhelden, zu den Schwertern, und es erhebt sich abermals ein furchtbarer Kampf, in welchem der fröhliche Fiedeler, Volker, von Hildebrands gewaltiger Hand erschlagen wird, in welchem Giselher und der Gothenfürst Wolfhart, Hildebrands Neffe, sich gegenseitig den grimmen Tod anthun, und Hagen, Volkers Tod zu rächen, auf Hildebrand mit so schwertgrimmigen Schlägen eindringt, daß man wohl hört, um des greisen Gothenhelden Haupt sauft in mächtigen Hieben Balmung, Sigfrids Schwert. Hildebrand entflieht vor Hagen mit einer schweren Wunde, und kehrt allein, denn alle sind gefallen, zu Dietrich zurück. Im Königssaale stehen einsam über den Leichen ihrer Brüder und Kampfgenossen Gunther und Hagen.

Da endlich gebietet Dietrich seinem Waffenmeister Hildebrand, auch die Seinen zu den Waffen zu rufen; aber Hildebrand antwortet: „Wer soll zu euch kommen? Was ihr von Lebenden noch habt, die seht ihr bei euch stehen; ich bin es ganz allein, die Andern, die sind todt."

So gehet denn Dietrich allein dem letzten Kampf entgegen. Die beiden allein übriggebliebenen Burgunden, Gunther und Hagen, stehen einsam und ernst außen vor dem Saale. Dietrich begehrt, sie sollen sich ihm zu Geißeln ergeben; aber stolz und todeskühn wird die Forderung von Hagen abgewiesen: zum Geißel ergibt er sich nicht, bis das Nibelungenschwert zerborsten ist. Dietrich kämpft mit Hagen, schlägt ihm eine schwere Wunde, ergreift mit den riesigen Armen den furchtbaren Mann, preßt ihm mit Löwengriffen die gewaltigen Schultern zusammen, bindet ihn und führt ihn zu Kriemhild. Derselbe Kampf wiederholt sich zwischen Dietrich und Gunther mit demselben Ausgang. Dietrich empfiehlt der Königin, das Leben der Helden zu schonen und geht in trübem Ernst von dannen.

Kriemhild aber muß den Becher der entsetzlichen Rache bis auf den Boden leeren; wenn ihr Hagen den Nibelungenhort zurückgebe, solle er das Leben behalten. Doch der Held von Tronei hat, auch zum Tode verwundet und in schmachvollen Fesseln liegend, seinen Trotz und seine Treue bewahrt. „So lange einer meiner Herren lebt, sage ich nicht, wo der Hort ist." Da läßt die grausame Schwester dem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und trägt es bei dem Haare hin zu Hagen. Und Hagen? „Nun ist es ja zu Ende, wie du gewollt, gebracht; nun ist es so ergangen, wie ich mir selbst gedacht: Nun ist von Burgunden der edle König todt, wie Giselher der junge und auch Gernot. Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein: Dir aber, grimmes Weib, soll ewig er verholen sein." „So habe ich denn nur noch," sagt Kriemhild, „das Schwert meines Sigfrid, meines holden Gatten, das er trug, als ich zuletzt ihn sah." Sie zieht es aus der Scheide, und Sigfrids Schwert rächt Sigfrids Mord an dem Mörder durch die Hand der blutigen Heunenkönigin, der einst so anmuthsvollen und liebreizenden, einst so treuen und liebenden Kriemhild.

Da springt in grimmigem Zorn der alte Hildebrand auf, daß der Friede, den sein Herr der Königin für Gunther und Hagen geboten, so schrecklich ge-

brochen sei; er rächt des Tronjers Tod an dem Weibe der Rache: unter einem gräßlichen Schrei sinkt Kriemhild, von Hildebrands Schwert getroffen, neben dem Leichnam ihres Todfeindes, selbst eine Leiche, nieder. Mit Leid, so schließt das Lied, war beendet des Königs hohes Fest, wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.

In diesem Tone tiefer Wehmuth, mit welchem unser Lied ausklingt, kehrt es zurück zu dem Grundtone, mit dem es beginnt: es will singen von dem höchsten Fest der Freude und von Weinen und von Klagen, singen, wie Liebe mit Leide zum jüngsten lohnen kann — und der durch dasselbe hinhallet vom Anfange bis zum Ende, unsere Herzen zu bewegter Ahnung und leiser Wehmuth stimmend. Und dieser Grundton, zu singen Leid und Freude, ist der Grundton germanischen Lebens, ist die reine Stimmung des deutschen Herzens, durch welches, wie kaum durch das Herz irgend eines andern Volkes, das Bewußtsein der Vergänglichkeit, das leise Beben der Todesahnung hindurchzittert.

4. Der Arme und der Reiche.

Von J. und W. Grimm.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine war groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seiner Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf, und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager!" Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie Einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen." Schlug damit sein Fenster zu, und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Thürchen auf, und bat den Wandersmann einzutreten, und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster," sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit

der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." „Von Herzen gern," antwortete er „ich will's ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott, und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte: sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen, und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lange wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brod haben; für's dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" Da sagte der Mann: „Ja, wenn das ginge, wär's ihm wohl lieb." Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche, und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus da, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes Haus; lauf doch einmal hinüber, und höre, wie das gekommen ist. Die Frau ging hin, und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige, tägliche Brod dazu, und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus." Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und erzählte ihrem Manne, wie es gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätt' ich das nur gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen." „Eil' dich," sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm, und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun." Da fragte der Reiche: „Ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte wie sein Nachbar?" „Ja," sagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er sollte sich lieber nichts wünschen." Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden."

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und besann sich, was er wünschen sollte. Wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde

und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: „so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ und wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr; und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich damit, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand, und als die Sonne zu Mittag heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Muth; der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und alle Schätze der Welt wünsche,“ dachte er bei sich selbst, „so habe ich hernach doch noch allerlei Wünsche, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich will aber meinen Wunsch so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“ Meinte er, diesmal hätte er etwas, so schien's ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm so in die Gedanken, was es doch seine Frau jetzt gut habe, sie sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne, daß er's wußte, sprach er so hin: „ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel, und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken schleppe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrein auf dem Sattel, und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen. Sie antwortete aber: „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und hinuntersteigen könnte; und der Wunsch ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon, als Aerger, Mühe und ein verlornes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

5. Die zwei Brüder.

Von J. und W. Grimm.

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied und bös von Herzen; der arme nährte sich davon, daß er Besen band, und war gut und redlich. Der Arme hatte zwei Kinder; das waren Zwillingsbrüder, und sich so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Die Knaben gingen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu essen. Es trug sich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald ging, Reisig zu holen, einen Vogel sah, der ganz golden war, und so schön, wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf und warf nach ihm, und traf ihn auch

glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder, und brachte sie seinem Bruder; der sah sie an und sprach: „Es ist eitel Gold," und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tage stieg der Mann auf einen Birkenbaum, und wollte ein paar Aeste abhauen: da flog derselbe Vogel heraus, und der Mann suchte und fand ein Nest, und ein Ei lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ei mit heim, und als er es seinem Bruder brachte, sprach dieser wiederum: „Es ist eitel Gold," und gab ihm, was es werth war. Zuletzt sagte der Goldschmied: „Den Vogel selber möcht' ich wohl haben." Der Arme ging zum drittenmal in den Wald, und sah den Goldvogel wieder auf dem Baum sitzen: da nahm er einen Stein, und warf ihn herunter, und brachte ihn seinem Bruder; der gab ihm einen großen Haufen Geld dafür. „Nun kann ich mir forthelfen," dachte er, und ging zufrieden nach Haus.

Der Goldschmied war klug und listig und wußte wohl, was das für ein Vogel war. Er rief seine Frau und sprach: „Brat mir den Goldvogel und sorge, daß nichts davon wegkommt; ich habe Lust, ihn ganz allein zu essen." Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß, wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, steckte ihn an einen Spieß und ließ ihn braten. Nun geschah es, daß während er am Fenster stand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen mußte, die zwei Kinder des armen Besenbinders hereinliefen, sich vor den Spieß stellten und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da gerade zwei Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, sprach der eine: „Die paar Bischen wollen wir essen: ich bin so hungrig; es wird's ja niemand daran merken." Da aßen sie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu und sah, daß sie etwas aßen, und sprach: „Was habt ihr gegessen?" Ein paar Stückchen, die aus dem Vogel herausgefallen sind, antworteten sie. „Das ist Herz und Leber gewesen," sprach die Frau ganz erschrocken; und damit ihr Mann nichts vermißte und nicht böse ward, schlachtete sie geschwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus und legte es zu dem Goldvogel. Als er gahr war, trug sie ihn dem Goldschmied auf, der ihn ganz allein verzehrte, und nichts übrig ließ. Am andern Morgen aber, als er unter sein Kopfkissen griff, und dachte ein Goldstück hervorzuholen, war so wenig wie sonst etwas zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht, was ihnen für ein Glück zu Theil geworden war. Am andern Morgen, wie sie aufstanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als sie es aufhoben, da waren's zwei Goldstücke. Sie brachten sie ihrem Vater: der wunderte sich und sprach: „Wie sollte das zugegangen sein?" Als sie aber am andern Morgen wieder zwei fanden, und so jeden Tag, da ging er zu seinem Bruder und erzählte ihm die seltsame Geschichte. Der Goldschmied merkte gleich, wie es gekommen war, und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegessen hatten; und um sich zu rächen, und weil er neidisch und hartherzig war, sprach er zu dem Vater: „Deine Kinder sind mit dem Bösen im Spiel; nimm das Gold nicht, und schick sie fort, denn er hat Macht über sie, und kann dich sonst auch noch ins Verderben bringen." Der Vater fürchtete den Bösen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald, und verließ sie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwei Kinder im Walde umher, und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer mehr. Endlich begegneten sie einem Jäger, der fragte: „Wem gehört ihr, Kinder?“ „Wir sind des armen Besenbinders Jungen,“ antworteten sie, und erzählten ihm, daß sie ihr Vater verlassen hätte, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen läge. Nun war der Jäger ein guter Mann, und weil ihm die Kinder gefielen und er selbst keine hatte, nahm er sie mit nach Haus und sprach: „Ich will euer Vater sein und euch groß ziehen.“ Sie lernten da bei ihm die Jägerei, und das Goldstück, das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sie's einmal nöthig hätten.

Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater eines Tages mit in den Wald und sprach: „Heute sollt ihr euern Probeschuß thun, damit ich euch frei sprechen und zu Jägern machen kann.“ Sie gingen mit ihm auf den Anstand, und warteten lange: aber es kam kein Wild. Da sah der Jäger über sich und sah eine Kette von Schneegänsen in der Gestalt eines Dreiecks fliegen, und sagte zu dem einen: „Nun schieß von jeder Ecke eine herab.“ Der thats, und vollbrachte seinen Probeschuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen, und hatte die Gestalt der Ziffer Zwei: da hieß der Jäger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen, und dem gelang sein Probeschuß auch. Nun sagte der Pflegevater: „Ich spreche euch frei: ihr seid ausgelernte Jäger.“ Darauf gingen die zwei Brüder zusammen in den Wald, rathschlagten mit einander und verabredeten etwas. Und als sie Abends sich zum Essen niedergesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pflegevater: „Wir rühren keinen Bissen an, bis ihr uns erst eine Bitte gewährt habt.“ Sprach er: „Was ist denn eure Bitte?“ Sie antworteten: „Wir haben nun ausgelernt; wir müssen uns auch in der Welt versuchen: so erlaubt, daß wir fortziehen und wandern.“ Da sprach der Alte mit Freuden: „Ihr redet, wie brave Jäger; das habe ich selbst gewünscht: zieht aus! es wird euch wohl ergehen.“ Darauf aßen und tranken sie fröhlich zusammen.

Als der bestimmte Tag kam, schenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchse und einen Hund, und ließ jeden von seinen gesparten Goldstücken nehmen, so viel er wollte. Darauf begleitete er sie ein Stück Wegs, und beim Abschied gab er ihnen noch ein blankes Messer und sprach: „Wann ihr euch einmal trennt, so stoßt dies Messer am Scheidewege in einen Baum; daran kann einer, wenn er zurückkommt, sehen, wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist; denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen ist, rostet, wenn er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank.“ Die zwei Brüder gingen fort, und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tage heraus konnten. Also blieben sie die Nacht darin, und aßen, was sie in die Jägertasche gesteckt hatten; sie gingen aber auch noch den zweiten Tag, und kamen nicht heraus, und hatten nichts zu essen. Sprach der Eine: „Wir müssen uns etwas schießen, sonst leiden wir Hunger,“ lud seine Büchse und sah sich um. Und als ein alter Hase daher gelaufen kam, legte er an, aber der Hase rief:

„Lieber Jäger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwei Junge geben.“

Da sprang er ins Gebüsch und brachte zwei Junge; die Thierlein spielten aber so munter und waren so artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu tödten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen

Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf kam ein Fuchs; den wollten sie nun schießen, aber der Fuchs rief:

„Lieber Jäger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Und er brachte auch zwei Füchslein, und die Jäger mochten sie auch nicht tödten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen auch nach. Nicht lange, so kam ein Wolf; der sollte geschossen werden, aber er rettete sich das Leben und rief:

„Lieber Jäger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Die zwei jungen Wölfe thaten die Jäger zu den andern Thieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär; der wollte noch länger herum traben und rief:

„Lieber Jäger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Die zwei jungen Bären thaten die Jäger auch zu den andern. Endlich, wer kam? Ein Löwe kam daher. Nun zielte Einer von ihnen; aber der Löwe sprach gleichfalls:

„Lieber Jäger, laß mich leben!
Ich will dir auch zwei Junge geben."

Nun hatten die Jäger zwei Löwen, zwei Bären, zwei Wölfe, zwei Füchse und zwei Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war der Hunger noch nicht gestillt worden: da sprachen sie zu den Füchsen: „Hört, ihr Schleicher: schafft uns etwas zu essen; ihr seid so listig und verschlagen." Sie antworteten: „Nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben; den Weg dahin wollen wir euch zeigen." Da gingen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu essen und ließen auch ihren Thieren Futter geben, und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend, wo die Hühnerhöfe waren, und konnten die Jäger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden, wo sie zusammen geblieben wären, da sprachen sie: „Es geht nicht anders, wir müssen uns trennen." Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wof, einen Fuchs und einen Hasen bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod, und stießen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt; die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er ging in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er nicht seine Thiere herbergen könnte? Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war; da kroch der Hase hinaus und holte sich ein Kohlhaupt, und der Fuchs holte sich ein Huhn, und als er das gefressen hatte, auch den Hahn dazu; der Wolf aber, der Bär und der Löwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jäger für seine Thiere gesorgt hatte, fragte er erst den Wirth, warum die Stadt so mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirth: „Weil morgen unseres Königs einzige Tochter sterben wird." Fragt der Jäger: „Ist sie sterbenskrank?" „Nein," antwortete der Wirth, „sie ist ganz gesund, aber sie muß doch sterben. Drau-

ßen vor der Stadt ist ein hoher Berg; darauf wohnt ein Drache, der muß alle Jahre eine reine Jungfrau haben, sonst verwüstet er das ganze Land. Nun sind ihm schon alle Jungfrauen gegeben, und ist niemand mehr übrig, als die Königstochter — dennoch ist keine Gnade. Sie muß ihm überliefert werden, und das soll morgen geschehen." Sprach der Jäger: „Warum wird der Drache nicht getödtet?" „Ach," antwortete der Wirth, „so viele Ritter habens versucht, aber allesammt ihr Leben eingebüßt; der König hat dem, der den Drachen besiegt, seine Tochter zur Frau versprochen, und daß er nach seinem Tode das Reich erben solle."

Der Jäger sagte dazu weiter nichts; aber am andern Morgen nahm er seine Thiere und stieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar standen drei gefüllte Becher, und dabei war die Schrift: „Wer die Becher austrinkt, wird der stärkste Mann auf Erden, und wird das Schwert führen, das vor der Thürschwelle vergraben liegt." Der Jäger trank da nicht, ging hinaus und suchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht, es von der Stelle zu bewegen. Da ging er hin und trank die Becher aus, und war nun stark genug, das Schwert aufzunehmen, und seine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam, wo die Königstochter dem Drachen sollte abgeliefert werden, führte sie der König, der Marschall und die Hofleute hinaus. Sie sah von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberge und meinte, der Drache stände oben und erwartete sie, und wollte nicht hinaufgehen; endlich aber, weil die ganze Stadt sonst wäre verloren gewesen, mußte sie sich dazu entschließen. Der König und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim; des Königs Marschall aber sollte stehen bleiben und sehen, wie der Drache die Jungfrau wegführe.

Als diese aber auf den Berg kam, stand da oben nicht der Drache, sondern der junge Jäger, der sprach ihr Trost ein und sagte, er wolle sie retten, und führte sie in die Kirche und verschloß sie darin. Gar nicht lange, so kam mit großem Gebraus der siebenköpfige Drache gefahren. Als er den Jäger da stehen sah, verwunderte er sich und sprach: „Was hast du hier auf dem Berge zu schaffen?" Der Jäger antwortete: „Ich will mit dir kämpfen." Sprach der Drache: „So mancher Rittersmann hat hier sein Leben gelassen, mit dir will ich auch fertig werden," und athmete Feuer aus seinen sieben Rachen, das sollte das Gras rings anzünden, und der Jäger sollte in der Gluth und dem Dampf ersticken, aber die Thiere kamen herbei gelaufen, und traten das Feuer gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger; aber er schwang sein Schwert, daß es in der Luft sang, und schlug ihm drei Köpfe ab. Da ward der Drache erst recht wüthend, erhob sich in die Luft, spie Feuerflammen über den Jäger aus, und wollte sich auf ihn stürzen; aber der Jäger zuckte nochmals sein Schwert und hieb ihm wieder drei Köpfe ab. Nun wurde das Unthier matt und sank nieder, und wollte doch wieder auf den Jäger los; aber er schlug ihn mit der letzten Kraft den Schweif ab; und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Thiere herbei, die zerrissen es noch in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, schloß der Jäger die Kirche auf und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und Schrecken bei dem Streit vergangen waren. Er trug sie heraus, und als sie wieder zu sich selbst kam und die Augen aufschlug, zeigte er ihr den zerrissenen Drachen und sagte ihr, daß sie nun erlöst wäre;

und sie freute sich und sprach: „Nun wirst du mein liebster Gemahl werden; denn mein Vater hat mich demjenigen versprochen, der den Drachen tödtet.“ Darauf hing sie ihr Halsband von Korallen ab und vertheilte es unter die Thiere, und der Löwe erhielt das goldene Schlößchen davon. Ihr Taschentuch aber, in dem ihr Namen stand, schenkte sie dem Jäger; der ging hin und schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte sie in das Tuch und verwahrte sie wohl.

Als das geschehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampfe so matt und müde war, sprach er zu der Jungfrau: „Wir sind beide so matt und müde, wir wollen ein wenig schlafen.“ Da sagte sie: „Ja!“ und sie ließen sich auf die Erde nieder, und der Jäger sprach zu dem Löwen: „Du sollst wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt,“ und beide schliefen ein. Der Löwe legte sich neben sie, um zu wachen; aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bären rief, und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!“ Da legte sich der Bär neben ihn, aber er war auch müde, und rief den Wolf und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!“ Da legte sich der Wolf neben ihn, aber er war auch müde, und rief den Fuchs und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen; und wenn was kommt, so wecke mich auf!“ Da legte sich der Fuchs neben ihn: aber er war auch müde, rief den Hasen und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so wecke mich auf!“ Da setzte sich der Hase neben ihn: aber der arme Has war auch müde, und hatte niemand, den er zur Wache herbeirufen konnte, und schlief ein. Da schlief nun die Königstochter, der Jäger, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase, und schliefen alle einen festen Schlaf.

Der Marschall aber, der von weitem hatte zuschauen sollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen sah, und alles auf dem Berge ruhig war, nahm sich ein Herz und stieg hinauf. Da lag der Drache zerstückt und zerrissen auf der Erde, und nicht weit davon die Königstochter und der Jäger mit seinen Thieren; die waren alle in tiefen Schlaf versunken. Und weil er bös und gottlos war, so nahm er sein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab, und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug sie den Berg hinab. Da erwachte sie und erschrak, aber der Marschall sprach: „Du bist in meinen Händen, du sollst sagen, daß ich es gewesen, der den Drachen getödtet hat.“ „Das kann ich nicht,“ antwortete sie, „denn ein Jäger mit seinen Thieren hat's gethan.“ Da zog er sein Schwert und drohte sie zu tödten, wo sie ihm nicht gehorchte, und zwang sie damit, daß sie es versprach. Darauf brachte er sie vor den König, der vor Freuden nicht wußte, was er anfangen wollte, als er sein liebes Kind wieder sah, das er schon vom Unthier zerrissen glaubte. Der Marschall sprach zu ihm: „Ich habe den Drachen getödtet, und die Jungfrau und das ganze Reich befreit: darum fordere ich sie zur Gemahlin, so wie es versprochen ist.“ Der König fragte die Jungfrau: „Ist das wahr, was er spricht?“ „Ach ja,“ antwortete sie; „aber ich halte mir aus, daß erst über Jahr und Tag Hochzeit gefeiert wird,“ denn sie dachte, in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.

Auf dem Drachenberge aber lagen noch die Thiere neben ihrem todten Herrn und schliefen: da kam eine große Hummel und setzte sich dem Hasen auf die Nase, aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab und schlief weiter.

Die Hummel kam zum zweitenmal; aber der Hase wischte sie wieder ab und schlief weiter. Da kam sie zum drittenmale, und stach ihn in die Nase, daß er aufwachte — und alsobald weckte er den Fuchs, und der Fuchs weckte den Wolf, und der Wolf den Bär, und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte und sah, daß die Jungfrau fort war und sein Herr todt, fing er fürchterlich an zu brüllen und rief: „Wer hat das vollbracht? Bär, warum hast du mich nicht geweckt?" Der Bär fragte den Wolf: „Warum hast du mich nicht geweckt?" und der Wolf den Fuchs: „Warum hast du mich nicht geweckt?" und der Fuchs den Hasen: „Warum hast du mich nicht geweckt?" Der arme Hase wußte allein nichts zu antworten, und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen, er aber bat und sprach: „Bringt mich nicht um, ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen; ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel; wer die im Munde hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweihundert Stunden von hier." Sprach der Löwe: „In vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen sein, und die Wurzel mitbringen." Da sprang der Hase fort, und in vier und zwanzig Stunden war er zurück, und brachte die Wurzel mit. Der Löwe setzte dem Jäger den Kopf wieder an, und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund; alsbald fügte sich alles wieder zusammen, und das Herz schlug, und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger und erschrak, als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte: „Sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu werden." Der Löwe hatte in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt, der aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königstochter; erst zu Mittag, als er etwas essen wollte, da sah er, daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen und fragte die Thiere, was ihm im Schlaf widerfahren wäre? Da erzählte ihm der Löwe, daß sie auch alle aus Müdigkeit eingeschlafen wären, und beim Erwachen hätten sie ihn todt gefunden, mit abgeschlagenem Haupte; der Hase hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eil den Kopf verkehrt gehalten; doch wollte er seinen Fehler wieder gut machen. Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jäger aber war traurig, zog in der Welt herum und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Königstochter vom Drachen erlöst hatte, und die Stadt war diesmal ganz mit rothem Scharlach ausgehängt. Da sprach er zum Wirth: „Was will das sagen? vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem." Der Wirth antwortete: „Vorm Jahr sollte unsers Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden; aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getödtet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeiert werden: darum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer, und ist heute mit rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.

Am andern Tage, wo die Hochzeit sein sollte, sprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirth: „Glaubt er wohl, Herr Wirth, daß ich heut Brod von des Königs Tisch hier bei ihm essen will?" „Ja," sprach der Wirth, „da wollt' ich doch noch hundert Goldstücke dran setzen, daß das nicht wahr ist." Der Jäger nahm die Wette an und setzte einen Beutel mit eben so viel Gold-

stücken dagegen. Dann rief er den Hasen und sprach: „Geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brod, das der König ißt.“ Nun war das Häslein das Geringste, und konnte es keinem andern wieder auftragen, sondern mußte sich selbst auf die Beine machen. „Ei,“ dachte es, „wenn ich so allein durch die Straßen springe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein sein.“ Wie es dachte, so geschah es auch, und die Hunde kamen hinter ihm drein und wollten ihm sein gutes Fell flicken. Es sprang aber, hast du nicht gesehen! und flüchtete sich in ein Schilderhaus, ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde und wollten es heraus haben: aber der Soldat verstand keinen Spaß und schlug mit dem Kolben drein, daß sie schreiend und heulend fortliefen. Als der Hase merkte, daß die Luft rein war, sprang er zum Schloß hinein, und gerade zur Königstochter, und setzte sich unter ihren Stuhl, und kratzte sie am Fuß. Da sagte sie: „Willst du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund. Der Hase kratzte sie zum zweitenmal am Fuß: da sagte sie wieder: „Willst du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund. Aber der Hase ließ sich nicht irre machen und kratzte zum drittenmal: da guckte sie herab und erkannte den Hasen an seinem Halsband. Nun nahm sie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kammer und sprach: „Lieber Hase, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, und schickt mich, ich soll um ein Brod bitten, wie es der König ißt.“ Da war sie voll Freude, und ließ den Bäcker kommen und befahl ihm, ein Brod zu bringen, wie es der König aß. Sprach das Häslein: „Aber der Bäcker muß mir's auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts thun.“ Der Bäcker trug es ihm bis an die Thür der Wirthsstube: da stellte sich der Hase auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brod in die Vorderpfoten und brachte es seinem Herrn. Da sprach der Jäger: „Sieht Er, Herr Wirth? die hundert Goldstücke sind mein.“ Der Wirth wunderte sich; aber der Jäger sagte weiter: „Ja, Herr Wirth, das Brod hätte ich: nun will ich aber auch von des Königs Braten essen.“ Der Wirth sagte: „Das möcht' ich sehen;“ aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den Fuchs und sprach: „Mein Füchslein, geh hin und hol' mir Braten, wie ihn der König ißt. Der Rothfuchs wußte die Schliche besser, ging an den Ecken und durch die Winkel, ohne daß ihn ein Hund sah, und setzte sich unter der Königstochter Stuhl und kratzte an ihrem Fuß. Da sah sie herab, und erkannte den Fuchs am Halsband, und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „Lieber Fuchs, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier und schickt mich: ich soll bitten um einen Braten, wie ihn der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte einen Braten, wie ihn der König aß, anrichten, und dem Fuchs bis an die Thüre tragen; da nahm ihm der Fuchs die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirth?“ sprach der Jäger, „Brod und Fleisch ist da: nun will ich auch Zugemüse essen, wie es der König ißt.“ Da rief er den Wolf und sprach: „Lieber Wolf, geh hin und hol' mir Zugemüse, wie's der König ißt.“ Da ging der Wolf geradezu ins Schloß, weil er sich vor Niemand fürchtete; und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zupfte er sie hinten am Kleid, daß sie sich umschauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „Lieber Wolf, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um ein Zugemüse, wie es der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen,

der mußte ein Zugemüse bereiten, wie es der König aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen; da nahm ihm der Wolf die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirth?“ sprach der Jäger, „nun hab' ich Brod, Fleisch und Zugemüse; „aber ich will auch Zuckerwerk essen, wie es der König ißt.“ Rief er den Bären und sprach: „Lieber Bär, du leckst doch gern etwas Süßes: geh hin und hol' mir Zuckerwerk, wie's der König ißt.“ Da trabte der Bär nach dem Schlosse, und ging ihm Jedermann ans dem Wege; als er aber zu der Wache kam, hielt sie die Flinten vor und wollte ihn nicht ins königliche Schloß lassen. Aber er hob sich in die Höhe und gab mit seinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zusammenfiel, und darauf ging er gerades Weges zu der Königstochter, stellte sich hinter sie und brummte ein wenig. Da schaute sie rückwärts und erkannte den Bären, und hieß ihn mitgehen in ihre Kammer und sprach: „Lieber Bär, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um Zuckerwerk, wie's der König ißt.“ Da ließ sie den Zuckerbäcker kommen, der mußte Zuckerwerk backen, wie's der König aß, und dem Bären vor die Thüre tragen; da stellte sich der Bär aufrecht, nahm ihm die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirth?“ sprach der Jäger, „nun habe ich Brod, Fleisch, Zugemüse und Zuckerwerk: aber ich will auch Wein trinken, wie ihn der König trinkt.“ Er rief seinen Löwen herbei und sprach: „Lieber Löwe, du trinkst dir doch gerne einen Rausch: geh und hol' mir Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da schritt der Löwe über die Straße, und die Leute liefen vor ihm; und als er an die Wache kam, wollte sie den Weg sperren; aber er brüllte einmal, da sprang alles fort. Nun ging der Löwe vor das königliche Zimmer, und klopfte mit seinem Schweife an die Thüre. Da kam die Königstochter heraus, und wäre fast über den Löwen erschrocken; aber sie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande, und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen und sprach: „Lieber Löwe, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier: ich soll bitten um Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da ließ sie den Mundschenk kommen, der sollte dem Löwen Wein geben, wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe: „Ich will mitgehen und sehen, daß ich den rechten kriege.“ Da ging er mit dem Mundschenk hinab; und als sie unten hin kamen, wollte ihm dieser von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken; aber der Löwe sprach: „Halt ein! ich will erst den Wein versuchen“, zapfte sich ein halbes Maß und schluckte es auf einmal hinab. „Nein,“ sagte er, „das ist nicht der rechte.“ Der Mundschenk sah ihn schief an, ging aber und wollte ihn aus einem andern Faß geben, das für des Königs Marschall war. Sprach der Löwe: „Halt! erst will ich den Wein versuchen“, zapfte sich ein halbes Maß und trank es. „Der ist besser, aber noch nicht der rechte.“ Da ward der Mundschenk böse und sprach: „Was so ein dummes Vieh vom Wein verstehen will!“ Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unsanft zur Erde fiel; und als er sich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz stillschweigens in einen kleinen besonderen Keller, wo des Königs Wein lag, von dem sonst kein Mensch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte sich erst ein halbes Maß und versuchte den Wein; dann sprach er: „Das kann von dem rechten sein“, und hieß den Mundschenk sechs Flaschen füllen. Nun stiegen sie herauf; wie der Löwe aber ins Freie kam, schwankte

er hin und her, und war ein wenig trunken, und der Mundschenk mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen: da nahm er den Korb und brachte ihn seinem Herrn. Sprach der Jäger: „Sieht Er, Herr Wirth? da hab' ich Brod, Fleisch, Zugemüse, Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat: nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten", und setzte sich hin, aß und trank, und gab dem Hasen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bär und dem Löwen auch davon zu essen und zu trinken, und war guter Dinge; denn er sah, daß ihn die Königstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, sprach er: „Herr Wirth, nun hab' ich gegessen und getrunken, wie der König ißt und trinkt: jetzt will ich an des Königs Hof gehen und die Königstochter heirathen." Fragte der Wirth: „Wie soll das zugehen, da sie schon einen Bräutigam hat und heute soll vermählt werden?" Da zog der Jäger das Taschentuch heraus, das ihm die Königstochter auf dem Drachenberge gegeben, und worin die sieben Zungen des Unthiers eingewickelt waren und sprach: „Dazu soll mir helfen, was ich da in der Hand halte." Da sah der Wirth das Tuch an und sprach: „Wenn ich alles glaube, so glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran setzen." Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tausend Goldstücken, stellte ihn auf den Tisch und sagte: „Das setze ich dagegen."

Nun sprach der König an der königlichen Tafel zu seiner Tochter: „Was haben die wilden Thiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein- und ausgegangen sind?" Da antwortete sie: „Ich darfs nicht sagen: aber schickt hin und laßt den Herrn dieser Thiere holen, so werdet Ihr wohl thun." Der König schickte einen Diener ins Wirthshaus und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade, wie der Jäger mit dem Wirth gewettet hatte. Da sprach er: „Sieht Er, Herr Wirth? da schickt der König einen Diener und läßt mich einladen, aber ich gehe so noch nicht." Und zu dem Diener sagte er: „Ich lasse den Herrn König bitten, daß er mir königliche Kleider schickt, einen Wagen mit sechs Pferden, und Diener, die mir aufwarten." Als der König die Antwort hörte, sprach er zu seiner Tochter: „Was soll ich thun?" Sagte sie: „Laßt ihn holen, wie er's verlangt, so werdet Ihr wohl thun." Da schickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit sechs Pferden, und Diener, die ihm aufwarten sollten. Als der Jäger sie kommen sah, sprach er: „Sieht Er, Herr Wirth? nun werde ich abgeholt, wie ich es verlangt habe", und zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen, und fuhr zum König. Als ihn der König kommen sah, sprach er zu seiner Tochter: „Wie soll ich ihn empfangen?" Antwortete sie: „Geht ihm entgegen, so werdet Ihr wohl thun." Da ging ihm der König entgegen und führte ihn herauf, und seine Tochter folgte ihm nach. Der König wies ihm einen Platz an neben sich und seiner Tochter; der Marschall saß auf der andern Seite als Bräutigam: aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen, und der König sprach: „Die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen, darum geb' ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin." Da stand der Jäger auf, öffnete die sieben Rachen und sprach: „Wo sind die sieben Zungen des Drachen?" Da erschrak der Marschall, ward bleich und wußte nicht, was er antworten sollte; endlich sagte er in der Angst: „Drachen haben keine Zungen." Sprach der Jäger: „Die Lügner sollten keine haben, aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des

Siegers", und wickelte das Tuch auf — da lagen sie alle sieben darin; und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehörte, und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter gestickt war, und zeigte es der Jungfrau und fragte sie, wem sie es gegeben hätte? da antwortete sie: „Dem, der den Drachen getödtet hat." Und dann rief er sein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Löwen das goldene Schloß ab, und zeigte es der Jungfrau und fragte, wem es angehörte? Antwortete sie: „Das Halsband und das goldene Schloß waren mein: ich habe es unter die Thiere vertheilt, die den Drachen besiegen halfen." Da sprach der Jäger: „Als ich nach dem Kampf müde und matt war, und geruht und geschlafen habe, da ist der Marschall gekommen und hat mir den Kopf abgehauen, und hat die Königstochter weggetragen und vorgegeben: er sei es gewesen, der den Drachen getödtet habe; und daß er gelogen hat, beweise ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband." Und dann erzählte er, wie ihn seine Thiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten, und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen und endlich wieder hierher gekommen wäre, wo ihm der Betrug des Marschalls vom Wirth sei erzählt worden. Da fragte der König seine Tochter: „Ist es wahr, daß dieser den Drachen getödtet hat?" Da antwortete sie: „Ja, es ist wahr; nun darf ich auch die Schandthat des Marschalls offenbaren, weil sie ohne mein Zuthun an den Tag gekommen ist; denn er hat mir das Versprechen zu schweigen abgezwungen. Darum aber habe ich mir ausgehalten, daß erst in Jahr und Tag die Hochzeit sollte gefeiert werden." Da ließ der König zwölf Rathsherren rufen, die sollten über den Marschall Urtheil sprechen; und die urtheilten, daß er müßte von vier Ochsen zerrissen werden. Also ward der Marschall gerichtet; der König aber übergab seine Tochter dem Jäger, und der wurde zum Statthalter des Königs im ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeiert, und der junge König ließ seinen Vater und Pflegevater holen, und überhäufte sie mit Schätzen. Den Wirth vergaß er auch nicht, und ließ ihn kommen und sprach zu ihm: „Sieht Er, Herr Wirth? die Königstochter habe ich geheirathet, und sein Haus und Hof sind mein." Sprach der Wirth: „Ja, das wäre nach den Rechten." Der junge König aber sagte: „Es soll nach Gnaden gehen, Haus und Hof soll Er behalten, und die tausend Goldstücke schenke ich ihm noch dazu."

Nun waren der junge König und die junge Königin guter Dinge und lebten vergnügt zusammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das seine Freude war, und die Thiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald, von dem hieß es, er wäre nicht geheuer, und wär einer erst darin, so käm' er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Lust, darin zu jagen, und ließ dem alten König keine Ruhe, bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus, und als er zu dem Walde kam, sah er eine schneeweiße Hirschkuh darin, und sprach zu seinen Leuten: „Haltet hier, bis ich zurückkomme, ich will das schöne Wild jagen"; und ritt ihm nach in den Wald hinein, und nur seine Thiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend, aber er kam nicht wieder; da ritten sie heim und erzählten der Königin: „Der junge König ist im Zauberwald einer weißen Hirschkuh nachgejagt, und ist nicht wieder gekommen." Da war sie in großer Besorgniß um ihn. Er aber war dem schönen Wild immer nachgeritten, und konnte es niemals einholen; wenn er meinte, es wäre schußrecht, so war's

gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verschwand es ganz. Nun merkte er, daß er tief in den Wald hinein gerathen war, nahm sein Horn und blies; aber er bekam keine Antwort, denn seine Knechte konnten's nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, sah er, daß er diesen Tag nicht heim kommen könnte, stieg ab, machte sich bei einem Baum ein Feuer an und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer saß und seine Thiere sich auch neben ihn gelegt hatten, däuchte ihn, eine menschliche Stimme zu hören; er schaute um sich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Aechzen, wie von oben her: da schaute er in die Höhe und sah ein altes Weib auf dem Baume sitzen, das jammerte in einem fort: „Hu hu hu, was mich friert!" Sprach er: „Steig herab und wärme dich, wenn dich friert!" Sie aber sagte: „Nein, deine Thiere beißen mich." Antwortete er: „Sie thun dir nichts, altes Mütterchen, komm nur herunter!" Sie war aber eine Hexe und sprach: „Ich will dir eine Ruthe von dem Baum herabwerfen, wenn du sie damit auf den Rücken schlägst, thun sie mir nichts." Da warf sie ihm ein Rüthlein herab, und er schlug sie damit: alsbald lagen sie still und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Thieren sicher war, sprang sie herunter und rührte ihn auch mit einer Ruthe an, und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte sie und schleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo schon mehr solcher Steine lagen.

Als aber der junge König gar nicht wieder kam, ward die Angst und Sorge der Königin immer größer. Nun trug sich zu, daß gerade in dieser Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Osten gewandert war, in das Königreich kam. Er hatte einen Dienst gesucht, und keinen gefunden; war dann herumgezogen hin und her, und hatte seine Thiere tanzen lassen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem Messer sehen, das sie bei ihrer Trennung in einen Baumstamm gestoßen hatten, um zu erfahren, wie es seinem Bruder ginge. Wie er dahin kam, war seines Bruders Seite halb verrostet, und halb war sie noch blank. Da erschrak er und dachte: „Meinem Bruder muß ein großes Unglück zugestoßen sein; doch kann ich ihn vielleicht noch retten, denn die Hälfte des Messers ist noch blank", und zog mit seinen Thieren gen Westen. Als er in das Stadtthor kam, trat ihm die Wache entgegen und fragte, ob sie ihn bei seiner Gemahlin melden sollten, die junge Königin wäre schon seit ein paar Tagen in großer Angst über sein Ausbleiben, und fürchtete, er wäre im Zauberwald umgekommen — denn die Wache glaubte nicht anders, als es wäre der junge König selbst, so ähnlich sah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter sich laufen. — Da merkte er, daß von seinem Bruder die Rede war, und dachte: „Es ist das beste, ich gebe mich für ihn aus, so kann ich ihn wohl leichter erretten." Also ließ er sich von der Wache ins Schloß begleiten, und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Königin meinte nicht anders, als es wäre ihr Gemahl. Er erzählte ihr, daß er sich in dem Walde verirrt hätte, und nicht eher wieder sich herausfinden können. Abends ward er in das königliche Bett gebracht, aber er legte ein zweischneidiges Schwert zwischen sich und die Königin — sie wußte nicht, was das heißen sollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage und erforschte derweil alles, wie es mit dem Zauberwalde war; endlich sprach er: „Ich muß noch einmal dort jagen!" Der König und die junge Königin wollten es ihm ausreden; aber er bestand darauf, und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er in den Wald kam,

sah er, wie sein Bruder, eine weiße Hirschkuh, und sprach zu seinen Leuten: „Bleibt hier und wartet, bis ich wiederkomme, ich will das schöne Wild jagen“, ritt in den Wald hinein, und seine Thiere liefen ihm nach. Nun erging es ihm nicht anders, als seinem Bruder: die Hirschkuh konnte er nicht einholen, und gerieth so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hörte er über sich ächzen: „Hu hu hu, wie mich friert!“ Da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er: „Wenn dich friert, so komm herab, altes Mütterchen, und wärme dich!“ Antwortete sie: „Nein, deine Thiere beißen mich.“ Er aber sprach: „Sie thun dir nichts.“ Da rief sie: „Ich will dir eine Ruthe hinabwerfen, wenn du sie damit schlägst, so thun sie mir nichts.“ Wie der Jäger das hörte, traute er der Alten nicht und sprach: „Meine Thiere schlag ich nicht; komm du herunter, oder ich hol' dich.“ Da rief sie: „Was willst du wohl? du thust mir noch nichts.“ Er aber antwortete: „Kommst du nicht, so schieß ich dich herunter.“ Sprach sie: „Schieß nur zu! vor deinen Kugeln fürchte ich mich nicht.“ Da legte er an und schoß nach ihr, aber die Hexe war fest gegen alle Bleikugeln, lachte, daß es gellte, und rief: „Du sollst mich noch nicht treffen.“ Aber der Jäger wußte Bescheid, riß sich drei silberne Knöpfe vom Rock, lud sie in die Büchse — denn dagegen war ihre Kunst umsonst — und als er losdrückte, stürzte sie gleich mit Geschrei herab. Da stellte er den Fuß auf sie und sprach: „Alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst, wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf und werfe dich ins Feuer.“ Sie war in großer Angst, bat um Gnade und sagte: „Er liegt mit seinen Thieren versteinert in einem Graben.“ Da zwang er sie, mit hinzugehen, und sprach: „Alte Meerkatze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe, die hier liegen, lebendig, oder du kommst ins Feuer.“ Sie nahm eine Ruthe und rührte die Steine an — da wurde sein Bruder mit den Thieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute, Handwerker, Hirten standen auf, dankten für ihre Befreiung und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als sie sich wiedersahen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie und legten sie ins Feuer, und als sie verbrannt war, da that sich der Wald von selbst auf, und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drei Stunden Weges sehen.

Nun gingen die zwei Brüder zusammen nach Haus und erzählten einander auf dem Wege ihre Schicksale. Und als der jüngste sagte, er wäre an des Königs Statt im ganzen Lande, sprach der andere: „Das hab' ich wohl gemerkt, denn als ich in die Stadt kam und für dich angesehen wurde, da geschah mir alle königliche Ehre; die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl, und ich mußte an ihrer Seite essen und in deinem Bette schlafen.“ Wie das der andere hörte, ward er so eifersüchtig und zornig, daß er sein Schwert zog und seinem Bruder den Kopf abschlug. Als dieser aber todt da lag und er sein rothes Blut fließen sah, reute es ihn gewaltig, und er sprach: „Mein Bruder hat mich erlöst, und ich habe ihn dafür getödtet!“ und jammerte laut. Da kam sein Hase und sagte, er wolle von der Lebenswurzel holen, sprang fort und brachte sie noch zur rechten Zeit; und der Todte wurde wieder lebendig, und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen sie weiter und der jüngste sprach: „Du siehst aus, wie ich, hast königliche Kleider an, wie ich, und die Thiere folgen dir nach, wie mir; wir wollen zu den entgegengesetzten Thoren eingehen, und von zwei Seiten

zugleich beim alten König anlangen.“ Also trennten sie sich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Thore und meldete, der junge König mit seinen Thien wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König: „Es ist nicht möglich; die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.“ Indem aber kamen von zwei Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein, und stiegen beide herauf. Da sprach der König zu seiner Tochter: „Sag an, welcher ist dein Gemahl? Es sieht einer aus, wie der andere — ich kann's nicht sagen.“ Sie war da in großer Angst und wußte es nicht; endlich fiel ihr das Halsband ein, das sie den Thieren gegeben hatte, und sah an dem Löwen ihres Gemahls das goldene Schlößchen; da sprach sie vergnügt: „Dieser ist mein rechter Mann.“ Da lachte der junge König und sagte: „Ja, das ist der rechte“; und sie setzten sich zusammen zu Tisch, aßen und tranken und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett ging, sprach seine Frau: „Warum hast du die vorigen Nächte immer ein zweischneidiges Schwert in unser Bett gelegt? ich habe geglaubt, du wolltest mich todtschlagen.“ Da erkannte er, wie treu sein Bruder gewesen war.

---

6. Die Elfen.

Von L. Tieck.

Wie war Marie verwundert. Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten; blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen; in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher; einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sammelten Blumen und schenkten sie einander; andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. „Kommst du, uns auch einmal zu besuchen?“ sagte das glänzende Kind; „ich habe dich draußen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet.“ — „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben,“ sagte Marie, „wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein.“ — „Bleib nur bei uns,“ sagte die wunderbare Kleine, „es soll dir schon gefallen.“ — „Aber wir laufen ja in die Wette.“ — „Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!“ — Marie aß, und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. „Schönste Dame,“ sagte Marie, „von ohngefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten.“ „Du weißt, Zerina,“ sagte die Schöne, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich

erst fragen sollen." „Ich dachte," sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun;" auch haben wir sie oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen."

„Nein, ich will hier bleiben," sagte die Fremde, „denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen; draußen ist es nicht so herrlich."

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: „Ich will immer bei euch bleiben und ihr sollt meine Schwestern sein," worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. „Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen," sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder und andere erschienen an ihrer Stelle. „Jetzt," sagte Zerina, „mache dich auf etwas Größeres gefaßt." Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. „Fasse dich fest mit mir," sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich und die beiden Kinder hielten sich, hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken, umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszu-

hauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte in der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke auseinander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andere, höckrigt und krummbeinigt, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn über gebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Gebärden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter, eingeschrumpfter, kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Scepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. „Was gibt's wieder?" fragte er mürrisch, als ihm die Kinder etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. „Immer die alten Kindereien!" sagte der Alte; „wird der Müßiggang nie aufhören?" Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andere Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. „Wer ist der Herr?" fragte Marie; „unser Metallfürst," sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. „Diese Wasser rechts," sagte das glänzende Kind, „fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter." Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andere hielten rothe Korallenzacken, und wieder andere bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wieder; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. „Geht es recht lustig zu?" fragte Zerina. „Sie sind eben in Thätigkeit," antwortete jene, „und so freudig, wie man sie nur sehen kann, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm."

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Krystall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen, aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: „Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!“

Marie fühlte die Hitze. „Warum kommen nur,“ sagte sie, „die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus, und spielen mit uns?“ Wie du in der Luft lebst,“ sagte jene, „so müssen sie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verschmachten. Sieh' nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.“

Hier hatte sich die Scene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still und die Kinder schliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern luftwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: „Laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort aussehn mag.“ „Gern,“ sagte Zerina, „so kannst du auch zugleich dorten unsere Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen.“ Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begrenzte. „Wie kommt es nur,“ fragte Marie, „daß wir innerhalb dieses Gartens so weit zu gehen haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete die Freundin, „wie es zugeht, aber es ist so.“ Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen, bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eule nicht unähnlich; sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Rockelor hervorstarrten, wehten und fächelten sie unablässig. „Ich möchte lachen und mir graut“, sagte Marie. „Diese sind unsere guten fleißigen Wächter,“ sagte die kleine Gespielin, „sie stehen hier und wehen, damit Jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals

Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar."

„Aber wer seid ihr denn," fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunterstiegen, „oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?"

„Wir heißen Elfen," sagte das freundliche Kind, „man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe."

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. „Der schöne Vogel ist angekommen!" riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten, und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

„Warum seid ihr alle so in Freude?" fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. „Der König kommt!" sagte die Kleine, „den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit: wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königes gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix gibt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königs ist dir nicht vergönnt."

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang; „du

mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind," sagte sie; "der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unserer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl." Sie traten heraus, Zerina weinte, Maria bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich.

---

7. Das Märchen von dem Witzenspitzel.

Von Clemens Brentano

Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter seinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenspitzel, und er liebte ihn über alles und überhäufte ihn mit tausend Gnaden und Geschenken, weil Witzenspitzel ungemein klug und artig war, und alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausrichtete. Wegen dieser großen Gunst des Königs waren alle die anderen Hofdiener sehr neidisch und böse auf Witzenspitzel.

Denn wurde seine Klugheit belohnt mit Gelde,
So wurde ihre Dummheit bestraft mit Schelte;
Und erhielt Witzenspitzel vom König großen Dank,
So erhielten sie von ihm großen Zank;
Kriegte Witzenspitzel einen neuen Rock,
So zerschlug er auf ihnen einen neuen Stock;
Durfte Witzenspitzel des Königs Hand küssen,
So traktirte der König sie mit Kopfnüssen.

Darüber wurden sie nun gewaltig zornig, und brummten und zischelten den ganzen Tag und steckten überall die Köpfe zusammen und überlegten, wie sie den Witzenspitzel sollten um die Liebe des Königs bringen. Der eine streute Erbsen auf den Thron, damit Witzenspitzel stolpern und den gläsernen Scepter zerbrechen sollte, den er dem König überreichen mußte; der andere nagelte ihm Melonenschalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten sollte und dem König den Rock begießen, wenn er ihm die Suppe brachte; der dritte setzte allerlei garstige Mücken in einen Strohhalm und blies sie dem König in die Perücke, wenn Witzenspitzel ihn frisirte; der vierte that wieder etwas anderes, und so versuchte jeder etwas, den Witzenspitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenspitzel aber war so klug, behutsam und vorsichtig, daß alles umsonst war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anschläge nichts fruchten wollten, versuchten sie etwas anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte und der ihm alles zum Possen that. Das war ein Riese, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berge, wo er in einem dicken dunkeln Walde, in einem prächtigen Schlosse hauste, und hatte außer seiner Frau, die Dickedull hieß, niemand bei sich, als einen Löwen Hahnebang, und einen

Bären Honigbart, und einen Wolf Lämmerfraß, und einen erschrecklichen Hund Hasenschreck, das waren seine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum eine sehr schöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink; und der König Rundumherum, der gerne alle Länder um sein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin, Frau Flugs, gar gerne zu seiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber sagen, daß noch viele andere Könige sie auch gerne zur Gemahlin hätten, daß sie aber keinen nehmen wolle, als den allergeschwindesten, und daß der, welcher am nächsten Montag, Morgens um halb zehn Uhr, wenn sie in die Kirche gehe, zuerst bei ihr wäre, sie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben sollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle seine Diener zusammenkommen und fragte sie: „Wie soll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerst in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?“

Da antworteten ihm seine Diener: „Ihr müßt machen, daß ihr dem Riesen Labelang sein Pferd Flügelbein bekommt; wenn ihr darauf reitet, kömmt euch niemand zuvor, und um dieses Pferd zu erhalten, wird niemand geschickter sein, als der Edelknabe Witzenspitzel, der ja alles zu Stande bringt.“

So sagten die bösen Diener und hofften schon, der Riese Labelang werde den Witzenspitzel gewiß umbringen. Der König befahl also dem Witzenspitzel, er solle das Pferd Flügelbein bringen.

Witzenspitzel erkundigte sich um alles recht genau, wie es bei dem Riesen Labelang beschaffen sei, und dann nahm er sich einen Schiebekarren und stellte sich einen Bienenkorb darauf, und nahm einen Sack, da steckte er einen Gockelhahn hinein und einen Hasen und ein Lamm, und legte ihn auch auf den Karren; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitsche um, machte sich ein paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marschirte mit seinem Schiebkarren ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, sah er das Schloß des Riesen Labelang vor sich. Und es ward Nacht, und er hörte, wie der Riese Labelang und seine Frau Dickedull, und sein Löwe Hahnebang, und sein Bär Honigbart, und sein Wolf Lämmerfraß, und sein Hund Hasenschreck gewaltig schnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und scharrte mit den Füßen in dem Stall.

Da nahm Witzenspitzel leise, leise seinen langen Strick und spannte ihn vor die Schloßthüre von einem Baum zum andern und stellte die Schachtel mit Schnupftabak dazwischen; dann nahm er den Bienenkorb und setzte ihn an einen Baum in den Weg, und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los, und setzte sich mit dem Sack, worin er den Hahn, das Lamm und den Hasen hatte, drauf, und gab ihm die Sporen und trieb es hinaus.

Das Pferd Flügelbein aber konnte sprechen und schrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang!
Honigbart und Hahnebang!
Lämmerfraß und Hasenschreck!
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg!“

und dann galopirte es fort, was gibst du, was hast du!

Da wachte der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geschrei des Pferdes Flügelbein; geschwind weckten sie den Bären Honigbart und den

Löwen Hahnebang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Hasenschreck auf, und alle stürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenspitzel mit dem Pferde Flügelbein zu fangen.

Aber der Riese Labelang und seine Frau Dickedull stolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenspitzel vor der Thüre gespannt hatte und perdauz — da fielen sie gerade mit den Augen und der Nase in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin gestellt hatte, und rieben sich die Augen und nieften einmal über das andermal, und der Labelang sagte: „Zur Gesundheit, Dickedull!“ — „Ich danke,“ sagte Dickedull; dann sagte sie: „Zur Gesundheit, Labelang!“ und, „Ich danke,“ sagte Labelang, und bis sie sich den Tabak aus den Augen geweint und aus der Nase genieft hatten, war Witzenspitzel schier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerst hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, reizte ihn die Lust zum Honig und er wollte ihn fressen; da schnurrten die Bienen heraus und zerstachen ihn so, daß er halb blind zurück ins Schloß lief. Witzenspitzel war schon weit aus dem Wald, da hörte er hinter sich den Löwen Hahnebang kommen; geschwind nahm er den Gockelhahn aus seinem Sack, und als der auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnebang sehr angst und er lief zurück. Nun hörte Witzenspitzel den Wolf Lämmerfraß hinter sich. Da ließ er geschwind das Lamm aus seinem Sack laufen, und dem sprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nahe der Stadt, da hörte er hinter sich ein Gebelle, und wie er sich umschaute, sah er den Hund Hasenschreck angelaufen kommen. Geschwind ließ er nun den Hasen aus dem Sack laufen, und da sprang der Hund dem Hasen nach, und er kam mit Flügelbein glücklich in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenspitzel sehr für das Pferd; die falschen Hofdiener aber ärgerten sich, daß er so mit heiler Haut wieder gekommen war. Am nächsten Montag setzte sich der König gleich auf sein Pferd Flügelbein und ritt zur Königin Flugs, und das Pferd lief so geschwind, daß er viel früher da war und schon mehrere Tänze auf seiner Hochzeit mit der Königin gemacht hatte, als die andern Könige aus der Gegend erst ankamen. Da er nun mit seiner Königin nach Hause ziehen wollte, sagten seine Diener zu ihm: „Ihro Majestät haben zwar das Pferd des Riesen Labelang; aber wie herrlich wäre es, wenn sie auch dessen prächtige Kleider hätten, die alles übertreffen, was man bis jetzt gesehen, und der geschickte Witzenspitzel wird dieselben ganz gewiß herbeischaffen, wenn es ihm befohlen wird.“

Der König bekam gleich eine große Lust nach den schönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenspitzel abermal den Auftrag. Als dieser sich nun auf den Weg machte, dachten die falschen Hofdiener, er würde diesmal dem Riesen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenspitzel nahm diesmal nichts mit, als einige starke Säcke, und kam wieder vor das Schloß des Labelang, wo er sich auf einem Baum setzte und lauerte, bis alles im Schlosse zu Bette sei. Als alles still geworden war, stieg er vom Baum herunter, da hörte er auf einmal die Frau Dickedull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopfe so niedrig, hole mir doch draußen ein Bund Stroh.“ Da schlüpfte Witzenspitzel geschwind in den Bund Stroh und Labelang trug ihn mit sammt dem Bund in seine Stube, steckte ihn unter das Kopfkissen und legte sich dann auch ins Bett.

Als sie ein wenig eingeschlafen waren, streckte Witzenspitzel die Hand aus dem Stroh, und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren, und dann die Frau Dickedull auch, worüber beide erwachten, und weil Eines glaubte, das Andere habe es gerauft, sich einander gewaltig im Bett zerprügelten, während welchem Streit Witzenspitzel aus dem Stroh herauskroch und sich hinter das Bett setzte.

Da sie wieder ruhig eingeschlafen waren, packte Witzenspitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in seinen Sack und band diesen leise, leise dem schlafenden Löwen Hahnebang an den Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Hasenschreck, welche alle herum schliefen, an die Bettlade des Riesen fest, und machte die Thüre weit, weit auf. Er hatte alles so in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Riesen seine schöne Bettdecke noch mitnehmen, und zupfte ganz sachte, sachte an dem Zipfel, bis er sie herunter gezogen, wickelte sich hinein und setzte sich auf den Sack voll Kleider, den er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte Nachtluft durch die offene Thüre der Frau Dickedull an die Beine, sie wachte auf und rief: „Labelang! du nimmst mir die Decke weg, ich liege ganz bloß“ — „Dickedull! du hast mir die Bettdecke genommen,“ — darüber fingen sie sich wieder an zu schlagen und zu zanken, und Witzenspitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten sie etwas und riefen! „Dieb da! Dieb da! Auf Hahnebang! auf Lämmerfraß! Honigbart und Hasenschreck! Dieb da!“ Da wachten die Thiere auf, und der Löwe Hahnebang sprang fort; weil er aber den Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenspitzel in die Bettdecke gewickelt saß, fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her, und fing einige Mal an, wie ein Hahn kikriki, kikriki zu schreien; da kriegte der Löwe eine solche Angst, daß er immer, immer zulief, bis in das Stadtthor, wo Witzenspitzel ein Messer herauszog und hinten den Strick abschnitt, so daß der Löwe, der im besten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und so mit dem Kopf wider das Thor rannte, daß er todt an die Erde fiel.

Die andern Thiere, welche Witzenspitzel an die Bettstelle des Riesen gebunden hatte, konnten diese nicht zum Thore hinausbringen, weil sie zu breit war, und zerrten die Bettlade so in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull herausfielen, und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund todtschlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadtthor gethan hatte, hörte, öffnete sie das Thor, und Witzenspitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieser vor Freude aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch solche Kleider gesehen worden. Es war dabei ein Jagdrock von den Pelzen aller vierfüßigen Thiere so schön zusammengenäht, daß daran die ganze Geschichte des Reinecke Fuchs zu sehen war. Weiter ein Vogelstellerrock, von den Federn aller Vögel der Welt, vorn ein Adler, hinten eine Eule, und in der Tasche eine Drehorgel und ein Glockenspiel, welche wie alle Vögel durcheinander sangen. Dann ein Bade- und Fischfängerkleid, aus allen Fischhäuten der Welt so zusammengenäht, daß man einen ganzen Wallfisch- und Härings-fang darauf sah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf alle Arten von Blumen und Kräutern, Salat und Gemüs abgebildet war. Was aber alles übertraf, war die Bettdecke; sie war von lauter Fledermaus-

pelzen zusammengenäht, und alle Sterne des Himmels mit Brillanten darauf gestickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenspitzel wurde geküßt und gedrückt, und seine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder so glücklich dem Riesen Labelang entgangen sei.

Doch ließen sie den Muth nicht sinken, und setzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr, als das Schloß des Labelang selber, dann hätte er alles, was ihm zu wünschen übrig sei, und der König, der ein rechter Kindskopf war, und alles haben wollte, was ihm einfiel, sagte gleich zu Witzenspitzel, er sollte ihm das Schloß des Labelang schaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenspitzel besann sich nicht lang und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Riese nicht zu Hause, und in der Stube hörte er etwas schreien, wie ein Kalb, da guckte er durchs Fenster und sah, daß die Riesin Dickedull einen kleinen Riesen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und schrie wie ein Kalb, während sie dabei Holz hackte.

Witzenspitzel ging hinein und sagte: „Guten Tag, große, schöne, breite, dicke Frau! Wie mögt ihr euch nur bei dem allerliebsten Kinde so viele Arbeit machen, habt ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo ist denn euer lieber Herr Gemahl?“ — „Ach!“ sagte die Dickedull, „mein Mann Labelang ist ausgegangen, die Herren Gevatter einzuladen, wir wollen einen Schmaus halten; und nun soll ich alles allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und Bären und den Hund, die uns sonst geholfen, todtgeschlagen, und der Löwe ist auch fort.“

„Das ist freilich sehr beschwerlich für euch,“ sagte Witzenspitzel, „wenn ich euch helfen kann, soll mir es lieb sein.“

Da bat ihn die Dickedull, er solle ihr nur vier Stücke Holz klein machen, und Witzenspitzel nahm die Axt und sagte zu der Riesin: „Haltet mir das Holz ein wenig!“ — Die Riesin bückte sich und hielt das Holz: da hob Witzenspitzel die Axt auf und ratsch hieb er der Dickedull den Kopf ab, und risch dem kleinen Riesen Mollakopp auch, und da lagen sie.

Nun machte er ein großes, tiefes Loch gerade vor die Thür des Schlosses, und warf die Dickedull und Mollakopp hinein, und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu; dann steckte er in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln darauf und nahm einen blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! es lebe Ihro Majestät, der König Rundumherum!“ — —

Als Labelang Abends nach Hause kam und die vielen Lichter in seinem Schloß sah und das Vivatgeschrei hörte, ward er ganz rasend vor Zorn, und rannte mit solcher Wuth gegen die Thüre, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geschrei in der Grube gefangen lag, welche Witzenspitzel dann mit Erde und Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenspitzel den Schlüssel des Riesenschlosses und brachte ihn dem König Rundumherum, der sich sogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzessin Flink, und Witzenspitzel nach dem Schloß begab und alles betrachtete. Nachdem sie vierzehn Tage an allen den vielen Stuben, Kammern, Kellerlöchern, Dachluken, Ofenlöchern, Feueröfen, Küchen-

heerden, Holzställen, Speisekammern, Rauchkammern und Waschküchen u. dgl. betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenspitzel, was er zur Belohnung für seine treuen Dienste haben wollte; da sagte er: „die Prinzessin Flink“, und die war es auch zufrieden; da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenspitzel und die Prinzessin Flink blieben auf dem Riesenschloß wohnen, wo sie bis auf diesen Tag zu suchen sind.

---

8. Gockels Leichenrede auf Alektryo.

Von Clemens Brentano.

Gockel weigerte sich lange, dem Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen; dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letztenmale mit lauter Stimme, und unterdessen schwang Gockel das Grafenschwert, und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel, und der todte Hahn daneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina, und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte Alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahnes wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davonschweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit der Erde zu, und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmüthige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechtes überhaupt, unter Anderm aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgene Herz der Menschen? Wer gibt dem Hahne Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafe erwecket, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Werke des Lichts.“ O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb, und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue wie Petrum. Sein Geschrei ermuthigt das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte gehet wohl, der Löwe, mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich Keiner erheben darf“ — aber dennoch fürchtet der Löwe, der niemand fürchtet, den Hahn, und fliehet seinen Anblick und sein Geschrei; denn der Feind, der umgeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erweckt, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier so erhöhet; die weisesten Männer setzten sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen

der Thürme, über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und der Wächter. So auch stehet des Hahnen Bild auf dem Deckel des ABC-Buchs, die Schüler zu ermahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist doch das Beispiel des Hahnen. Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie Andern lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke gen Himmel, sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zur gemessenen Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwachen aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt, um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Nachtwache aus, und drei Stunden gegen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist geziert mit Busch und rother Helmdecke, und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse, stark ist seine Brust, wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet, gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn; schreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebt der Hahn seine Familie! dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: „Bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht; die süßen Triebe mit zu fühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht.“ — Stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Aesculap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten verdenken, daß sie sich Alektryo's bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die incognito krähte. Ja, wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!“ u. s. w.

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gockeleia unterbrochen, auch alle Vöglein waren sehr gerührt und weinten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinten Frau Hinkel und Gockeleia noch, und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und des Alektryo Schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen, herzlichen Gebet.

9. Der Eßkünstler.

Von Ludwig Börne.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht; denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herrn, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich, wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeltliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnt hatte, daß das Essen etwas viel Erhabneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester versammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheil, er war eine halbe Stunde früher, als die übrigen Gäste, im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elastizität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanz-

boden des Eß-Instrumentes ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exercitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w., nur zur Auswahl da; aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz brachte er sämmtlich auf seinen Teller, und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthurs Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher

Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern, von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand, als bei der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit, vor so vielen Gästen zu erscheinen, ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompot als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie, und seine Brust war frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einigemal darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehreremal ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Pudding-Portion verzehrt (denn er theilte seine Speise-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen), dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn

aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: „jetzt nicht, aber später, mein Freund!" Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch eine Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen.

In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . . Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über den Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern, zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehn stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andern nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unsers Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehul's Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht und ließ, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Auch unsern Künstler machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 15 für die gute Sache gefochten und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen;

er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Mann zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution um so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nichts anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art prakticirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen, und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sei eine Frau eine noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Staël: aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte sich wieder schadlos, indem

er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

---

10. Die Glocken.

Von Karl Stöber.

Zween Jünglinge wanderten einst vom Dorfe heim in die Stadt und sprachen miteinander Mancherlei von gestern und heute. Die Glocken auf den Kirchthürmen im Thal blieben auch nicht stumm, sondern redeten nah und fern in hellen und dumpfen Lauten. Daran hatte David, der eine der beiden Gesellen, ein herzliches Wohlgefallen und sprach: „Es ist mir doch nichts lieber, als dieses Abendläuten, und ist's möglich, so möcht ich einmal unter solch einem Requiescat im Tode entschlafen.“ Aber Diebald, sein Kamerad, antwortete und sprach: „Ei, was Abendläuten! Das Eßglöcklein ist mir viel ergötzlicher denn alle Glocken groß und klein, welche geläutet werden von einem Ende der Christenheit bis zum andern.“

Und von Stund an schieden sich die Wege der zween Jünglinge. Diebald ging hin und erbte die Güter seines Vaters, und sprach zu seiner Seele: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und sei gutes Muths!“ Und seine Seele ließ sich solches nicht zweimal sagen, sondern dachte an weiter nichts mehr, denn an Essen und Trinken.

Seine Tagesordnung aber war diese. Wenn er früh um die neunte oder zehnte Stunde die große Reise von Betthausen nach Armstuhl vollendet und ein- oder zweimal gegähnt hatte, machte er sich an den Morgenimbiß. Und wenn er der silbernen Kaffeekanne auf den Grund schauen konnte, ging er an sein Tagewerk, und schrieb auf einen Zettel, was sein Mundkoch für den Mittagstisch zurichten sollte. Und wenn er seine besten Gedanken also zu Papier gebracht hatte, spielte er ein halbes Stündlein mit Gabel und Kelchglas. Und wenn er ein Rebhühnlein zergliedert oder die Tiefen einer Pastete erforscht hatte, studirte er die Speisezettel, welche ihm seine Geschäftsfreunde aus Frankreich und England zuschickten. Und wenn er sich daran erbaut hatte, erquickte er sich auch leiblich an seinem eigenen Tisch und kostete von allen fünf Schüsseln mit Beifall oder Tadel, jenachdem es der Mundkoch nach seinem Willen getroffen hatte oder nicht, worauf er aus Nächstenliebe gegen seinen Magen ein Stündlein schlummerte. Gegen Abend aber begab er sich in eine Gesellschaft, wo viel gesotten und gebraten, und gebacken und gebraut wurde ohne Feuer. Und da er in die etlichen Krüglein Bier, so er in dieser

Garküche trank, nichts brockte, so wurde er wieder sehr hungrig, und that auch der Abendmahlzeit daheim oder im Gasthofe ihre Ehre an. Weil aber auf solche Weise den Tag über sein Kopf fast leer ausging, so bedachte er ihn noch mit einem warmen Schlaftränklein aus Gewürz und allerlei starken Geistern, und ging so durch stille Nebel ein in das stille Land der Träume.

Die zwölf Himmelszeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische — that Herr Diebald in seinem Kalender ab, bis auf zwei, und setzte dafür: Schnepf, Spargel, Hirsch, Feldhuhn, Lerche, Fasan, Wildschwein, Austern und Schildkröte.

Und diese Leckerbißlein, von den Schnepfen bis zu den Schildkröten und hundert andern dazwischen, bekamen dem Herrn Diebald, wie das Wasser dem Kürbis. Er schwoll wie ein Kürbis, er ward rund wie ein Kürbis, er glänzte wie ein Kürbis, er nahm, wo er aß, einen großen Platz ein wie der Kürbis, und wenn er seine kurzen Füße unter dem Tischtuch hatte und seine Hände dabei, konnte man leicht in Versuchung gerathen, ihn mit den Früchten zu vergleichen, die in Ungarn wachsen und sehr schwer werden, wenn Frühregen und Spätregen kommen zu rechter Zeit. So verschwand seine Nase zwischen den Wangen, so tief lagen seine Augen im Fett, so wenig war mehr von einem Hals übrig geblieben, so zufrieden war er mit sich selbst.

Zuletzt erstickte Herr Diebald in seinem Saft. Und weil wir aus dem Orbis Pictus wissen, daß Leib und Seele des Menschen einerlei Form haben, so erschrak St. Petrus an der engen Pforte über die Gestalt, die da sagte, sie sei ein Mensch, und aussah wie ein Kürbis. Und da der heilige Pförtner in Verlegenheit kam und nicht wußte, wohin er sie thun sollte, so hieß er sie außen warten, und ging zuvor hinein und erholte sich Raths. Denn er dachte gerade nicht an das Gleichniß von dem reichen Mann.

David aber — damit wir diesen nicht vergessen — ging nach jenem Abendläuten hin und ward Schulmeister zu Dreibrunn im Hochgebirge. Und weil er übergenug zu schaffen hatte mit fremden Kindern, so nahm er kein Weib, sondern lebte als Einsiedler, und freute sich der Glockenzunge in dem Läutthürmlein auf der St. Andreas-Kapelle. Denn sie redete oder schwieg, wie er es haben wollte, und wann sie redete, gab es einen freundlichen Widerhall an den Felsen und auf den Almen umher. Weil David aber auch an dem kalten Sylvesterabend läutete, an welchem die Bergmaus in ihrer Höhle erfror, so zersprang die Glocke, und mit dem Läuten war es nun aus, wie mit dem Leuchten bei dem Johanniswürmlein, wenn es stirbt.

Der Andreas in Dreibrunn war aber ein armer Heiliger, und die Bauern, zu welchen David sagte, sie sollten zur Ehre Gottes in der Höhe beisteuern und die Glocke umgießen lassen, waren so taub, als der freundliche Leser, wenn man ihm zumuthete, er sollte dem Kaiser von Utopia zu Ehren den Beutel ziehen.

Da beschloß der Schulmeister, nicht länger leeres Stroh zu dreschen, sondern ging heim, und fing an zu leben wie die Karthäuser, die kein Fleisch essen, und wie die ächten Türken, die keinen Wein trinken. Was er aber weniger brauchte, als sonst, legte er für die Glocke zurück. Und als er dreißig Jahre wie ein Türke getrunken, und wie ein Karthäuser gegessen, und wie ein Kapuziner Staat gemacht hatte, that er die zersprungene Glocke zum Erzgießer und ließ sie für sein Geld umschmelzen und noch um ein Drittel

größer machen, als sie zuvor gewesen war. Dann wurde er krank und immer kränker, bis er von sich und der ganzen Welt nichts mehr wußte.

Als aber die Werkleute die neugetaufte Glocke in dem Läutthürmlein aufgehängt hatten, und damit Abends fertig geworden waren, dachten sie, wir wollen nicht warten bis morgen, sondern heute noch hören, wie sie lautet und was sie spricht, und hoben an zu läuten. Da erwachte der Schulmeister aus seinem tiefen Schlummer, und hörte die Töne, so er dreißig Jahre nicht mehr gehört hatte, und rief: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und als er das gesagt, entschlief er wieder, und wachte hienieden nicht mehr auf.

III. Abhandlungen.

1. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Von Justus Möser.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbarn zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Ernten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem, was er bauete; denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht durch die Zauberkraft des Geldes die ganze Ernte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man deine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringen zuwälzen sollen? Auf seinen Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath für Würmer, seine Heerden für Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamest, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, labe dich von meinem Biere und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Ernte ist

wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände, und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Kammergerichte reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für Andere zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währeten nicht länger als bis der Kriegsvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret, noch die Ernten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eigenen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte, als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines Jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem Jeden das Seinige mit dem Maßstabe in der Hand zumessen, die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen und ewig verhindern, daß Keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreichen Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschwert wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pöckelfleisch nicht so leise als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die

mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden sein muß und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, bloß von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen. Johann Jacob.

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationen der Freigeister unserer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen werden.

---

2. Luthers Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen.

Von J. G. Herder.

Luther war ein patriotischer, großer Mann. Als Lehrer der deutschen Nation, ja als Mitreformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Lasset uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke, und die von ihm eben so stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsere Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst mehrmals nannte) sich wirklich als Ecclesiastes, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation darstellt. Neulich führte ich an, was er von der Regimentsveränderung dachte; lasset uns jetzt hören, was er vom Pöbel und von den Tyrannen hält.

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sei (denn sie haben's für ein menschlich Glück und That gehalten), die haben frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu morden und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt; als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiel, oder nicht ihren Willen thät und ließ sie Herren sein. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollt sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall: denn der Pöbel hat und weiß keine Maße, und steckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Die Rache

ist mein, sagt Gott, ich will vergelten! Ein böser Tyrann ist leidlicher, denn ein böser Krieg; welches du mußt billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volks Sünde willen. Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand sehen, daß er um des Volks Sünde willen regiert. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böse ist, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchtest.

— „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es steht nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß es nur anders werde; wenn es denn ärger wird, so will er abermal ein Anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vor Zeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren sein, Gott würde auch andere Ordnung über sie gesetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen."

---

3. Der Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität.

Von J. Hebel.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius, ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigner Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung; in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien; in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden; in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen, gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieser Seite des Gegenstandes, weil sie vielleicht diejenige ist, die man sonst am wenigsten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität, weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannichfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseins und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältnisse zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß, und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen, Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über

die Erde erheben soll. Man erzählt, daß ein Bischof von Mainz (er war eines armen Wagners Sohn), um in seiner höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in seinem Pallast Wagenräder habe machen lassen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wissen, daß gewisse Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergessen, statt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das momento mori nicht überflüssig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts Anderes als ein stetes Andenken an Gott ist; wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist; sie, die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie, die alle himmlischen Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie, die allen Wünschen, Vorsätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel gibt: dann darf ich kühn die Frage aussprechen, welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sei?

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös sein, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgibt, hat nicht nöthig, Landwirth zu sein und den Pflug zu führen, um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge Den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen, herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm festgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Allessegnenden erinnert und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht, Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahreszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welche andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen, unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf

seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen: Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Dasein? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung in dem großen Zusammenhange aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich, der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gotteslängner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen vereitelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Eben so wenig läßt es auf der andern Seite sich läugnen, daß oft genug auch das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns von menschlicher Willkür und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie Alle, und Bürger wie Alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen, von denen Alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; der Dieb findet auch zu seiner Thüre den Eingang; Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; und der Krieg zerstört seine blühenden Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert und die Palläste der Fürsten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkür, über allen Zwang der Umstände erhaben, nur mit seinem Gott in unmittelbarer Verbindung stände.

Allein dies alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besonderen Verhältnisse zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jeder andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln; er bedarf keiner Laune eines Königes dazu. Sie ist durch das ewig wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich, und wartet nur auf seine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert beides, und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir einen Menschen, der einen Regentropfen in den Dunstkreis zusammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Säemann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt; nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche, schwere Halme unter der Sichel fallen; nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: „Dein Wille geschehe!“ wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religiosität.

4. Der sittliche Einfluß des Turnens.

Von F. W. Klumpp.

Was die Gymnastik, auch bloß rein körperlich getrieben, für die Steigerung und die wahrhafte Vollendung kriegerischer Ausbildung vermag, das bezeugen die französischen Jägercompagnien. Idealer freilich erscheint dieses Alles in unserem deutschen Turnen, und ich wüßte kein schöneres Musterbild, zu dem der deutsche Jüngling in jugendlicher Begeisterung sich emporstrecken dürfte, als den edlen Friesen, einen der ausgezeichnetsten Turner Jahns, der unter den ersten Freiwilligen 1813 gefallen war, und dem der alte Meister folgendes schöne Denkmal setzte:

„Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehler, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher: eine Sigfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Bei düsterer Winternacht fiel er durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. Wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der größte aller Gebliebenen."

Dies führt uns von selbst auf den zweiten Gesichtspunkt, den ethischen. Daß sich beide nicht scharf von einander trennen lassen, ist schon bemerkt worden; es liegt in der Natur der Sache, und hat sich auch im Bisherigen mehrfach herausgestellt. Die Jugend wird nirgends ernstlich und tüchtig turnen können, ohne daß diese leibliche Uebung und Erstarkung auch auf Geist und Gemüth einigen Einfluß übten. Gesundheit, Kraft und Tüchtigkeit machen den Körper, und schon das ist ein wichtiger Punkt, nicht nur zum tüchtigen und kräftigen Werkzeuge des Geistes, sondern das aus jenem entspringende Wohlgefühl geht auch auf den Geist selbst über, gibt auch ihm das Gefühl der Gesundheit, verleiht seiner ganzen Thätigkeit eine gewisse Frische und Elasticität, und hilft jenes schöne und wichtige Ebenmaß der Kräfte herstellen, welches man mitunter sogar als das Ziel aller Erziehung betrachtet hat. Die meisten von uns Aelteren kennen dies oft nur aus dem Entbehren, und wenn auch die Berufspflicht oder der Drang der Noth, der Stoicismus der Philosophie oder die Glaubenskraft des Christenthums allerdings dem unter dem Drucke körperlicher Beschwerden mitleidenden Geiste auch manche unerwarteten Erzeugnisse abzunöthigen vermögen, ja wenn unter körperlichen Leiden und gewissermaßen durch sie der Geist sogar manchmal mit wunderbarer Schnelligkeit reift, so ist jenes jedenfalls nur eine traurige Nothwendigkeit, dies eine wehmüthige Ausnahme; als Regel wird es immer gelten, daß die geistige Gesundheit bis auf einen gewissen Grad an die körperliche gebunden ist, und jedenfalls durch sie in hohem Grade gefördert wird, und ebenso unbestritten ist es, daß um im Kreise der Jugendbildung zu bleiben, gerade bei dieser das leibliche Gesundheitsgefühl auf das Gedeihen der geistigen Thätigkeit, also namentlich des Unterrichts und der ganzen geistigen Entwicklung,

einen höchst wichtigen und wohlthätigen Einfluß hat. Ebenso, und auch dies ist schon ausgesprochen worden, wird und muß das physische Gefühl der Kraft auf die Stärkung der Willenskraft nothwendig günstig überwirken, wenn gleich auch hier die Erfahrung hinlänglich beweist, daß auch im gebrechlichen Körper ein edler und kräftiger Geist wohnen kann. Daß aber zu der bezeichneten Ueberwirkung die Uebungen des Turnplatzes ganz besondere Veranlassung geben, bedarf ebenfalls keiner ausführlichen Nachweisung. Wohl aber wird es auch hier, wie überall, auf den Sinn und Geist ankommen, mit dem die Sache betrieben wird. Denn das Schriftwort: der Geist ist es, der lebendig macht, wenn gleich ursprünglich von geistigen Dingen ausgesprochen, gilt doch auch von andern Gebieten, und hat sich eben auch bei der Turnsache bewährt. Während wir nämlich gesehen haben, daß in England und Frankreich das Turnen mit lebhaftem Interesse erfaßt und mit großem Erfolg betrieben, aber eben doch beinahe einzig als Mittel körperlicher Tüchtigkeit behandelt wird, hat sich die deutsche Eigenthümlichkeit auch hier bewährt, indem sie aus der zunächst bloß äußerlichen Sache sogleich auch die tiefere geistige Bedeutung herausgefühlt und sich angeeignet hat. Und zwar dürfen und müssen wir hier wiederholen, was wir schon gesagt haben, indem wir die tiefste Seite deutscher Eigenthümlichkeit, das Gemüth, voranstellen, welches unser Volk von jeher und mit innerer Nothwendigkeit auf die religiöse Erfassung und Begründung aller seiner Verhältnisse hingeführt hat. Sobald der Deutsche seinen Glauben, dies ehrwürdige Erbe seiner Ahnen, preisgibt, verliert er seinen innersten Halt, und wo unser Volk in der Geschichte groß und stark erscheint, ist es dies durch Glauben und Gottvertrauen geworden. Und wie diese durch die tiefe Demüthigung vor den Freiheitskriegen wieder zum Bewußtsein gerufen worden sind und in der darauf folgenden muthigen Erhebung den Grundton und sichern Halt gegeben haben, so ist dieselbe Gesinnung auch auf das aus jenen Kämpfen herausgewachsene Institut des Turnens übergegangen, und diese seine — man darf wohl sagen — Begründung und Weihe ist, zumal in der ersten Zeit, mit frommem Ernste festgehalten worden. Auch darf es nicht anders sein. Wenn die gesammte Erziehung ihren wichtigen Bau nur auf das Fundament des Christenthums sicher zu gründen und ihrem Wirken nur dadurch Zusammenhang, innere Einheit und Erfolg zu geben vermag, so muß dies nothwendig auch jeder ihrer Theile. Das Turnen aber bedarf desselben noch besonders. Wie die ganze von der christlichen Wahrheit abgewendete Erziehung, so führt namentlich auch das sich selbst überlassene Turnen, das ohnedies das physische Kraftgefühl so bedeutend steigert, nothwendig zum Selbstvertrauen, zum Stolze und in naheliegender weiteren Entwicklung zu der nur das Ihre suchenden Selbstsucht, welcher eben damit alle tiefere Liebe und sogar der wahre Muth abgeht. Das erstere, der Verlust der Liebe, versteht sich von selbst, aber auch das zweite, der des wahren Muthes, liegt nahe. Denn das Selbstvertrauen und die Selbstsucht können und werden wohl eine Zeit lang eine trotzige Kraft verleihen; allein da der Selbstsucht höchstes Gut — bewußt oder unbewußt — eben das eigne Ich ist, so muß sie doch zugleich auch für dieses fürchten. Sobald deßwegen die eigene Kraft nicht mehr zureicht, und dieser Fall tritt früher oder später doch ein, bricht um so gewisser auch der einzig auf sie begründete Muth zusammen, und so ist die Selbstsucht in ihrem innersten Kerne am Ende doch nicht wahrhaft muthig, sondern feig.

Der wahre, höhere Muth wurzelt nur in der tiefsten innerlichen Demüthigung vor Gott und im Vertrauen auf Gott.

Und so gewinnen wir denn für unser Turnen daraus den rechten, das Ganze durchziehenden Grundton, wir gewinnen namentlich damit vor allem die edelste und liebenswürdigste Eigenschaft der Jugend, Demuth vor Gott und Bescheidenheit vor Menschen, und eben damit das sicherste Gegengewicht gegen die schwere Krankheit der neueren Zeit, Anmaßung und Hochmuth, wir gewinnen für sie den in diesen Vordersätzen ebenfalls liegenden so schönen freien Gehorsam, und dennoch dabei die rechte Thatkraft und den höheren Muth, welchem das Gefühl der physischen Kraft dann ohne Gefahr zum äußeren Stützpunkt dienen darf, wir gewinnen endlich für die Vaterlandsliebe die einzig wahre tiefere Begründung. Dieser Grundton aber ist, wir dürfen es uns mit Zuversicht sagen, ein ursprünglich deutscher, und wenn sich die Sache gesund und lebenskräftig weiter entwickeln soll, so muß er mit gewissenhaftem Ernste festgehalten werden. Dann wird er aber auch alle übrigen geistigen und sittlichen Momente, die in ihr liegen, hüten, regeln und heben.

Unter diese rechne ich vor allem die freiere kräftige Entwicklung des Charakters und der rechten männlichen Selbständigkeit, zu welchem das Turnen, wenn es auf dieser Unterlage recht behandelt wird, einen nicht unwesentlichen Beitrag gibt. Daß unsere Zeit vor andern Männer, in ihrem Denken und Glauben, Wollen und Handeln sich bewußte, selbständige, thatkräftige Männer fordert, und zwar in vollem Maße fordert, das sagen uns in der That alle Zeichen eben dieser Zeit. In der Schule nun verhält sich der Knabe und Jüngling mehr nur aufnehmend, dabei ist er innerlich an die Form des Mitgetheilten, an das Gesetz der Wissenschaft, äußerlich aber an die nothwendige strenge Schulordnung gebunden, und wenn auch wohlthätig eingeengt, so eben doch eingeengt. Auf dem Turnplatze gibt ihm bei aller Ordnung und Zucht, die auch auf ihm herrschen muß, doch schon das Recken und Dehnen der bisher eingeengten Glieder, die freie Bewegung in frischer Luft und auf weitem Raume, das Vollgefühl der körperlichen Kraft und ihrer ungehemmten Entfaltung die Vorstellung einer gewissen Freiheit. Auch ist er hier nicht mehr aufnehmend, sondern unmittelbar thätig, und zwar, was ihm erst als das rechte Handeln erscheint, in körperlicher Kraft thätig. Noch mehr aber als bei den regelmäßigen Turnübungen ist er dies theils bei den Turnfahrten, theils und in erhöhtem Grade bei den erst durch das Turnen wieder recht ins Leben gerufenen frischen jugendlichen Spielen, dieser wahren Poesie der Jugend, wo diese in der vollsten ihr zu gestattenden Freiheit und Entfaltung aller Kräfte der Phantasie und der Laune, des Witzes und des Scharfsinns, des Muthes und der körperlichen Tüchtigkeit sich fröhlich und harmlos und doch selbständig bewegt und einen wahren jugendlichen Freistaat bildet, wo aber auch nur die eigene Tüchtigkeit, die eigene Kraft, der eigene Muth etwas gilt, wo der Knabe also auf eigenen Füßen stehen lernen muß, und deßwegen eben für selbständige Entwicklung und Erkräftigung seiner ganzen Individualität einen hoch anzuschlagenden Gewinn zieht. In dieser Hinsicht kann man die rechten Jugendspiele eine wahre Ergänzung der Schule und der ganzen Erziehung nennen. Noch mehr steigert sich dieser Einfluß auf selbständige Ausbildung und Kräftigung des Charakters dadurch, daß die Jugend zur selbthätigen Theilnahme an der Auf-

sicht und Leitung ihrer Turnübungen, ihrer Turnfahrten und ihrer Turnspiele, überhaupt ihres ganzen jugendlichen Lebens und Treibens herbeigezogen wird. Ich meine die von der jugendlichen Republik selbst durch freies Vertrauen gewählten Unteraufseher, für deren erfolgreiche Wirksamkeit ich schon meine langjährige Erfahrung angeführt habe, und deren Aufstellung in den würtembergischen Turnanstalten ja nun auch von der höchsten Behörde genehmigt worden ist. Daß dies sich nicht nur bei Jünglingen, sondern bei gehöriger Umsicht auch unter jüngeren Knaben mit dem besten Erfolge anwenden läßt, habe ich früher ebenfalls mehrfach selbst erprobt. Wird die Sache nur mit weisem, besonnenem Ernste behandelt und auf die Unterlage christlicher Demuth und Gewissenhaftigkeit gegründet, so ist man vor allen etwaigen Gefahren und Verirrungen sicher, und hat nicht nur den großen Vortheil eines freudigeren, weit freiwilligeren Gehorsams, und dadurch einer noch strengeren sittlichen Zucht und Ordnung unter der jugendlichen Schaar, als sie meist auf anderem Wege erreicht wird, sondern als Zugabe eben auch noch den wesentlichen Gewinn für selbständige Entwicklung des jugendlichen Geistes und Ausprägung tüchtiger Charaktere.

Als ein weiteres Ergebniß des in dieser Richtung getriebenen Turnens darf ferner ein größerer sittlicher Ernst bezeichnet werden, der sich insbesondere als Gegengewicht theils gegen die vielbeklagte Weichlichkeit und Genußsucht unserer Zeit, theils gegen die Anmaßlichkeit unserer Jugend beweist. Es ist schon oben davon gesprochen worden, und der Beweis ist gewissermaßen im Bisherigen schon gegeben. Allein je gefährlicher diese beiden Uebel sind, desto mehr verlohnt es sich, jedes tüchtige Gegenmittel sorgfältig ins Auge zu fassen, und deswegen das Turnen auch von dieser Seite noch bestimmter zu betrachten. Daß es gegen physische Schlaffheit und Weichlichkeit den geradesten Gegensatz bildet, liegt in seiner ganzen Natur. Aber daß es überhaupt auch auf eine gewisse Einfachheit der Bedürfnisse und Genüsse, auf Abhärtung und Selbstbeherrschung einen unwillkürlichen und höchst wohlthätigen Einfluß hat, ist ebenfalls oben schon nachgewiesen worden. Würde sich dieser Einfluß nun bloß auf den Turnplatz und seinen nächsten Bereich beschränken, so wäre der Gewinn freilich nicht gerade sehr hoch anzuschlagen. Allein es liegt im ganzen jugendlichen Wesen und ist Erfahrungssache, daß Anstrengung der Kraft, Ueberwindung von Schwierigkeiten, und somit auch Versagung und Abhärtung für den gesunden tüchtigen Knaben, wenn sie nur unverfänglich und zweckmäßig an ihn gebracht werden, auch einen ganz eigenthümlichen Reiz haben. Das Frische, kräftig Anregende der Uebungen selbst und der dazu gehörigen Spiele, das ermuthigende Bestehen der mancherlei Erlebnisse und Aufgaben einer tüchtigen Turnfahrt weckt das jugendliche Ehrgefühl und führt unvermerkt so in diese Richtung ein, daß sie dann naturgemäß überhaupt auf das ganze Jugendleben allmälig übergeht, zumal wenn noch die übrigen so eng damit verwandten sittlichen und nationalen Seiten der Sache zweckmäßig benutzt werden. Wie geeignet aber der Turnplatz ist, auf diese Weise, namentlich durch die kaum vorhin bezeichnete Mitwirkung der Aelteren und Besseren auf Herstellung eines ernsten, sittlichen Tones, ja sogar einer gewissen Strenge einzuwirken, dafür berufe ich mich auf die vom Stuttgarter Turnplatz angeführten Erfahrungen. Nun haben sich freilich eben die Weichlichen und Genußsüchtigen, die verfrühten Zierlinge und Aehnliche von diesem ihnen und ihren Gelüsten so gar nicht zusagenden Kreise

bis daher lieber ganz entfernt gehalten. Dies ist aber in Zukunft, wenn das Turnen allgemeine Volkssache wird, nicht mehr zulässig, und so könnte bloß noch die Frage entstehen, ob nun der gesunde und kräftige Geist des Turnplatzes auch auf diese übergehen, oder ob nicht umgekehrt dieser von ihnen Noth leiden wird. Das Letztere wäre nur dann etwa möglich, wenn eine übergroße Zahl solcher Leute einträte. Aber theils ist dies doch glücklicher Weise nicht der Fall, theils aber hat auch das Turnen so viel gesunde Lebenskraft, daß es derlei Einflüssen von selbst zu widerstehen vermag. Auch ist dem natürlichen kräftigen Sinne der Jugend nichts mehr zuwider, als solch weichliches, hohles und eitles Wesen, und der Spott, dem die Träger desselben ausgesetzt sind, muß beinahe nothwendig das kranke Fleisch so lange wegätzen, bis es wieder durch vollkräftiges, gesundes ersetzt worden ist, und der früher Kranke sich selbst wohl dabei befindet.

Was aber das zweite zu bekämpfende Uebel, die Anmaßlichkeit, betrifft, so haben wir schon oben das gründlichste und durchgreifendste aller Heilmittel, die christliche Auffassung der Sache, gleichsam als Vorkämpfer an die Spitze gestellt. Wird das Turnen überhaupt auf dieses Fundament gegründet, so wird aus demselben die ebenso anspruchslose als liebenswürdige Blüthe des Gehorsams und der jugendlichen Bescheidenheit freiwillig hervorwachsen, sie wird aber zugleich in den eigenthümlichen Beziehungen des Turnens selbst wieder eine treffliche Unterstützung finden. Dieses bedingt nämlich, wenn es nicht in sich selbst zerfallen soll, durchaus eine strenge Ordnung und Regelmäßigkeit, und deßwegen auch raschen, unweigerlichen Gehorsam. Das fühlt der Knabe und Jüngling im Ganzen von selbst, und fügt sich deßwegen schon im Bewußtsein der Nothwendigkeit. Allein er wird sich um so lieber fügen, je mehr ihm der Gehorsam durch die Gestattung einer freiwilligen Unterwerfung leicht und angenehm gemacht wird, so daß auch hier, wie immer, das beste Heilmittel gegen den Mißbrauch der Freiheit in einer vernünftigen Freiheit selbst liegt. Uebrigens hat das unverdorbene Knabengemüth überhaupt, trotz aller Neigung zur Ungebundenheit, dennoch ein so sicheres Gefühl für die edlen Tugenden des Gehorsams und der Bescheidenheit, und findet so richtig und naturgemäß bloß eine göttliche Ordnung darin, daß nur entschieden böse Einflüsse ihn zu eigentlichen und beharrlichen Verirrungen führen können.

Hat nun die Benutzung dieser gemüthlich sittlichen Seiten des Turnens wirklich etwas dem deutschen Sinn und Wesen Eigenthümliches, so wird ja eben damit schon zum Theil auch die gestellte Forderung erfüllt, daß es einen Beitrag zur Nationalerziehung geben solle. Allein neben diesem allgemeinen in ihm liegenden Charakter bietet es auch unmittelbar noch, und wohl mehr als irgend ein anderer Theil der Erziehung, die ungesuchteste Gelegenheit dar, die Vaterlandsliebe anzuregen und zu pflegen, und dadurch wahrhaft national zu wirken.

Der Knabe lebt harmlos für den Augenblick, der Jüngling will Ideen, will ein Ziel seines Ringens und Strebens. Versaget ihm solche, an denen er erwarmen, für die er sich begeistern kann, so schafft er sich entweder selbst eine unpraktische, wo nicht gar sittlich verirrte Phantasiewelt, oder die Schwungkraft seines Geistes ergreift das allerdings sehr praktische, dafür aber freilich auch höchst selbstsüchtige und unedle Ziel des Ehrgeizes: Examen und bürgerliche Stellung, oder auch bloß Brod, oder endlich erlahmt sie ganz und

geht in Schlaffheit und sinnlichen Genüssen unter. Und welches sind nun diese Ideen? Neben den höchsten, die abermals das Christenthum bietet, und welche durch das höchste Ziel auch die tiefsten Lebenskräfte wecken und die edelsten Geistesblüthen treiben, sind es für den Jüngling die Idee der Wissenschaft und Kunst, und — das Vaterland. Die ersteren, Religion und Wissenschaft und Kunst, mögen ihm Kirche und Schule, das Elternhaus und die gesammte Erziehung in ihrer ganzen Höhe und Schönheit nahe legen und alle Kräfte seines Geistes und Gemüthes in Anspruch nehmen; zur Vaterlandsliebe aber kann und soll der Turnplatz wenigstens einen Hauptbeitrag geben. Hier, wo der Jüngling leibliche Kraft und Tüchtigkeit gewinnen, wo er Muth und Entschlossenheit üben, wo er sich an Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit gewöhnen, wo er in Gehorsam und Bescheidenheit stille halten und doch zu Thatkraft und Mannhaftigkeit erstarken soll; hier, wo er sich eben damit nicht bloß auf der Arena leiblicher Uebung, sondern zugleich auch in einer Schule der freien, aber um so strengeren sittlichen Zucht und sittlichen Ernstes fühlt: hier ist vor andern der Ort, alle diese Eigenschaften zugleich als nationale Tugenden, als die geschichtliche Errungenschaft deutschen Namens und deutscher Ehre darzustellen, und zu ihrer Wiederherstellung aufzufordern; hier ist die Veranlassung, auf Turnfahrten die Berge und Thäler, die Städte und Denkmäler, die Sitte und Eigenthümlichkeit unseres Landes und Volkes kennen zu lehren; hier ist der Ort, durch ein kräftiges Turnlied bei den Uebungen, durch ein fröhliches Wanderlied auf Turnfahrten, durch einen ergreifenden Chor bei Turnfesten auch ohne Worte anzuregen; hier ist der Ort, bei vaterländischen Erinnerungs- und Ehrentagen an deutsche Männer und deutsche Thaten zu erinnern, kurz, hier findet der Erzieher, der das Ganze umfaßt, die günstigste Gelegenheit, die Idee des Vaterlandes zum Bewußtsein zu bringen, Vaterlandsliebe zu erzeugen und zu nähren, die Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes dem Jünglinge nahe zu legen und diese Empfindungen dann mit seinem gesammten Wirken in Einklang zu bringen. Wie empfänglich aber der Jüngling, ja schon der Knabe dafür ist, und wie es keiner künstlichen Phrasen und keines hohlen Pathos dazu bedarf, sondern weniger und einfacher Worte, aber im rechten Augenblick und mit der rechten Gesinnung, davon ist schon die Rede gewesen, und jeder, der die Jugend kennt, weiß es. Ueberhaupt darf man sich dabei vor der Gefahr des bloßen Wortemachens und des Heranziehens der Jugend zu dieser leichten, aber schlechten Kunst nicht fürchten. Arbeit und Anstrengung und tüchtiges, kräftiges Handeln sind von jeher die besten Verwahrungsmittel gegen alles leere Schwatzen gewesen, und diese verlangt ja eben der Turnplatz.

Gehen wir aber nun einen Schritt weiter und erinnern uns daran, wie es Bedürfniß für den Jüngling ist, diese Vorbereitung zum dereinstigen Dienste des Vaterlandes recht concret zu fassen, wie er dabei am liebsten von Thaten, d. h. nicht sowohl von der That des stilleren geistigen Wirkens, als vielmehr von Heldenthaten im Kampfe um Ehre und Freiheit des Vaterlandes träumt, und wie dies ein Ziel ist, das alle seine Kräfte zu spannen und zu steigern vermag, so führt uns dies auf eine weitere Forderung, welche nicht nur eben diesem Bedürfnisse unmittelbar entgegenkommt, sondern neben dieser pädagogischen Bedeutung eine noch weit höhere selbständige Wichtigkeit hat, die Wehrhaftigkeit unseres Volkes, welche hier als Zweck und als Mittel gleich bedeutungsvoll ist.

5. Lob der Deutschen von Luther.

Von Herder.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andern Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund: alles wankt und stürzt; alles fällt aus einander.

Es gibt keine einseitigen Pflichten und einseitigen Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier konvex ist, ist dort konkav, und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Lasset Staaten, lasset Stände gegen einander Treu und Glauben verlieren: wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuscht; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unserer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war die sogenannte deutsche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre: der Herr baute auf seine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herrn; wenigstens ist dies der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Lasset uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber sagt:

„Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falsche, verlogene Leute, wie man spricht; „es ist keine Treu noch Glauben mehr." Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch Cicero sagt: „Ich gebe den Griechen, daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind, aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht." Wohlan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch baar über bezahlt. Welschland hat es nachher auch gelernt, daß sie dörfen zusagen und schwören, was man will und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich, und müssen beide, Griechen und Walen, Exempel sein des andern Gebots Gottes, da er spricht: „Es solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht." Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein lassen sein, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißt, so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen; welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennt. Denn Lügen und Untreue zertrennt erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennt sind, so

gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhört, da muß das Regiment auch ein Ende haben. „Gott helf uns Deutschen!"

6. Sittenwerth.

(Fürstenspiegel.)

Von J. J. Engel.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser Andere war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornwuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zu dem Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können, was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sei, gibt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig bloß das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre, große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaft, Kunstfleiß, Handel zu einer Höhe, wie noch keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu

machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seïn; und da man dies in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren, sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen, und unter lauten Lobgesängen es mit dem Lorbeer bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorbeer versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorbeer flechten, werden trauern, daß so großen, achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

---

7. Ueber Uhlands Ballade: „des Sängers Fluch."

Von Hiecke.

Mein erstes Geschäft bei der Lesung dieses Gedichtes, m. Fr., war Euch erklärlich zu machen, weßhalb in demselben, wie in andern, welche gleichfalls, wenn auch mit verschiedenartiger Wendung, der Verherrlichung der geheiligten Person des Dichters gewidmet sind, wie in dem Sänger von Goethe, den Kranichen des Ibykus und dem Grafen von Habsburg von Schiller, die Scene der Handlung in eine längst vergangene Zeit zurückverlegt ist. Zu diesem Ende schien es nicht unangemessen, wenn gleich wir hiermit die

grade Linie des Weges verließen und einen Umweg einschlugen, Euch an ein anderes früher besprochenes Gedicht Schillers „der Kaufmann“ zu erinnern. Auch in diesem nämlich hat der Dichter, indem er das Gefühl der weltgeschichtlichen Bedeutung des Handels in uns aufregen, und uns der Segnungen, welche dem Menschengeschlechte nach dem Weltplane der göttlichen Vorsehung aus demselben entspringen, gedenken lassen will, uns in die früheste Zeit, in die Periode des ersten Hervortretens des Welthandels, zurückversetzt; ein phönicisches Schiff führt der Dichter uns vor die Phantasie, das vom frierenden Nord vielbegehrte Schätze herbeiholt; an dem Anschauen dieses Schiffes, das in unerforschte Weiten muthig vordringt, geht ihm, und durch ihn auch uns, der Gedanke auf, daß, wenn gleich der Kaufmann Güter zu suchen ausgeht, doch an sein Schiff das Gute sich anknüpft — daß, wenn schon der Kaufmann im Privatinteresse den Verkehr mit den fernsten Ländern sucht, doch durch die Veranstaltung des Weltenlenkers jenes Verfolgen eines selbstischen Interesses einem höhern und allgemeineren Zwecke, dem Zwecke einer friedlichen Verbindung der getrennten Völker, dienen müsse. Dieselbe Würde weltgeschichtlicher Bedeutung bleibt allerdings dem Welthandel durch alle Jahrhunderte hindurch, ja steigert sich sogar noch in deren Laufe; allein in den spätern wird sie dem oberflächlichen Blicke verdunkelt, indem sich in ihnen die Wirkung dieser Einen Richtung menschlichen Thuns so vielfach mit der Wirkung anderer Hebel der Cultur verflicht, daß sich der eigenthümliche Antheil einer jeden einzelnen dieser Richtungen nicht mehr rein ausscheiden und gesondert darlegen läßt. Und so konnten wir nur einverstanden uns damit erklären, daß der Dichter die Erinnerung an die hohe Bedeutung jenes Einen Elementes der Weltgeschichte an dem Anschauen eines Schiffes des ältesten Welthandelsvolkes, nicht an dem eines neueren, in uns anklingen läßt. Auf gleiche Weise nun ist auch, um des Dichters hohe Würde auf eine leichte Weise nahe zu bringen, und mit einem unmittelbaren, nicht erst durch kunstreich verschlungene Situationen vermittelten Eindrucke davon zu durchdringen, der schicklichste Weg, uns auch hier in frühere Perioden des Menschengeschlechtes zurückzuversetzen. Und so sind auch Dichter einer spätern Periode gesteigerten und entwickeltern Weltbewußtseins, so oft sie des Sängers Bedeutung und Würde in leichtfaßlicher Weise zur Anschauung bringen wollten, im wohlverstandenen Interesse ihrer Kunst gewöhnlich in Perioden einfacherer Cultur zurückgegangen, und haben uns in Umgebungen zurückgeführt, aus denen ihr Gedanke anschaulich und faßlich für Alle hervorspringen mußte, oder, daß wir richtiger uns ausdrücken, sie selbst sind von dem in ihnen waltenden Dichtergeiste ohne besondere Reflexion in solche Zeiten zurückversetzt worden, aus denen ihnen der allgemeine Gedanke an die Würde der Poesie in unmittelbarster Verbindung, ja völlig verwachsen mit der poetischen Anschauung, dem besondern Factum, sich erzeugen mußte. Auch unserm Dichter verlegte sich, indem ihm in seinem Innern die Anschauung aufging, wie der von einem ruhmsüchtigen Eroberer an einem Sänger verübte blutige Frevel sich mit der gänzlichen Vergessenheit seines Namens nothwendig strafen mußte, die Scene der Handlung von selbst und ungesucht nicht in eine näher abliegende, sondern in uralte Vergangenheit.

In jenen ältesten einfacheren Zeiten aber tritt sogleich auch der äußerlichsten Betrachtung die enge Verbindung von Dichtkunst, Gesang und Saitenspiel als höchst bemerkenswerth entgegen. Eine Mehrheit von Künsten,

keine davon schon bis zu dem Grade innerer Ausbildung entwickelt, daß sie von der Verbindung mit andern sich loslösen müßte, vereinigt sich noch naturgemäß zu einer Gesammtwirkung. Versetzen wir uns nur in jene frühern Zeiten zurück. Da wollen glorreiche Thaten ganzer Völker, wie Einzelner, da wollen wunderbare Begebenheiten und Geschicke, der Vergänglichkeit des unmittelbaren Geschehens entnommen, in ewiger Jugend im Bewußtsein des Menschengeschlechtes fortleben; — und sobald der Mensch von der bunten Fülle des äußern Geschehens in sein Inneres sich zurückwendet, da sucht „die Lust und auch der Schmerz", die Liebe und der Zorn, die Wehmuth und die Freude sich einen ihrer Intensität gemäßen Ausdruck; ja auch „göttlich erhabene Lehren", welche späterhin, wo sie bereits in spröderer, abstracterer Fassung ein Gemeingut geworden, sich kaum mehr poetischer Behandlung flüssig genug erweisen, können in jenen Zeiten, in denen sie zum ersten Male in dem Gemüth der ältesten Denker des Menschengeschlechts, der Dichter, aufgehen, noch nicht anders sich gestalten, als so, daß sich mit dem Gehalte der Lehren zugleich das von ihr ergriffene und in die lebendigste Bewegung gesetzte Gemüth lyrisch ausspricht. Indem „alles Süße, was Menschenbrust durchbebt, alles Hohe, was Menschenherz erhebt", noch mit ungeschwächter Frische wirkt, findet es seinen Ausdruck nur in einer erhöhten sprachlichen Form, in welcher alle Zufälligkeit und rohe Unmittelbarkeit, wie des Stoffes, so der gewöhnlichen, dem gemeinen Bedürfniß dienenden Ausdrucksweise, abgestreift ist; die Rede, im gewöhnlichen Leben lässig, träge und ohne geregeltes Maß dahinschleichend, richtet sich auf, hebt ihre Glieder zu harmonisch regelmäßiger Bewegung, und ruft zu ihrer Hülfe die seelenhafteste der Künste, die Musik herbei, damit der geistigsten Darstellung der Handlung oder innern Empfindung durch das Wort noch das Miterklingen der Seele durch den kunstvoll gehaltenen Ton sich zugeselle — und so beginnt auf des Gesanges Wogen leicht dahin getragen ein herzbezaubernder Tanz „geflügelter" Worte.

Woher aber, fragen wir, kommt dem Dichter dieser Drang, sein inneres Leben in dieser verklärenden Gestalt zu äußern? woher kommt ihm dieses Leben selbst? von wannen stammt ihm seine Gewalt über die Gemüther der Hörer?

„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

So bezeichnet den Ursprung und den Quell dieser zauberischen Gewalt jener fromme Kaiser, der in seiner Jugend, in den Jahren der frischesten, so leicht im übermüthigen Selbstgefühl über Alles sich erhebenden Thatkraft, im Diener des Herrn demüthig den Herrn selbst verehrt hat, und so jetzt, im ersten Vollgefühl der höchsten und glänzendsten Stellung auf Erden, der Demuth gegen die geheiligte Person des Sängers nicht vergißt. Außer dem Bereich alles Irdischen, woher wir sonst für alles in irdischer Erscheinung Hervortretende unsere Erklärungen zu nehmen pflegen, — außer diesem Bereich steht, insofern unerklärlich und unergründlich, ein unmittelbares Zeugniß des We-

sens göttlichen Odems, der Gesang. „Er steht in des größeren Herren Pflicht.“ Des Sängers Mund ist nicht sein Mund; weder fremdem, noch dem eigenen Willen des Sängers, wie ein äußerliches Thun es sein würde, unterthan, ist er das Organ des ihn treibenden Gottes, der durch ihn hindurch zu dem erstaunten Hörer spricht, und sich ihn zum Gefäß und Werkzeug seiner Offenbarungen weiht.

Aber ein arges Mißverständniß würde es sein, den Dichter als willenlos und antheillos sich hierbei vorzustellen, zu meinen, daß ein trunkener Taumel aus dem seines Selbstes beraubten Sänger spreche; vielmehr eben in den geweihten Momenten der Begeisterung ist er im vollsten Besitz seines Selbst, indem er es zugleich ganz der Einwirkung der Gottheit hingibt, und der gebietenden Stunde gehorcht; und eben so entfremdet er auch keineswegs mit seiner zauberischen Wirkung auf die Hörer diese ihrem Selbst, sondern erhebt sie vielmehr zu dessen wahrem und echtem Besitz. Denn, indem er in die Saiten seiner Harfe greift, schlägt er, gleichsam verwandte Saiten des menschlichen Herzens berührend, seine eignen Empfindungen auch in ihrer Seele an; indem er sein eignes Selbst ausströmt, läßt der edle, menschlich gesinnte und gestimmte Sänger das allgemeine Selbst der echten Menschennatur in jeder echten Menschenseele miterklingen. Dieß wäre nicht möglich, wenn nicht mit dem aufnehmenden und leidenden Verhalten des schaffenden Dichters, der in gottgeweihtem Anschauungs- und Gemüthsdrange ein Organ der ihn treibenden und durch ihn sich aussprechenden Gottheit wird, die Poesie in ihren echten Söhnen zugleich die bewußteste und besonnenste Verständigkeit voraussetzte, die sich aber nicht von den andern Geistesthätigkeiten als nüchterne und kahle Reflexion absondert, sondern mit Phantasie und Empfindung in ungetrennter Einheit zusammenwirkt. Diese Verständigkeit, dieses wahre Geisterleben wird sich bewähren einerseits durch den besondern geistigen Gehalt jedes Gedichtes, wie durch die allgemeine Weltanschauung des Dichters, der mit sinnendem Ernst und mit milder Weisheit das Leben aufgefaßt haben muß; andererseits durch die Herrschaft über die Form, durch die Kunstfertigkeit, welche dem Dichter zur vollkommensten Gewohnheit, zu einer zweiten höhern Natur geworden sein muß, die er aber nicht minder, als jenen reichen Gehalt der Weltbetrachtung, sich nur erwirbt durch fleißige, strenge Uebung seiner Kunst. Der Dienst der Musen, bedenket dieses wohl, meine jungen Freunde, auf daß die Ehrfurcht vor den geheiligten Gesandten der Gottheit, den Dichtern, durch keine seichte Vorstellung von der Mühelosigkeit ihres Thuns in Euch geschwächt werde — der Dienst der Musen, der den Dichter erquickt, erfrischt und labt, ist zugleich ein mühsamer, arbeitsvoller Dienst; auch die Leistungen des Dichters sind Verwaltung eines heiligen Gutes, willenskräftige Bethätigungen einer Tugend, und vor jede Tugend haben die Götter Schweiß gestellt. — Wenn der Dichter diese Mühen um die vollendete Herrschaft über die Form auf sich nimmt, wenn er das Leben in dem Reichthum seiner Erfahrungen aufzufassen und auf seinen tiefern Grund zurückzuführen unablässig bemüht ist, wenn er so sich selbst gleichsam zu einem Instrumente durchspielt, das den leisesten Berührungen der Gottheit voll und rein anklingt: nur dann ist er wirklich Gesandter der Gottheit, und erweist sich als solcher dadurch, daß er das Menschlich-Göttliche ausspricht und schöngestaltet, tiefempfunden, der Phantasie und Empfindung entgegenbringt.

8. Heute.

Von Alban Stolz.

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fort zu kommen; und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, Wellelein, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald droben geronnen aus mooſiger Quelle, und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein; und wie in Schweiß gekommen schäumt und schnauft es noch eine Zeitlang im engen Thal, und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen scharf im Sonnenschein, und nachher verſinkt es im Schatten von Weidengebüsch; und sechs Stunden später leuchtet es, wie ein mildes Flämmchen, röthlich und goldig im Abendroth. Die Sonne sinkt, aber die Welle wellt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald weißblau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmal fort und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinunter geschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle versauft nicht darin und geht nicht verloren; und es gibt ein Auge, das jedem Tropfen im Meer nachkommt, woraus jene Welle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß, und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute“ ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt, und sich hebt und glänzt und wieder verſinkt. —

Es quellt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle, und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute. Die Gelehrten sagen: die Erde mit Allem, was darauf ist, jage schneller im Weltraume fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht darin zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage. Jeder Tag wird auferstehen von den Todten ins ewige Leben, dir zum Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigenthümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag; und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben; dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein, der Todtengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich!

IV. Briefe.

1. Briefe aus Kairo.

Von G. H. v. Schubert.

Ich habe Dich, Du liebe Schwester, in meinem letzten Briefe nach einer kurzen Sättigung, welche die Beschreibung eines Frühstücks gab, in eine lange Fastenbeschreibung hineingeführt, und dabei noch immer in einer der ersten Morgenstunden des Tages vor oder in dem Laden des Herrn Baumgärtner in der Frankengasse von Kairo stehen lassen. Während ich Dir aber so erzählte, ist die Sonne höher gestiegen, der Tag ist weiter vorgerückt mit all' seinen Mühen, Zerstreuungen und Freuden; an der großen Blumenuhr der hiesigen Stände, Geschlechter und Gewerbe sind nun auch jene Blüthen erwacht, welche, wie die Skorzoneren unserer Wiesen und Felder erst kurz vor Mittag ihre bunten Blätter öffnen. Da taucht denn auch eine Sitteh, eine Dame aus dem wohlhabenden Mittelstande, aus dem Gedränge des Volkes auf, umgeben von mehreren dienstbaren Begleitern und Begleiterinnen. Sie selber reitet auf einem schönen Esel, der sich durch sein reiches, aufgeputztes Geschirr und den schönen Teppich vor den Thieren ihrer beiden hinter ihr reitenden Dienerinnen auszeichnet; vor ihr sitzt ein etwa zweijähriges Knäblein. Betrachte nur die abenteuerliche Verhüllung unserer Sitteh. Die ganze, etwas breite Gestalt steckt in dem geräumigen, violett seidenen Sebleh oder Ueberrock mit unmäßig weiten, fast am Boden aufschleifenden Aermeln; das Oberhaupt bedeckt der schwarzseidene Chabarrah, der sich weit über den Rücken und die Seiten hinabbreitet; das Gesicht unmittelbar unter den Augen verhüllt der weiße, bis an die Füße und ihre gelben Babuschen reichende Schleier oder Burko. Freilich ist dies alles nur die Schale, unter der sich die eigentliche Kleiderpracht unsrer vornehmen Aegyptierin verbirgt, namentlich der Robtah oder Frauenturban, unten mit kostbaren Tüchern umwunden, der Kuhrs oder Kranz von Gold, mit Edelsteinen verziert, der Tarchah oder goldgestickte Schleier des langlockigen Hinterhauptes und der Schläfe; der Dschibbeh oder Umwurf, und der langärmelige Jelek oder Hausüberrock, sammt den weiten seidnen Beinkleidern. Aber selbst an der verhüllten Gestalt fallen die seltsam schwarzumrandeten Augen und, so weit sie sichtbar werden, die orangegelb gefärbten Finger und Handflächen auf. Denn auf den Kopfputz, auf die allein über den Schleier hervorblickenden, von Natur meist sehr schönen Augen und auf die ebenfalls bei Gelegenheit sichtbar werdenden Hände wendet die Kahiriniſche Dame eine ganz besondere Sorgfalt. Für den Kopfputz hat jede wohlhabende Frau, so wie ihr Eheherr, einen eigenen Stuhl; denn diese Stühle, meist die einzigen im Haushalt, sind nicht zum Ruhesitz für Menschen, sondern nur zum nächtlichen Ablagerungsort, der eine für den Robtah oder weiblichen Hauptschmuck, der andere für den Emameh oder männlichen Turban bestimmt. Die Augenlider schwärzt sich die ägyptische Schöne, wenn sie Zeit dazu gewinnen kann, am Morgen mit dem Kuleh, Pulver von verbranntem Weihrauch und Gummi, oder Ruß von verbrannten Mandeln, worin

der mit Rosenwasser befeuchtete Stift eingetaucht wird; die Unterhände und Fingernägel aber werden durch einen Brei der Blätter des Hennastrauches (**Lawsonia inermis**), den man eine Nacht hindurch auf der Haut liegen läßt, für mehrere Wochen dauerhaft rothledergelb gefärbt, damit das Wenige, das man vom Körper zeigen darf, desto grellender und schreiender in die Sinne falle. Neben der so sorgfältig aufgeputzten oder doch reich verhüllten Dame nimmt sich freilich das schmutzige Knäblein, das vor ihr sitzt, recht contrastirend aus. Die abergläubige Mutter hat nämlich aus Furcht, daß ihr Kind von einem mißgünstigen Auge könne beschädigt (beschrieen) werden, den armen Kleinen in seinem schlechtesten Aufzuge mitgenommen, und nur die Goldstücklein, die am gesegneten Aschura-Tage von Bekannten und Unbekannten erbettelt, und eben weil man ihnen abwehrende Kräfte gegen das mißgünstige Auge zuschreibt, um den rothen Tarbusch (Mützchen) genäht worden sind, bezeichnen das Kind wohlhabender Eltern.

Man pflegt bei uns, wenn man als Gast in ein Haus oder in eine Gesellschaft eingeführt wird, vor allem der Dame vom Hause vorgestellt zu werden, und mit dieser durch einige begrüßende Worte sich bekannt zu machen. So will ich auch Dich, meine liebe Schwester, gleich beim Eintritt vor allem Andern mit der weiblichen Welt der Stadt und des Landes bekannt machen, nicht zunächst deßhalb, weil sie als Deines Geschlechtes, Dich näher angeht, sondern weil mir der Schlüssel zum Verständniß des Glaubens und Lebens des ganzen hiesigen Volkes in der Stellung und Behandlung des Weibes zu liegen scheint. Ich enthalte mich vorerst aller Bemerkungen, und erzähle Dir bloß, was ich von den Töchtern des Landes gesehen, gehört und erfahren habe.

Des selbst Gesehenen ist äußerst wenig, denn ich hatte nur einigemal Gelegenheit, namentlich im Hause eines hiesigen vornehmen Franken, als mich dieser seiner kranken Gemahlin als einen „Arzt" vorstellte, vornehme Araberinnen, die sich gerade hier zum Besuch befanden, ohne die gespenstische Verhüllung des Sebleh und Chabarah, übrigens noch immer verschleiert genug, zu sehen; mein Arabisch konnte sich in keine Conversation mit ihnen einlassen, das reicht nur zum Handel und Wandel mit den Eselverleihern, Käuflersleuten und Kaffeeschenken hin, ich kann Dir daher nur das wiedergeben, was ich aus der guten Quelle meiner hier lebenden, zuverlässigen Freunde empfangen habe.

Die Aegyptierinnen werden als sehr schön gepriesen, und ich selber habe unter den unverschleierten Gesichtern der Frauen und Mägdelein des gemeinen Land- und Stadtvolkes einzelne sehr wohlgebildete gesehen. Der bräunlichen Haut merkt man allerdings die Kraft der Sonne an, mehr aber als diese natürliche, dunkle Färbung entstellt das Einätzen von Figuren (das Tättowiren) das Angesicht und die Arme der hiesigen Weiber. Die Schönheit, deren man sie rühmt, ist von sehr vergänglicher Dauer; ihre Blüthe fällt in die Zeit zwischen dem vierzehnten und zwanzigsten Jahre, das vierzigste findet gewöhnlich an dem welken, runzligen Angesicht nichts mehr zu verheeren, weil dann alles Verheerbare, außer dem Glanz der dunklen Augen, schon verschwunden ist. In einem vorzüglichen Maße scheint demnach von den zartesten Schönheiten dieses Volkes und Geschlechtes der alte Vergleich mit den Blumen des Feldes zu gelten, welche im Thau des Morgens lieblich erblühen, dann aber schon am Abend wie Heu verdorren.

Der Bau der hiesigen Häuser, die noch auf alte Weise eingerichtet sind, hat wirklich für das Auge des Europäers etwas Komisches. Es ist, als wenn da nicht bloß die einzelnen Flügel und Nebengebäude des Hauses, sondern auch die einzelnen Zimmer und sogar Theile des Fußbodens mit einander in Zank und Uneinigkeit wären, so daß immer eins über das andere sich erhebt, ohne deßhalb zum ruhigen, ungestörten Besitz der Herrschaft zu gelangen. Hinter dem Schutz und Schirm der Hauptgebäude, die nach der Straße und dem Freien herausstehen, erheben sich öfters im Hofraume die Nebengebäude, eines höher, das andere niedriger, jedes mit seinem platten Dache versehen, auf welches man aus den Zimmern der Ruba oder obern Etage heraustreten kann. Da können dann die Weiblein des Hauses der Luft genießen; hier sitzen die der mittleren Klassen mit untergeschlagenen Beinen auf ihren Binsenmatten oder Matratzen, und besorgen manche Geschäfte des Hauses, ohne Furcht, daß ein fremdes männliches Auge sie sehe, denn man würde es, wie ich schon in meinem ersten Briefe sagte, einem Manne sehr übel nehmen, wenn er, besonders in einer Gegend der Stadt, wo lauter Moslimen wohnen, auf dem höheren Dache seines Hauses stehen und auf die Nachbarschaft gaffen wollte; auch hat man diese Neugier nicht von den Muedzins oder Gebetausrufern zu fürchten, welche freilich auf ihren hohen Minarets die weiteste Aussicht genießen; denn man stellt zu diesem Amte meist Blinde an.

---

2. Antwort an Andres auf seinen letzten Brief.

Von Matthias Claudius.

Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermuthet, als daß Du eine Astrologie schreiben würdest. Du hast zwar von jeher mit den Sternen Dein Fest gehabt, und pflegtest es immer als eine besondere göttliche Wohlthat anzusehen, wenn's Abends der Himmel helle und so recht voll Sternen war; aber das, glaubt' ich, stecke so in Dir, sei Rührung und Freude über den großen, herrlichen Anblick; weiter aber denkst Du nichts, und von Deinen Projecten und Deiner **Astrologia puriore** und **sublimiore** ist mir niemals 'n Wörtlein in den Sinn kommen. Du hast aber Recht, Andres, ich habe dem Dinge nachgedacht, und die Astrologie fängt an, mir einzuleuchten.

Wenn alle Sandkörner auf der Erde Augen wären, so würden alle die Augen jedweden Stern über sich am Himmel sehen, und also fließen beständig aus jedwedem Stern Strahlen auf jedes Sandkorn der ganzen Erdveste herab; nun ist es aber allerdings sehr unwahrscheinlich, daß eine so große Menge einer Materie, die so schnell so weit herkommen kann, und aus so schönen, unvergänglichen Körpern kommt, ohne alle Wirkung sein sollte. Mich dünkt, der bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrt's Einen auch schon, daß die mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte, müßige Zuschauer sind, sondern *Angehörige der Erde* und *Freunde vom Hause*.

Was Du aus den Sternen sehen willst, und was Du von ihren Kräften und Einflüssen vorbringst, das sind vor mir lauter böhm'sche Dörfer, kommt mir aber Alles doch sehr gründlich vor, und ich wünsche mir von Herzen Deine andächtige, fromme Empfindung, mit der Du von den Sternen sprichst,

und darin alle Deine Ideen schwimmen, wie Blumen im Morgenthau und wie die Inseln im Meer. Die Himmelslichter sind doch wirklich, wie die Augen am Menschen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint. Claudius.

Lieber Vetter!

Die Philosophie ist gut, und die Leute haben Unrecht, die ihr sogar Hohn sprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie, wie Viel und Wenig, sondern wie Himmel und Erde, Oben und Unten! Ich kann's Ihm nicht besser begreiflich machen, als mit der Seecharte, die Er von dem Teiche hinter seines seligen Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teiche zu schiffen, Vetter, und hatte sich deßwegen auf Seine eigene Hand eine Charte von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach schiffte Er nun herum, und 's ging recht gut. Wenn nun aber ein Wirbelwind, oder die Königin von Otahite, oder eine Wasserhose Ihn mit seinem Kahn und mit seiner Charte aufgenommen, und mitten auf dem Ocean wieder niedergesetzt hätte, Vetter, und Er wollte hier nun auch nach seiner Charte schiffen; das ginge nicht. Der Fehler ist nicht an der Charte, für den Teich war sie gut; aber der Teich ist nicht der Ocean, sieht Er. Hier müßte Er sich eine andere Charte machen, die aber freilich ziemlich in Blanco bleiben würde, weil die Sandbänke hier sehr tief liegen. Und, Vetter, schifft hier nur immer grade zu; auf'n Meerwunder mögt Ihr stoßen, auf den Grund stoßt Ihr nicht.

Hieraus mögt Ihr nun selbst urtheilen, wie weit die Philosophie ein Besen sei, die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewisse Weise 'n solcher Besen sein, ja; mögt sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß, als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der Vieles in der Welt versucht hatte, der auch 'n Sadducäer und fort Esprit gewesen, und hernach eines andern war belehrt worden, bei alle seinem Enthusiasmus für das neue System doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialektik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte erfahrene Mann sagt, und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger Eins darauf geben: „daß der Friede Gottes höher sei, denn alle Vernunft!" — und so 'n Gelbschnabel will raisonniren.

Da also die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden können, so ist's patriotisch in einem hohen Sinne des Worts, die alte Form unverletzt zu erhalten, und sich für ein Tüttel des Gesetzes todtschlagen zu lassen.

Nun lebt wohl, lieber Vetter, und wünscht Frieden, laßt Euch übrigens aber den Streit und das Feldgeschrei kein Haar krümmen, und braucht die Religion klüger als sie.

Claudius.

3. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jakobi.

Pempelfort, den 1. August 1792.

Lieber! Ich bin wieder hier und erwarte Dich mit offenen Armen! Komm doch bald! Herder kann Dir etwas davon geschrieben haben, mit welcher Liebe, mit welchem Vertrauen ich an Dir hange. Nach den jüngsten Briefen aus Weimar bist Du doch wohl jetzt schon nicht mehr dort. Wo bist Du? Schreibe mir, ich bitte Dich, ein paar Zeilen aus Frankfurt, wenn dies Blatt Dich dort erreicht. Du bescheidest mich dahin in Deinem Billet vom 2. Juli. Als ich dies Billet erhielt, hatte Herder schon Antwort auf die Nachricht, die ich Dir durch ihn ertheilen ließ, Du würdest mich zu Hause treffen. Ich war gewiß, Du würdest zu mir kommen. Sobald der Krieg erklärt war, dachte ich auch, Du gingest vielleicht nach Coblenz, und dann hätte ich Dich. Meine Schwester und mehr Leute zweifelten sehr an Deiner Erscheinung in Coblenz. Nun wird es wahr, und bald habe ich Dich hier, Dich leibhaftig, hier in diesem Zimmer, dort unter meinen Bäumen, in meinem Gebüsch, auf Wegen und Stegen. Es wäre auch schön, recht schön gewesen, wenn wir uns in Frankfurt getroffen hätten; aber hier ist es mir dennoch lieber, hier, wo ich bleibe — wo ich vorgestern bei meiner Zurückkunft auf jeder Stelle, die ich betrat, hätte einwurzeln mögen — hier, wo ich Dich fassen und halten will, wie ich noch keinmal Dich faßte und hielt. Komm, Lieber, komm! Und nun zu allererst schreibe. Lotte und Lene grüßen herzlich; und noch einmal sei menschlich und lasse von Dir hören, bis daß Du kommst und da bist.

Jakobi.

Weimar, den 6. August 1792.

Wie sehr ich Dich zu sehen wünschte und hoffte, fühlst Du, weil Du weißt, wie ich Dich liebe. Aus dem Gewirre des Kriegswesens zu Dir zu flüchten, wäre mir sehr freudig gewesen, und einige stille Tage hätten mich wieder erquickt. Nun aber bin ich noch hier, wo mich Dein Brief vom ersten trifft. Ich bin in einer Verwirrung und Ungewißheit meines Zustandes auf den nächsten Tag, daß ich fast krank werde, denn Unentschlossenheit ist die größte Krankheit, und mir kommt sie von außen und wirft mich hin und wieder.

Verzeih deswegen dieses confuse Blatt, nimm vorlieb. Nächstens mehr, wenn mir's wieder leidlich ist.

Goethe.

Frankfurt, den 18. August 1792.

Du hast einen Brief von mir vom gestrigen Dato, aus dem Du siehst, wie es mit mir steht. Ich gehe Montags den 20sten nach Mainz und von da gleich wieder zur Armee. Gegen mein mütterlich Haus, Bette, Küche und Keller wird Zelt und Marquetenderei übel abstechen, besonders da weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen ist. Meine alten Freunde und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen, nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe, denn wo zwei oder drei zusammen kommen, hört man gleich das vorjährige Lied **pro** und **contra** wieder heraborgeln, und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema. Deswegen wünsche ich mich wieder zwischen die Thüringer Hügel, wo ich doch Haus und Garten abschließen kann. Und darum würde ich Dir auch rathen, zu Hause zu blei-

ben, denn man reist doch wahrlich nicht, um auf jeder Station einerlei zu sehen und zu hören. Wie es um Carlsruh aussieht, weiß ich nicht, aber nach den Dispositionen scheint es unmöglich, daß dorthin ein Feind kommen könne. Leider kommen die Zeitungen überall hin, das sind jetzt meine gefährlichsten Feinde. Ich hoffte wenigstens einen Monat in dieser Gegend zu bleiben, und da wäre ich Dir gerne bis Mainz, ja bis Coblenz entgegen gegangen. Mein Rückzug wird später wahrscheinlich in die schlimme Zeit fallen. Wie gerne hätte ich Dich gesehen, Dir Rechenschaft von meinem Haushalten gegeben und neues Interesse angeknüpft.

Grüße Deine lieben Schwestern, grüße Herders, die ich nun auch verfehle, und behalte mich lieb. Sobald ich auf französischem Grund und Boden angelangt bin, schreibe ich Dir. Goethe.

Münster, den 10. Dezember 1792.

Als ich das schöne Gebäude Deiner häuslichen Glückseligkeit verließ, hat mich Moor, Moos, wilder Wald, Winter, Nacht und Regen sehr unfreundlich empfangen. In Duisburg fand ich Plessing mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wissenschaft, die mir so sehr am Herzen liegt. Die Verbundenen hier haben mich so freundlich aufgenommen, und ich wünschte, länger bleiben zu können. Sehr glückliche Stunden habe ich hier genossen, und sage Dir ein Lebewohl, eben da ich im Begriff stehe, abzureisen. Meines Dankes und meiner Liebe und Anerkennung der Deinigen bist Du gewiß. Das Bild, was ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit.

Grüße die lieben Deinigen. Georgen hoffe ich noch zu treffen. Lebet tausendmal wohl und begleitet mich mit frommen Wünschen auf der leidigen Fahrt nach der geliebten Heimath, und erneuert mein Andenken bei allen Freunden. Goethe.

---

4. Briefe Goethe's an Fritz von Stein.

Neapel, den 10. März 1787.

Ich danke Dir, mein lieber Fritz, für Deinen Brief, in welchem mich der Ausdruck Deiner Liebe und Neigung recht herzlich freut. Wenn ich Dir nicht oft wiederhole, daß ich Dich sehr zu mir wünsche, so verschweige ich nur, was mir fast täglich im Gemüthe ist. Denn was ich sehe, ist gar schön und lehrreich, und Du würdest es noch mehr genießen, als ich.

Ich komme sobald zurück, als mir möglich ist, sobald ich mir nur eine gewisse Art von Kenntniß von diesem Lande erworben, sobald ich das Merkwürdigste von Natur und Kunst gesehen habe. Dann will ich Dir viel erzählen, wir wollen mancherlei Betrachtungen anstellen, und mit der Zeit will ich Dich einmal selbst hierher bringen.

Mache Dir keine traurigen Vorstellungen von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nöthig, daß ich wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann. Es wird mir und allen den Meinigen zu Gute kommen.

Hier ist ein Land so lustig und heiter, wie Du gewöhnlich bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menge Menschen leicht zu nähren.

Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig zum Verkaufe durch die Stadt getragen, und die Höcker haben Alles voll Rosinen, Mandeln, Feigen, Nüssen, Pomeranzen u. s. w. Das Brod ist gut und es fehlt nicht an Fleisch. Jedermann lebt in den Tag hinein, weil ein Tag dem andern gleicht und man sich auf keine Zeit des Mangels, keinen Winter vorzubereiten hat. Ich bin oft am Meere. Seit einigen Tagen ist es in starker Bewegung.

Schreibe mir bald wieder. Ich werde Deine Briefe richtig erhalten, wo ich auch sei. Bald werde ich Herkulanum, Pompeji und dann auch Pästum sehen. Grüße, wen Du von mir zu grüßen gut und artig findest, ich billige Alles.

Grüße Ernsten und laß ihn mir auch einmal schreiben, was er macht. Empfiehl mich Deiner Großmutter zu geneigtem Andenken; ich freue mich aus mehr als einer Ursache nach Hause, und du bist eine der ersten.

Lebe wohl und gedenke mein. Goethe.

Neapel, den 26. Mai 1787.

Deine vielen Briefe, die ich alle auf einmal erhielt, haben mir viel Freude gemacht. Ich bin aus Sicilien glücklich zurück, und Du kannst ohne Sorge sein. Ich komme nun bald und Du sollst schöne Sachen sehen und hören. Zeichne fleißig nach Büsten und versuche auch einmal einen Kopf nach dem Leben. Zeichne Landschaften nach der Natur, und suche gleich etwas Interessantes zu wählen, so gut es die Gegend gibt. Ich kann Dir, wenn ich komme, manche Anleitung geben, denn ich komme aus einer großen Schule. Dein italienischer Brief hat mich sehr vergnügt; wenn ich zurückkomme, wollen wir nur italienisch reden.

Wenn Du das Meer sehen solltest, würdest Du große Freude haben. Wenn man es eine Zeitlang gewohnt ist, so kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es gesehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu sehen. Ich bin durch Sicilien gegangen ohne Empfehlungsschreiben und ohne Garde, und bin doch durchgekommen; es geht Alles, wenn man sich zu schicken und zu finden weiß. Wenn es meinen Wünschen nachgeht, so sehen wir diese Gegenden einmal zusammen. Oft wünsche ich Dich zu mir, im Ganzen sehe ich doch aber, daß es gut ist, daß ich Dich nicht mitgenommen habe. Nun sehe ich Dich bald wieder, und es wird mir eine neue Freude sein.

Lebe wohl, grüße Deine Großeltern, Onkels und Tanten. G.

Rom, den 30. Juli 1787.

An die Kinder*) und Fritzen.

St. Petersfest war nun wieder eine rechte Gelegenheit, Euch zu mir zu wünschen. Laßt Euch nur von den Eltern erzählen, was ich von der Erleuchtung schreibe und was sonst irgend in einem Buche davon steht. Wo man auch in der Nacht in der Stadt auf eine Höhe kam, sah man das feurige Feenschloß am Horizonte stehen, und man wünschte sich, mehr Augen zu haben, um es recht sehen zu können. Wenn ich komme, will ich es Euch recht lebhaft beschreiben. Nun ist Alles still in dem großen Rom und es ist jetzt recht Zeit zum Studiren. Ich lerne gar manches, was ich Euch wieder lehren

*) Herders.

werde, seid indessen hübsch fleißig, denn es kommt einem heute oder morgen zu Gute, wenn man etwas gelernt hat. Seit acht Tagen ist eine große Hitze auf einmal eingefallen, so daß man des Tages gar nicht ausgehen mag. Die Nächte sind auch sehr warm, und da es eben Vollmond ist, sehr schön und reizend. Das Volk ist die ganze Nacht auf den Straßen, besonders die Festtagsnächte, und singt und spielt auf der Zither und jauchzt, und kein Mensch mag zu Hause und zu Bette.

Ich lebe ganz still für mich, und werde, da Herr Tischbein nach Neapel geht, einen großen, kühlen Saal bewohnen, fleißig in demselben zeichnen und schreiben, und an Euch denken.

Lebt wohl, ich kann heute nicht mehr schreiben, und will also mit Eurer kurzen Entschuldigung schließen, womit Ihr Eure kurzen Briefchen zu endigen pflegt. G.

---

5. W. v. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 25. October 1795.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studiren und mich mit jedem einzelnen Theile genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß malenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein, und gibt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor und macht die Folge noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Cultur, und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige

Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben, die Auflösung des Widerstreites, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einladen, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dies noch gefunden, und leicht dürften Einige auch bei noch öfterem Wiederholen dies Urtheil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen, und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenig einzelnen Zügen zusammenzustellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dies Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjectiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem andern her, und mit der größten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eigenen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst, ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. Da, wo sich die Cultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal“ u. s. f. allerdings abgebrochen, aber dies vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich ist äußerst charakteristisch. Nur einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfenden Straße“ gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße so viele Ideen angereiht. Sie erinnern sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergange weitläuftig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dies Zeitalter, zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das Folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauf folgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht: „Flöße“ statt „Schiffe“ gewählt zu haben scheinen. Und doch ging die Seecommunication der Landcommunication voraus.

Die Schönheiten der Diction im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck gibt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energische Licht“, des Schmetterlings „zweifelndem Flügel“, die Vergleichung der begränzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andere Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinnes und die Wahrheit der Empfindung, zu welchen beiden der Ausdruck so herrlich paßt, aus. So „Enger wird um ihn u. s. w. Welt.“ „Sucht das vertraute Gesetz in der Erscheinungen Flucht“ „es irrt selbst in dem Busen der Gott.“ „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch.“ Dann die Kühnheit des Verses: „Hängt nun der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt“ und die unnachahmliche Kürze dieses: „und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.“

Ich habe wieder so lange geschrieben. Diese meine Ausführlichkeit sticht sehr gegen Körner's große Kürze ab. Wenn sie mein Charakter sein sollte, so wünsche ich nur, daß er Ihnen nicht lästig werden mag.

Von ganzem Herzen Ihr H.

Tegel, den 5. October 1795.

Wir empfingen vorgestern Ihren letzten Brief, wo uns das, was Sie uns von Ihrer Lage und Ihren Aussichten für den Winter sagen, recht herzlich geschmerzt hat. Nur zu sehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Ersatz ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das gut wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dies besonders bei Ihnen der Fall ist. Ich habe schon darauf gedacht, ob Sie nicht einen Plan wieder hervorsuchen sollten, der Ihnen einmal recht sehr am Herzen zu liegen schien, den Plan, nach Weimar zu kommen. Ich würde, außer Göthe, dort auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller Uebrigen rechnen. Aber freilich würde sich ein völliges Hingehen nicht in so kurzer Zeit arrangiren lassen, und ein temporäres ist mehr Störung als Gewinn. Ihre dauernde Rückkehr zur Poesie macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken, und diese Beschäftigung der Phantasie Ihre Einsamkeit beleben und erheitern. Sie sind doch unendlich glücklich, theurer Freund, einen solchen Reichthum in sich zu bewahren, bloß aus sich selbst so viel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten. Es wurde mir dies bei der Stelle Ihres Briefes aufs neue so lebhaft, wo Sie selbst sagen, daß Sie so schwer an das Lesen gehen. Wenn ich bedenke, wie viel Sie schon leisteten, und wie viel mehr Sie in sich tragen, als Sie je zu leisten im Stande sein werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Verstande von außen nehmen, so erfüllt es mich immer aufs neue mit Bewunderung. Denn auch das Gespräch ist und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterer Anstoß zur eigenen Production sein. Darum weiß ich auch niemand, in dem ein gewisser Widerwille gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit so gut begründet wäre, als in Ihnen. Aber darum wundere ich mich auch immer, daß Ihre Geistesthätigkeit nicht noch zerstörender auf Ihren Körper zurückwirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entschluß zu bleiben, sie zu vermindern, um ihr nicht zu erliegen.

Leben Sie herzlich wohl. An Ihre liebe Frau tausend innige Grüße von uns beiden. H.

Rom, 27. August 1802.

Ich schreibe Ihnen, liebster Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälligerweise hatten wir und haben noch einen deutschen Arzt bei uns, einen trefflichen Menschen von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmend-

sten Gemüth und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte; aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasieen, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Goethe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut Italienisch sprach. Das ist nun alles dahin und dahin gegangen! Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der andern habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einigemal zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer, lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie ihren armen Freund. Meine Frau grüßt Sie und alle die Ihrigen innigst, Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist außer Gefahr und in der Besserung. Noch einmal Adieu! und schreiben Sie mir recht bald.

H.

Weimar, 12. September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwei Jahren so hoffnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide aufs innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jetzt kann ich nur darüber mit Ihnen klagen und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Klima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und die gute Caroline wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht

besser, alle jene Verhältnisse aufzugeben, da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben so viele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernow's Aussehen, der seit acht Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltert erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahre schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Klima ihm muß zugesetzt haben.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe Caroline in einer ruhigen Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe. Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns, wo möglich, bald wieder Nachricht; warum müssen wir jetzt so weit von einander sein, unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige

Schiller.

---

6. Wieland an die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar.

Weimar, den 13. Dezember 1789.

Gnädigste Herzogin,

Wir nähern uns, Dank sei den Göttern! dem Ende eines Jahres, das durch die Entfernung von Ew. Durchlaucht das schwermüthigste meines ganzen Lebens gewesen sein würde, wenn mein guter Dämon nicht dafür gesorgt hätte, auf der einen Seite meine häuslichen Freuden zu vermehren, und mich auf der andern mit Arbeiten so zu überladen, daß ich kaum recht zu mir selber kommen konnte. Mit froher Sehnsucht sehe ich nun das Jahr 1790 herankommen, welches, wofern mich die Hoffnung nicht mit goldnen Träumen aus der elfenbeinernen Pforte täuscht, unsere beste, verehrteste und geliebteste Fürstin wieder zu Ihren lieben Getreuen nach Weimar führen wird, — die, wie weit sie auch leider! in allen andern Stücken hinter den beneidenswerthen Lieblingskindern der Natur in Campanien und Calabrien zurückbleiben, doch gewiß den Vorzug, dieser Fürstin, die mit so großem Recht der Gegenstand der Anbetung dieser glücklichen Ausländer ist, näher anzugehören, nicht mit allen Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten des schönen Italiens vertauschen würden. Noch trennt uns ein langer nordischer Winter vom Ziel unserer eifrigsten Wünsche; aber der schlimmste Theil desselben ist beinahe vorbei, und der Rest wird durch die Vorstellung verkürzt, daß jede Woche den seligen Tag des Wiedersehens näher bringt, der uns in Einer Stunde, ja in Einem Augenblick für mehr als sechshundert trübe und bleierne Tage entschädigen wird. Kommen Sie, gnädigste Herzogin, kommen Sie mit der wiederkehrenden Sonne zu uns zurück, um, wie diese ewige Quelle aller Schönheit und Freude, uns wieder Licht und Wärme, Leben und Seele zu geben! Die gute thüringische Natur wird ihr Bestes (wie wenig es auch ist) thun, um Ew. Durchlaucht in ihrem festlichen Schmuck zu empfangen; und unsere Nachtigallen (die einzigen **Improvisatori** oder **Improvisatrici**, deren wir uns rühmen können) werden sich beeifern, Ew. Durchlaucht die zärtlichen Abschiedsklagen der Nachtigallen von **Tivoli** und **Frascati** durch ihren jubilirenden **Willkomm** vergessen zu machen.

Bei allem dem ängstigt mich doch zuweilen der Gedanke, was wird Amalia, nachdem sie das Erhabenste und das Schönste der Natur, das Höchste und Vollkommenste der Kunst, die liebenswürdigsten Menschen, den schönsten Himmel, das reizendste Land, alles, was Auge und Ohr, Geist und Herz im höchsten Maße befriedigt, kennen gelernt und genossen hat, was wird die Fürstin, deren schöne Seele für dies alles einen so zarten und hohen Sinn hat, sich unter diesem allem wie in Ihrem eigensten Element befand, was wird Sie unter uns finden, das auch nur für den kleinsten Theil dessen, was Sie verläßt, als Ersatz betrachtet werden könnte? Aber glücklicher Weise haben Ew. Durchlaucht in diesem auf eine so edle Art genossenen Theile Ihres Lebens einen Schatz von großen, interessanten und unvergeßlichen Gegenständen, Scenen, Bildern und Idealen in Ihre Seele gesammelt, der für sich allein schon zureicht, nicht nur Ihr eignes künftiges Leben mit Erinnerungen, die eine Art von fortgesetztem Genuß sind, zu erheitern, sondern auch den armen lechzenden Seelen meinesgleichen zu Zeiten einige Tropfen aus Ihrem Ueberfluß zufließen zu lassen. Halten Ew. Durchlaucht mir diesen kleinen Seitenblick auf mich selbst zu Gnaden, der an einem Menschen, dessen Existenz durch das Schicksal in einen so engen Raum zusammengedrückt wurde, zumal da die Hülfsquellen in ihm selbst unvermerkt versiegen, nur gar zu natürlich ist. Goethe und Herder haben das Ihrige gethan, um meinen Geist für Mittheilungen dieser Art empfänglicher zu machen; und wiewohl mir die Musen seit Ew. Durchlaucht Entfernung vollends alle ihre Gunst entzogen haben, so haben sie mir doch noch so viel Einbildungskraft übrig gelassen, daß ich hoffen darf, Ew. Durchlaucht in jeder Scene, in welche Sie Sich Selbst wieder zu versetzen Lust haben werden, ohne Mühe folgen zu können, und also wenigstens nicht jenem Zuhörer des Flötenspielers Timotheus zu gleichen, der, als die Marktglocke alle Andern wegrief, allein bei dem Virtuosen zurückblieb und andächtig zuhörte, weil er — so taub war, daß er die Glocke nicht gehört hatte.

Möge sich inzwischen alles vereinigen, gnädigste Herzogin, um Ew. Durchlaucht den noch übrigen Aufenthalt und die allmälige Rückreise aus dem Feenlande, worin Sie Sich befinden, so angenehm, beglückt und vergnüglich, als nur immer möglich ist, zu machen! Möge das Jahr 1790, indem es Ihre schönen Wanderungen in Italien beschließt, in Ihrem Lande und unter Ihren Angehörigen der Anfang der heitersten, ruhigsten und zufriedensten Periode Ihres schönen und ruhmvollen Lebens sein! Mit diesen und allen guten Wünschen, wovon mein pflicht- und dankvolles Herz gegen die Beste der Fürstinnen erfüllt ist, lege ich mich, um die Fortdauer Ihres gnädigen Schutzes bittend, Ew. Durchlaucht zu Füßen,

als Höchstdero
ewig verpflichteter, unterthänigster und treuester Diener
Wieland.

---

7. Lessing an Gleim.

Berlin, den 16. December 1758.

Liebster Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten sehr angenehmen Briefe lange schuldig. Sie werden die Ursache gleich hören. Vor allen Dingen muß

ich Ihnen sagen, daß ich das Gedicht unsers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen gelesen habe. Er ist hier weit ernster, feierlicher, erhabener, als in seinen Liedern, ohne deßwegen aus seinem Charakter zu gehen. Allein soll ich es für nichts, als für eine Wirkung seiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bei verschiedenen Stellen vor Entsetzen die Haare zu Berge gestanden haben? Sehen Sie, liebster Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr sein. Ich wollte diese Stellen nicht zum zweitenmal lesen, und wenn ich noch so viel damit gewinnen könnte. Ja, gesetzt, es wird über kurz oder lang Friede; gesetzt, die jetzt so feindselig gegen einander gesinnten Mächte söhnen sich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leser, und vielleicht der Grenadier selbst, zu so mancher Uebertreibung sagen werden, die sie jetzt in der Hitze des Affects für unbezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überschreitet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte. In diesem Falle also, wenn es nämlich eine bloße Collision des Patriotismus ist, die mich diesesmal mit unserm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich sonst zu sein so viel Ursache habe — **veniam petimus dabimusque vicissim.** Ich war auch, in Betrachtung dessen, gar nicht willens, das Gedicht unsers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigstens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Censur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, so mußte es nothwendig vorher censirt werden, und erst heute erfahre ich, daß es die Censur nicht passiren kann. Ohne Zweifel ist die anstößige Erwähnung des von Katt die vornehmste Ursache. Der König hat sich in dieser Sache selbst zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm sein könnte, sich auf eine solche Weise daran erinnert zu sehen.

Unterdessen, liebster Freund, werde ich das Gedicht doch bei mir behalten und in wenig Wochen einen Gebrauch davon machen, bei welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber sich nichts vorzuwerfen hat. Sie sollen damit zufrieden sein; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier diesen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an, mich vor ihm zu fürchten. Es scheint, er läßt sich zu leicht in Harnisch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß seines Ciffides nichts zu sagen haben, wenn ich auch der eifrigste Verfechter der Gegenpartei wäre. Ich bin es aber nicht, das wissen Sie.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir mit nächster Post, wenn ich nicht glauben soll, daß ich Sie durch diesen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens Ihr ergebenster Freund Lessing.

Berlin, den 14. Februar 1799.

Liebster Freund,

Ich wollte Ihnen eben schreiben und unserm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abschrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders schreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbesserungen haben der Sache eine ganz andere Gestalt gegeben.

Alle unsere Freunde hier müssen mir bezeugen, wie sehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden gewesen bin. Es ist mir nichts darin anstößig gewesen — (auch nicht einmal rippeln ꝛc.) — als bloß die Verwünschungen, von welchen ich überhaupt ein abgesagter Feind bin. Und diese Verwünschungen haben nothwendig einen so starken Eindruck auf mich machen müssen, da sie einen Prinzen betrafen, von dessen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben sollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient sie ganz gewiß nicht; und wenn er sie auch verdient hätte, so wäre es doch besser, daß der Grenadier das Verfluchen den Priestern überließe. Als Priester mag Herr Lange dieses unselige Vorrecht immer ausüben und die nähere Erlaubniß dazu von Friedrich dem Soldaten jetzt erschleichen, die ihm Friedrich der philosophische König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut sich selbst Unrecht, wenn er sich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt ist, der sich damit begnügt, wenn er nur jetzt ein paar Monate hindurch gelesen wird, und nichts darnach fragt, wenn man seine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier soll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn er es nicht thun will, so werden es seine Freunde für ihn thun.

Oeffnen Sie unterdessen, liebster Freund, unserm Grenadier nur über zwei Stellen meines so anstößig befundenen Briefs das Verständniß! Wenn ich geschrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, so bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit schreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde gesagt haben. Ich glaubte, als ich es schrieb, mit keinem lächerlichern Einfalle meinen Brief beschließen zu können, mit dessen ernsthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier, als tausend ausschweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch lassen Sie mich davon nichts weiter schreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundschaft desto höhere Begriffe habe, und daß noch tausend solche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im mindesten nachtheilig sein können. Und wie könnten sie auch, da ich sehe, daß er weit mehr nachgibt, als ich selbst würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beispiel nicht (als nur in so fern es ein Zeichen seiner Freundschaft gegen mich sein soll), daß er die Verwünschung der Selbstherrscherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünschte, daß er es blos so verändert hätte: „Aber welch ein Loos soll ich dir wünschen, Selbstherrscherin! wenn du" ꝛc.

Unterdessen kann es um so viel eher gedruckt werden, und ich hoffe, Ihnen nächstens Exemplare zu schicken. Aber was werden Sie sagen, daß ich schon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es so bald könne gedruckt werden, so gab ich dem Verfasser der Briefe über die neueste Literatur eine Abschrift von den schönsten Stellen; und wenn

Sie das, was bei Gelegenheit der ausgelassenen anstößigen Stellen gesagt worden ist, beleidigen sollte, so bitte ich im Voraus um Verzeihung.

Ich sende Ihnen hierbei die Briefe, weil Sie sie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfasser davon bin, so thun Sie mir keinen Gefallen. Es sind wohl einige Bolzen von mir darin; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich bin

Ihr ergebenster
Lessing.

Berlin, den 1. September 1759.

Liebster Freund,

Ich setze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden sich alle Posttage nach einem Briefe von mir umsehen; ich muß Ihnen also nur schreiben, ob ich Ihnen gleich auch jetzt noch nichts ganz Zuverlässiges von unserm theuersten Kleist melden kann.

Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich — und das hat nicht allein sein Oberst, sondern das haben ihm noch viele andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben und ist so, nebst allen andern schwer Verwundeten, den Russen in die Hände gefallen.

Gestern erhielten wir Nachricht, daß die Russen Frankfurt verlassen hätten. Sie haben sich nach Guben gezogen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Ich schrieb also gleich nebst dem Herrn Professor Sulzer nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, so machte man mich besorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geschrieben haben. Herr Venino nämlich, der gleichfalls bei der Armee gewesen ist, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen schreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unser liebster Freund bereits an seinen Wunden gestorben sei. Noch mehr; heute ist ein Journal von dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und auch in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehr Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern, von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen? — Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige

Lessing.

Berlin, den 5. September 1759.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! —

V. Dialoge.

1. Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele.

Von Moses Mendelsohn.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton, Simmias.

Erstes Gespräch.

Echekrates. Warst du selbst, mein Phädon, denselben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu sich nahm; oder hat es dir jemand erzählt?

Phädon. Ich selbst, Echekrates, war da.

Echekrates. Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset jetzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift genommen und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon. Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates. O ja, das hat uns jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses, Phädon?

Phädon. Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates. Und was ist das für ein Schiff?

Phädon. Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beim Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem Apollo damals

das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken; und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurückgekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und nach dem Gesetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich schon gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates. Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er gesprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bei ihm? oder wollten die Archonten niemand zu ihm lassen? und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?

Phädon. Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates. Entschließe dich immer, lieber Phädon, uns alles umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten.

Phädon. Ich habe Muße, und werde euch suchen, Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates. Und deine Zuhörer, Phädon, sind der nämlichen Gesinnung. Erzähle also alles so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon. Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblaßt. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! So sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte, sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu sein, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennst ihn und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates. Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon. Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unseres sterbenden Freundes.

Echekrates. Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon. Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippus, Menexenus und noch einige Andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates. Waren auch Fremde zugegen?

Phädon. Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates. Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon. Nein! diese sollen sich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates. Sonst war also niemand dabei?

Phädon. Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates. Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabei vorgefallen?

Phädon. Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen. Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und da uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht sehr früh geschah. Sobald diese aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause gingen, daß das Schiff von Delos angekommen sei, und beschlossen, das letztemal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, sprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Fesseln ab, und melden ihm, daß er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kennst sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fing sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde und du sie zum letztenmal! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wendete sich zum Kriton und sprach: Freund! laß sie nach Hause bringen. — Kritons Bediente führten sie hinweg; sie ging und heulte, und zerschlug sich jämmerlich die Brust.

Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde, welch' ein seltsames Ding scheinet das zu sein, was die Menschen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblick nach ist es dem Unangenehmen entgegengesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm sein kann: und dennoch kann niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn

sie an beiden Enden an einander befestigt wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet: „Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun ließ, knüpften sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander beständig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch jetzt. Die Fesseln hatten mir Schmerzen verursacht, und jetzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter, ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerst! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertigt, nämlich Aesopische Fabeln poetisch ausgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Nun fragen mich Viele, hauptsächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird er gewiß): so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes, erwiderte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich diese Gedichte keineswegs in der Absicht verfertigt, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgendergestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Gestalt erschien, aber immer ebendenselben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung bloß für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts Neues zu thun befehlen, denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also bloß meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein, ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Musik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich mache den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet sein will, Erdichtungen, und nicht Vernunftsätze behandeln müsse, daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun selbst keine Gabe zum Dichten besitze, so bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aesopus, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Allein dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und so viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie, versetzte jener, ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias. Nun so wird er mir gewiß gerne folgen, erwiderte Sokrates; er, und jedermann, der diesen Namen verdient. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem jeden bekannt ist. — Indem er dieses sagte, ließ

er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte: Wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben; und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates, du und Simmias, Ihr habt beide den Weltweisen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hiervon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates.

Nun gut! Ich habe Verschiedenes von der Sache gehört, und will euch solches gern mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweist man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sei? Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meinst du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es gibt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu sein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellt wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott; denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes Beste an diesen Wünschen Theil hat.

Unvergleichlich, mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Wesen hineinsetzte, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte sein Wesen, die selbständige Güte verläugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verläugnen kann?

Ein Unding, Sokrates; ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes, der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige Pflicht sein, die Absichten unsers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen, sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit denselben auf das Vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichste Musik sei: denn sie lehrt uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher sein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses läugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegenzusetzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nun begreife ich um so

weniger, mein lieber Sokrates, wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du jetzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind, und daß derselbe unser Bestes besorget, so scheint jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meinen, es sei vielmehr ein großer Unverstand, wenn man sich durchaus in Freiheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzt, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines Andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutraut als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörte ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Und diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allerweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates, so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine jetzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns Alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt, sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers entäußerst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehrt hast.

So? sprach Sokrates, man hat mich angeklagt, wie ich höre? Ich werde mich also förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings! sprach Simmias.

Gut! versetzte Sokrates, ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweitens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freilich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir beides nicht entgehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verscheiden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger sein wird, als für Lasterhafte.

Wie das? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch

uns eine Lehre gönnen, die so viel Tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugst, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laß uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheint.

---

2. Mutterlehren.

Von J. H. Pestalozzi.

Niclas drängt sich hinter dem Gritli hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Batzen zu sehen, und stößt dann das Kleine, daß es laut weint.

Da sagte die Mutter: „Niclas! es ist nicht recht; in eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt thust du das.“

Niclas. Ach Mutter! es ist mir leid, ich wills in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und thatst es wieder: es ist dir nicht Ernst.

Niclas. Ach ja, Mutter! es ist mir gewiß Ernst. Verzeih mir! es ist mir gewiß Ernst und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt, ohne zu essen, ins Bett.

Sie sagts, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher; es that ihnen weh, daß der liebe Niclas nicht zu Nacht essen mußte.

„Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten lassen wollt, Kinder!“ sagte ihnen die Mutter.

„Laß ihn doch diesmal wieder heraus!“ sagten die Kinder.

„Nein, meine Lieben! Seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden,“ antwortete die Mutter.

„So wollen wir jetzt die Batzen nicht sehen bis morgen; er sieht sie dann mit uns,“ sagte Enne.

Und die Mutter: „Das ist recht, Enne! Ja, er muß sie alsdann mit euch sehen.“

Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtessen, und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niclas noch weinte.

„Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber, lieber Niclas!“ sagte ihm die Mutter.

Und Niclas sagte: „Verzeih mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! Verzeih mir's doch und küsse mich! ich will gern nicht zu Nacht essen.“

Da küßte Gertrud ihren Niclas, und eine heiße Thräne floß auf sein Antlitz, als sie ihm sagte: „O Niclas! Niclas! werde bedachtsam!“ Niclas mit beiden Händen umschlingt den Hals der Mutter und sagt: „O Mutter! Mutter! verzeih mir!“

Gertrud segnete noch ihre Kinder, und ging wieder in ihre Stube.

Jetzt war sie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur noch schwach in der Stube, und ihr Herz war feierlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindungen von Gott und von seiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens

und von der innern Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen; alles dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihre Kniee, und ein Strom von Thränen floß ihre Wangen herunter.

Schön ist die Thräne des Kindes, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, schluchzend zurücksieht, seine Wangen trocknet, und sich erholen muß, ehe es den Dank seines Herzens stammeln kann.

Schön sind die Thränen des Niclas, die er in dieser Stunde weint, daß er die gute Mutter erzürnet hat, die ihm so lieb ist.

Schön sind die Thränen des Menschen alle, die er also aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Danks und auf die Thränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat.

Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud, und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang vor dem Herrn, ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam.

„Warum weinest du, Gertrud? Deine Augen sind roth und naß. Warum weinest du heute, Gertrud?“ fragte sie Lienhard.

Gertrud antwortete: „Mein Lieber! es sind keine Thränen des Kummers, fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diese Woche, da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinsinken auf meine Kniee; ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen; aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie so gedankt.“

„Du Liebe!“ antwortete Lienhard; „wenn ich nur auch mein Herz wie du so schnell emporheben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu thun, und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Kniee fallen und Thränen vergießen möchte.“

Gertrud. Wenn's dir nur Ernst ist, recht zu thun, so ist alles Andere gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme, und der Andere eine starke; daran liegt nichts. Nur wozu sie ein Jeder braucht, darauf kömmt's allein an. Mein Lieber! Thränen sind nichts, und Kniefallen ist nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist alles. Daß der eine Mensch weichmüthig, und daß der andere es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andere leichter in dem Staube daherschleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Aug' sein Haupt auf ihren Schooß, und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seine.

Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, staunen und schweigen.

Endlich sagte Gertrud zu ihm: „Willst du nicht zu Nacht essen?“

„Ich mag nicht,“ antwortet er. „Mein Herz ist zu voll; ich könnte jetzt nicht essen.“

„Ich mag auch nicht, mein Lieber!“ erwiederte sie; „aber weißt du, was wir thun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi; seine Mutter ist heute gestorben.“

VI. Reden.

1. Von den Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes.

Von J. G. v. Herder.

Unsere Vorfahren nannten die Schulen Werkstätten des Geistes Gottes; eine altväterische Benennung, von der man sich vielleicht wundern wird, daß ich sie in unsern Zeiten wiederhole, und nicht lieber vom Tempel des Apollo, der Musen und der Grazien rede. Die Benennung, recht verstanden, drückt aber eine so edle Sache, und zwar viel wahrer und inniger aus, als alle jene Idolenausdrücke vom Tempel des Apollo, der Musen und Grazien nur bezeichnen mögen.

Geist Gottes hieß bekanntermaßen von den ältesten Zeiten her bewegende mächtige Naturkraft, jene lebendige Regung, die den Geschöpfen Leben mittheilt, die durch Wirksamkeit ihr Leben erhält, ihre Kräfte stärkt und fördert. Geist Gottes hieß ihnen in menschlichen Seelen jede edelste Kraft, wenn sie sich in vollem Genuß ihres Daseins auf die vorzüglichste Weise äußert. Geist Gottes hieß ihnen endlich jene fortwährende Tendenz des Menschen, immer vollkommener zu werden, heller im Verstande, reiner im Herzen, kräftiger im Willen, vom innern Vorwurf frei, der Gottheit nahe, ihr verwandt, nach ihr gebildet. Die schönsten Sprüche und Aufmunterungen hierüber stehen in einem vom Geist Gottes geschriebenen Buch, der Bibel, die uns viel angenehmer und lockender wären, wenn wir sie ohne Ekel und Vorurtheil, in dem Geist, in dem sie geschrieben sind, hell und aufrichtig läsen. Es sei mir vergönnt, eine kurze Anwendung hiervon auf die Schulen zu machen, und den alten Ausdruck: „Schulen seien Werkstätten des Geistes Gottes, eines heiligen Geistes", nicht nur zu rechtfertigen, sondern christlichen Schulen als den eigensten und angemessensten zu vindiciren.

1. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; das heißt, nicht nur es ist schwach und unkräftig, sondern auch es gehet dem sinnlichen Genuß, dem Zeitvertreib und Zeitverderb, angenommenen Gewohnheiten, Instinkten und Begierden nach; Geist muß ihm angebildet, muß in ihm wie durch eine neue Geburt erweckt werden, daß er einen edleren Genuß als den Genuß der Sinne, einen edlern Zweck des Lebens als Zeitvertreib und Zeitverderb kennen lerne, daß Uebung hierin ihm zur Gewohnheit werde, und er sich in diesem höhern schönern Instinkt gleichsam als ein neues höheres Geschöpf froh, frei, wirksam und glücklich fühle. Wir wissen alle, die Zeit der Kindheit und Jugend ist die schönste Zeit dieser moralischen Bildung und Umbildung, daß aus dem kleinen Menschenthier ein Mensch, daß aus dem Sklaven der Sinne ein überlegendes, freithätiges Wesen werde. Alle Erziehung gehet dahin, oder soll dahin gehen, dem Menschen diese innere Macht, diese einwohnende Weisheit, dies reine Auge, diesen hellen Verstand, heiligen Geist zu geben, ohne welche alle erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten müßiges Zubehör oder Werkzeuge zum Verderben werden. Wie schön kleidet das Kind, den Jüngling jede Spur einer moralischen Bildung, die man an ihm wahrnimmt!

Gibt es eine holdere Stirn, ein schöneres Auge, als in welchem Zucht und Scham, Aufrichtigkeit, Zutrauen, Bescheidenheit und Liebe — Geist Gottes wohnen? Gibt es einen schönern Reiz der Gebärden und Glieder, als wenn sie mit reiner Unschuld, mit sanfter Gefälligkeit, gleichsam wie mit dem Oel der Freuden zur schönsten Thätigkeit gesalbt sind, und täglich gesalbt werden? Der Ausdruck jenes ebräischen Jünglings, in dem von Kindheit auf der Geist Gottes wohnte, und ihm zu seiner Aufmunterung eine fröhliche Zukunft seines Lebens zeigte: „Wie sollt' ich etwas Unwürdiges thun, und wider Gott, das Heilige, das in mir ist, sündigen?“ hat so etwas Schönes und Mächtiges, daß es allein im Stande ist, einen Jüngling, der dies Heilige in sich, der sich als den Tempel eines göttlichen Geistes erkennet, vor allem Unwürdigen, Niedrigen, Gemeinen zu bewahren. Wie sollt' ich etwas Unwürdiges thun, und wider das edlere Gefühl in meiner Brust sündigen? Alle ausgezeichneten Menschen hatten dies edlere Gefühl in sich, das eben sie von gemeinen Menschen auszeichnete, das sie vor allem Gemeinen, Niedrigen und Niederträchtigen bewahrte. Es war ihr Schutz und Schirm, ihr Rathgeber und Wächter, ihr warnender Freund, ihr gebietender Dämon, der ihnen, statt der weiten Heerstraße üppiger Phantasie und Lüsternheiten, den schmalen Weg, die enge Pforte des Ruhms und Wohlgefallens bei Gott und Menschen zeigte; sie ihnen nicht nur zeigte, sondern diesen Weg zu gehen, die Pforte zu durchdringen sie antrieb — ein mächtiger, belebender, ruhiger Geist, der Geist einer fortwährenden Selbstbesserung, der Geist der Weisheit. „Er kömmt“, sagt jenes alte, schöne Buch, „nicht in eine boshafte Seele; er wohnet nicht in einem von Lastern entweiheten Körper. Der heilige Geist, der recht zu denken lehrete, weicht von den Ruchlosen, und überläßt sie der Strafe, die sie über sich selbst verhängen, da sie denn nie ungestraft bleiben; denn Gott ist Zeuge über alle Gedanken und erkennet alle Herzen, und höret alle Worte.“

Dünkt es ihnen nicht, m. H., dünkt es euch nicht, liebe Jünglinge, daß es in diesem Sinn für die Schulen ein edler Name sei, Werkstätten des heil. Geistes zu heißen? und was sie heißen, zu sein oder zu werden? Was helfen alle Wissenschaften ohne Sitten, was helfen alle erworbenen Kenntnisse ohne Gemüth? — Wir wissen alle, daß unsern Zeiten mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß nicht, wie in den alten und ältesten Zeiten, unsere Weisheit im Leben ausgedrückt wird, und, von Sitten ausgehend, auf Sitten zurückkehret. Sie wohnet bei uns mehr im Kopf als im Herzen, und hat meistens mehr unser Gedächtniß bereichert, als unsere Denkart und Sinnesart gebildet. Die unermeßliche Luxurie in den Wissenschaften, ihre fast unübersehbare Vermehrung hat uns zu Sklaven des Wissens gemacht, oft ohne alle Selbstbildung; wie manche Jugendseele ging im trügerischen Ocean der Vielwissenheit, der Allgelehrsamkeit, an einer Scylla, bei einer Charybde oder auf glatter Woge unter! — O kehre Geist Gottes zurück! Geist Gottes der alten und ältesten Zeiten! als die Weisheit noch Uebung, als das Lernen noch Weisheit war. Kehre insonderheit in die Schulen zurück! In unsern Zeiten, da hinter den Schulen auf Akademieen oft das wüsteste, wildeste Gewirr der Ichs + Nicht-Ich — ich + mit Ich, und ein Gebrüll niedriger, grober Zänkereien sie erwartet. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen? Jeder gute Baum bringt gute Früchte; an den Früchten erkennt man den Baum; an Sitten und Thaten lernt man eine Weisheit erkennen, weß Geistes sie sei? Ob jene Weisheit von oben her ist, die, wie Jakobus sagt: keusch, friedsam, gelinde, läßt

ihr sagen, ist voll guter Früchte, unparteiisch, und ohne Heuchelei. Oder jene andere psychische, dämonische Weisheit, die Neid und Zank, Unordnung und eitel böses Ding bezeichnen? Geist Gottes kehre zurück in die Schulen, um da einen guten Grund in den Gemüthern der Jünglinge zu legen, und ihnen den festen, reinen Charakter anzubilden, der sich durch die ausgelassene Unsittlichkeit, die grobe Frechheit, die naseweise Zudringlichkeit, die jetzt in so vielen Schriften herrscht, nicht verführen lasse, sondern der auf einem reinen Selbst unwandelbar feststeht und nicht wankt. Er kehre zurück und wohne in den Schulen unsers Orts, da an ihm, wie niemand es läugnen kann, so viele Gelegenheit zu Zeitvertreib und Zeitverderb und zu jener Keckheit ist, die sich von Anstand und Sittlichkeit gerade lossagt. Von Jugend auf, *von innen* wehe Geist Gottes uns an; denn von außen leben wir zu unserer Zeit in einer bösen Zugluft, in der garstigen Dämonen-Welt.

2. Jede *gute Gabe* hieß bei den Ebräern eine Gabe des Geistes; Geist hieß ihnen, was die Gabe *belebte, läuterte, brauchbar* machte, und zum Zweck des Ganzen anwandte. Sollten wir nicht wünschen, daß in diesem Betracht Schulen Werkstätten des Geistes würden? Wie viele und mancherlei Gaben keimen in diesen Jünglingen, allesammt gute, von Gott gegebene Gaben? Was können wir denn Schöneres wünschen, als daß Geist sie *erwecke* und *belebe*, daß ein *guter* Geist im Menschen diese Gaben kennen lerne, sie zu ihrem Geschäft absondere und leite? Dem Geist Gottes sind alle Gaben der Menschen gleich werth, denn die menschliche Gesellschaft fordert verschiedene Gaben. Er arbeitete in jenen Künstlern am Bau des Heiligthums, und weissagte in den Propheten. Er sprach in ihnen ans Volk, richtete in den Richtern, gab Muth den Befreiern des Volks, den Helden. Auf Davids Harfe sang er Psalmen; und in den Weisen war er Lehre und Weisheit; im Geschäftsmann trieb er sein Geschäft. Als das Christenthum entstand, war es sein unterscheidender Charakter, daß ohne Rücksicht des Alters und Standes ein *neuer Geist auf alle* ausgegossen ward, und jede gute, jede nützliche Gabe ans Licht treten sollte; denn, sagt Paulus, alle mancherlei Gaben hat euch Gott gegeben, ein Geist soll sie beleben. Wodurch anders erwarb sich das Christenthum die Herzen der Menschen, als daß es die Vorurtheile, die eine Reihe von Menschen unbrauchbar machte, niederriß, und in allen alle und allerlei Gaben zu gemeinschaftlichem Nutzen weckte? Hier ist kein Jude noch Grieche, kein Sklave noch Freigeborner, kein Mann noch Weib, alle sind eins im christlichen Gemeinwesen. Dadurch verband sich das Christenthum die Herzen der sonst so vernachlässigten Stände durch Herablassung, durch Allgefälligkeit und Popularität; Brauchbarkeiten traten ans Licht, die sonst ewig in der Dunkelheit gelegen hätten, und es ward jene große, weite Basis der Kultur gelegt, die alle Stände, alle Völker umfaßt, und von der die alte Welt nicht wußte. Daß dies mit den ersten Versuchen nicht anders als unvollkommen geschehen konnte, daß sich hieran mit jedem Schritt der Zeit neue Mißbräuche hefteten, daß die Popularität des Christenthums oft zu plebejem Geschmack ausartete: dies alles und hundert Dinge mehr, die davon zu sagen wären, kann die Wahrheit und Reinheit des großen Gesetzes nicht ändern, das da will, *daß allen Menschen geholfen werde*, indeß sie *zur Erkenntniß der Wahrheit* kommen, daß jeder Mensch in *dem* Fache gebraucht werde, worin er der brauchbarste ist, und von der schönsten Saat, die Gott gestreuet hat, durch mannigfaltige Gaben

im Menschen, die Frucht, der vielseitige Nutzen gezogen werde, die wir ja auf Aeckern und Wiesen, von jedem Halm und Strauch, von jedem Schwamm und Baum zu ziehen suchen. Göttliche, edle Talente im Menschen unbenutzt liegen, verrosten und sich selbst aufreiben zu lassen, ist nicht nur Hochverrath gegen die Menschheit, sondern der größeste Schade, den ein Staat sich selbst zufügen kann: denn mit jedem dieser vergrabenen todten Kapitale geht nicht nur, wie man glaubt, Kapital und Zins verloren, sondern da diese lebendigen Kräfte sich nicht eben immer wie todte Kapitale begraben lassen, so gerathen sie an- und durcheinander und machen dem Gemeinwesen viel Verwirrung, viel Störung. Ein nicht angewandter Mensch ruht nicht, sondern weil er leben muß, zumal wenn er erbittert ward, kann er seine Gaben auch sehr übel anwenden; bis zuletzt alle diese lebendigen Räder in- und durcheinander gerathen, und die ganze Maschine ein trauriges Schauspiel gibt. Das älteste Christenthum hielt also sehr viel auf Gaben, Gebrauch der Gaben, Anwendung aller Gaben, vorzüglich auf die Gabe Talente zu kennen und hervorzusuchen, Geister zu prüfen und zu unterscheiden; alle großen und billigen Menschen, die andern vorstanden, suchten diesem belebenden Geiste nachzuahmen, Talente zu wecken und auszubilden, sie hervorzuziehen, an Ort und Stelle zu setzen, zu gemeinschaftlichem Nutzen.

Werde also diese Schule auch eine Werkstätte des prüfenden Geistes darin, daß unter wohlbegabten Jünglingen nicht alle einerlei begehren und sich führen lassen, wohin sie der Zeitgeist, der Hauch der Mode treibt! Alles drängt zu unserer Zeit sich hinauf; zu viele wollen studiren; zu viele wollen Buchstabenmänner werden. O! werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geschäften! die Buchstabenmänner sind die unglücklichsten von allen, und müssen es nach Lage unserer Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Ein Handwerker, ein Künstler, ein Geschäftsmann ist gewiß der brauchbarere Mensch vor so vielen unnützen halbgelehrten Buchstabenmalern! Wie jetzt die Zeiten laufen, wird und muß seine Achtung zunehmen, dagegen bei der schrecklichen Konkurrenz und großen Menge der Unwürdigen die Achtung der Buchstabenmänner abnehmen muß, und es kann vielleicht eine Zeit kommen, da sie verhungern. Die Welt hat der Wissenschaften, zumal des Wortes Gottes satt; sie will amüsirt sein. Man muß sich ihr, durch was es auch sei, unentbehrlich zu machen wissen; im Studiren, oder was für ein Geschäft man sonst ergreife, muß man's von Jugend an hierauf anlegen! brauchbar, vorzüglich, unentbehrlich zu werden in einem unentbehrlichen Geschäft. O könntet ihr die Klagen der Unglücklichen hören, die dort und hie und da nach Brod schreien, auch bei guten Gaben, wie man sie oft persönlich, oft in Briefen wimmern hört; ihr würdet schaudern! — Wenn ihr einen dicken Meßkatalog in die Hand nehmt, so denkt, den größten Theil dieser Bücher hat der Hunger geschrieben, die Noth hat ihn dictirt. Wenn ihr die Zänkereien, die Revolutions-Schriften, die Verunglimpfungen ganzer Stände und Aemter leset; so denkt, einen großen Theil derselben lehrte der Hunger bellen, der Ehrgeiz, die Habsucht, der Neid, die Noth belfern. Sie würden ihren Vater und Freund ermorden, wenn sie den auffressen könnten; denn sie haben das unglückselige Handwerk erwählt, zu schreiben, sich von Tinte und Druckerschwärze zu nähren. O weckt andere Gaben in euch auf, ihr Lieben, und wendet sie zu besserem Zweck an, brauchbar zu sein für Aemter, unentbehrliche, tüchtige Männer zu Geschäften, gute Werkleute, Han-

delsleute, Künstler! Thut, was ihr thun könnt und sollt, das zu wirken, wozu euch Gott, wozu die Natur euch bestimmt hat; und wählet nicht nach äußerem Rang und Anschein! Achtung wird euch die Zeit geben; nur im Gebrauch seiner eigensten ausschließend eigenen Gaben ist man vorzüglich, eminent, glücklich.

3. Geist heißt Kraft, Leben. Im todten Leichnam ist kein Geist; in einem kranken, schwachen Organ ist der Geist gefangen und duldet. Wollen wir nicht wünschen, daß unsere Schule eine Werkstätte des Geistes in gesunden, tüchtigen, fröhlichen Organen sei und werde?

Man spielt mit dem Wort Genie, indem man jede leichte, flüchtige Anlage, jede leicht erregte Lust und Neigung zu einer leichten, lockenden, vergnügenden Wissenschaft Genie nennt, daher in unsern Zeiten sich die Genies vorzüglich durch Knabenstreiche auszeichnen, und den Namen Genie selbst zum Ekelnamen gemacht haben. Vor Zeiten war dies nicht also: Genie heißt Genius, Geist; eine bestimmte Anlage zu einem Geschäft heißt Talent, Gabe. Geist aber äußert sich nur durch Kraft, durch Kraft zu denken, eine Idee auszuarbeiten, lange festhalten zu können und sie in allen Schlupfwinkeln zu verfolgen; mithin äußert sich also Geist auch in Kraft zu arbeiten, sich einen festen Punkt vorzusetzen und nach ihm zu streben; in Kraft der Uebung, sich durch Hindernisse nicht abschrecken zu lassen, sondern durch sie wie neugestärkt zu erscheinen. Geist äußert sich durch Geschicklichkeit, sich ein Geschäft, wie ein Organ eigen zu machen und es durchaus zu beleben; vieles in einem, eines in vielem zu bemerken, die schwere Regel der Vollkommenheit einzusehen und auf sie unabgewendet zu wirken. Wo dies alles nicht ist, da nenne man den leichten Schwätzer, den üppigen Schwächling nicht Genie, und glaube nie, daß wo Geist fehlet, er je ersetzt werde. Weder durch einen lügenhaften Anstand, noch selbst durch eisernen Fleiß, so schätzbar dieser ist, kann er ersetzt werden. Quäle sich niemand, Geist zu haben oder zu simuliren, wenn er ihn nicht hat; Vieles läßt sich erzwingen, nur nicht Geist; der todte Buchstabe kann niemand Geist geben. Also auch ihr Jünglinge, hört eine warnende Stimme: Strebt nicht nach dem, was euch die Natur versagt hat, haschet nicht nach Stand und Amt, als ob ihr damit auch den Geist des Standes und Amtes erhieltet. In manchen Stücken sind der geistlosen Maschinen so viel, daß man sich vor ihnen nicht zu lassen weiß; ganzen Ständen ist die Ehre durch sie geraubt. Das Wohl des Ganzen bedarf Geist, thätigen Geist, nicht seelenlose Leichname. Aber ein guter Geist muß es sein, der uns belebt, sonst sind wir Dämone, die eine Hölle in sich tragen und außer sich umher verbreiten. — Bewahre der Himmel eine jede Schule und Akademie, daß sie ein solches Pandämonium werde!

Auch das Geschäft dieser Tage regiere Gottes Geist! die Schule zeige sich als eine edle Werkstätte. In allen Klassen mögen glückliche Organe dieses Geistes auftreten, gute Jünglinge in Kenntnissen, Gemüth, Sitten und Gebärde! Angesichte mögen vor uns dastehen mit freier Stirn, mit heiterm Auge, und jede Lippe spreche den Ton der wohlgefaßten, überlegten, verständigen Wahrheit. — Jede Klasse, jede Arbeit zeige, daß sie mit Geist getrieben sei, und zwar mit einem guten Geist, mit Verstand und Absicht, zur Bildung der Jünglinge für ihr künftiges Leben, zum Wohl der Menschheit, zum gemeinen Besten. Jeder Klasse möge das Zeugniß gegeben werden, daß sie auch dieses Jahr, so wie an öffentlichem und Privatfleiß, so auch an guten

Sitten, an einem guten Geist zugenommen habe, daß wenn wir dies Examen beschließen, wir alle mit freudigem Herzen aus diesem Haus und aus den andern Schulen gehen mögen, mit der fröhlichen Ueberzeugung, daß in ihnen nicht der Geist des Müßiggangs und der Schlenderei, der Unordnung und Luxurie, des Dünkels und der falschberühmten Kunst, sondern Geist Gottes wohne!

2. Tod des Jünglings auf dem Schlachtfelde.

Von Jean Paul.

O ihr Tausende von Eltern, Geschwistern und Bräuten, welchen bei diesen Worten die alten Thränen wieder entstürzen, weil die Thränen der Liebenden länger fließen, als das Blut ihrer Geliebten; weil ihr nicht vergessen könnt, welche edle, feurige, schuldlose, schöne Jugendherzen an eurer Brust nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich, verworren, an andern todten Herzen in einem großen Grabe liegen: weinet immer eure Thränen wieder! aber wenn sie abgetrocknet sind, so schauet fester und heller den Kämpfern nach, wie sie eingesunken oder vielmehr aufgestiegen sind. Vater, Mutter, schaue deinen Jüngling vor dem Niedersinken an, noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, satte Betrübniß eines Sterbenden, stürzt er in den feurigen Schlachttod, wie in eine Sonne mit keckem Herzen, das Höllen ertragen will; von hohen Hoffnungen umflattert; vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbrauset und getragen; im Auge den Feind; im Herzen das Vaterland; fallende Feinde, fallende Freunde entflammen zugleich zum Tod, und die rauschenden Todes-Kataraften überdecken die stürmende Welt mit Nebel und Glanz und Regenbogen. Alles, was nur groß ist im Menschen, steht göttlich glanzreich in seiner Brust, als in einem Göttersaal, die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die letzte Wunde der Erde geflogen: kann er die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er im tauben Kampfe sogar keine fortschmerzende empfindet? Nein, zwischen sein Sterben und seine Unsterblichkeit drängt sich kein Schmerz, und die flammende Seele ist jetzo zu groß für einen großen, und sein letzter, schnellster Gedanken ist nur der frohe, gefallen zu sein für das Vaterland. Alsdann geht er bekränzt hinauf als Sieger in das weite Land des Friedens. Er wird sich droben nicht nach der Erde umwenden und nach ihrem Lohne: seinen Lohn bringt er mit hinauf; aber ihr genießt seinen hier unten; ihr könnt wissen, daß kein Sterben für das Gute in einem All Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und Völker-Beglückung sein kann, und ihr dürft hoffen, daß aus der Todesasche des Schlachtfeuers der Phönix des Heiligsten auflebt, und daß die ungenannt in den Gräbern liegenden Gerippe der Kämpfer die Anker sind, welche unten ungesehen die Schiffe der Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch einmal Thränen vergießen über eure Söhne, so weint sie! aber es seien nur Freudenthränen über die Kraft der Menschheit, über die reine Sonnenflamme der Jugend, über die Verachtung des Lebens wie des Todes, ja über euer Menschenherz, das lieber die Schmerzen der Thränen tragen, als die Freuden der Geistersiege entbehren will. Ja, seid sogar stolz, ihr Eltern! ihr habt mitgestritten, näm-

lich mitgeopfert; denn ihr habt in der kältern Lebensjahrzeit ein geliebteres Herz, als euch das eurige war, hingegeben, und dasselbe für das große Herz des Vaterlandes gewagt, und als das kindliche stand und eures brach, nur geweint und gewünscht, aber euer Opfer nicht bereuet; und noch dauert mit eurer Wunde euer Opfern fort.

---

3. Ueber klassische Bildung.

Von G. W. F. Hegel.

Der Geist und Zweck eines Gymnasiums ist die Vorbereitung zum gelehrten Studium, und zwar eine Vorbereitung, welche auf den Grund der Griechen und Römer erbaut ist. Seit einigen Jahrtausenden ist dies der Boden, auf dem alle Kultur gestanden hat, aus dem sie hervorgesproßt, und mit dem sie in beständigem Zusammenhange gewesen ist. Wie die natürlichen Organisationen, Pflanzen und Thiere sich der Schwere entwinden, aber dieses Element ihres Wesens nicht verlassen können, so ist alle Kunst und Wissenschaft jenem Boden entwachsen; und obgleich auch in sich selbständig geworden, hat sie sich von der Erinnerung jener ältern Bildung nicht befreit. Wie Antäus seine Kräfte durch die Berührung der mütterlichen Erde erneuerte, so hat jeder neue Aufschwung und Bekräftigung der Wissenschaft und Bildung sich aus der Rückkehr zum Alterthum ans Licht gehoben. So wichtig aber die Erhaltung dieses Bodens ist, so wesentlich ist die Abänderung des Verhältnisses, in welchem er ehemals gestanden hat. Wenn die Einsicht in das Ungenügende, Nachtheilige alter Grundsätze und Einrichtungen überhaupt, und damit der mit ihnen verbundenen vorigen Bildungszwecke und Bildungsmittel eintritt; so ist der Gedanke, der sich zunächst auf der Oberfläche darbietet, die gänzliche Beseitigung und Abschaffung derselben. Aber die Weisheit der Regierungen, erhaben über diese leicht scheinende Hülfe, erfüllt auf die wahrhafteste Art das Bedürfniß der Zeit dadurch, daß sie das Alte in ein neues Verhältniß zu dem Ganzen setzt, und dadurch das Wesentliche desselben eben so sehr erhält, als sie es verändert und erneuert.

Ich brauche nur mit wenigen Worten an die bekannte Stellung zu erinnern, welche das Erlernen der lateinischen Sprache ehemals hatte, daß dasselbe nicht sowohl für ein Moment des gelehrten Studiums galt, sondern den wesentlichsten Theil desselben ausmachte, und das einzige höhere Bildungsmittel war, welches demjenigen dargeboten wurde, der nicht bei dem allgemeinen, ganz elementarischen Unterrichte stehen bleiben wollte; daß für die Erwerbung anderer Kenntnisse, welche fürs bürgerliche Leben nützlich, oder an und für sich von Werth sind, kaum ausdrückliche Anstalten gemacht waren, sondern es im Ganzen der Gelegenheit der Erlernung jener Sprache überlassen war, ob etwas und wieviel dabei von ihnen anflog; — daß jene Kenntnisse zum Theil für eine besondere Kunst, nicht zugleich für ein Bildungsmittel galten und größtentheils in jene Schale gehüllt waren.

Die allgemeine Stimme erhob sich gegen jenes unselig gewordene Lateinlernen; es erhob sich das Gefühl vornehmlich, daß ein Volk nicht als gebildet angesehen werden kann, welches nicht alle Schätze der Wissenschaft in seiner eigenen Sprache ausdrücken, und sich in ihr mit jedem Inhalt frei be-

wegen kann. Diese Innigkeit, mit welcher die eigene Sprache uns angehört, fehlt den Kenntnissen, die wir nur in einer fremden besitzen; sie sind durch eine Scheidewand von uns getrennt, welche sie dem Geiste nicht wahrhaft einheimisch sein läßt.

Dieser Gesichtspunkt, die fehlerhaften, oft zum durchgängigen Mechanismus herabsinkenden Methoden, die verabsäumte Erwerbung vieler wichtiger Sachkenntnisse und geistiger Fertigkeiten hat nach und nach die Kenntniß der lateinischen Sprache von ihrem Anspruche, als Hauptwissenschaft zu gelten, und von ihrer lange behaupteten Würde, allgemeines und fast ausschließendes Bildungsmittel zu sein, abgesetzt. Sie hat aufgehört, als Zweck betrachtet zu werden, und diese geistige Beschäftigung hat dagegen sogenannte Sachen, und darunter alltägliche, sinnliche Dinge, die keinen Bildungsstoff abzugeben fähig sind, über sich mächtig werden sehen müssen.

Lassen wir es aber gelten, daß überhaupt vom Vortrefflichen auszugehen ist, so hat für das höhere Studium die Literatur der Griechen vornehmlich, und dann die der Römer, die Grundlage zu sein und zu bleiben. Die Vollendung und Herrlichkeit dieser Meisterwerke muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welcher der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzusaugen, und in dieser Welt einheimisch zu werden, der schönsten, die gewesen ist. Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen.

In einem solchen Elemente nun, in dem wir uns einhausen, geschieht es nicht nur, daß alle Kräfte der Seele angeregt, entwickelt und geübt werden, sondern dasselbe ist ein *eigenthümlicher Stoff*, durch welchen wir uns bereichern und unsere bessere Substanz bereiten. Es ist gesagt worden, daß die *Geistesthätigkeit an jedem Stoffe* geübt werden könne, und als zweckmäßiger Stoff erschienen theils äußerlich nützliche, theils die sinnlichen Gegenstände, die dem jugendlichen oder kindlichen Alter am angemessensten seien, indem sie dem Kreise und der Art des Vorstellens angehören, welche dies Alter schon an und für sich selbst habe. Wenn vielleicht, vielleicht auch nicht, das Formelle von der Materie, das Ueben selbst von dem gegenständlichen Kreise, an dem es geschehen soll, so trennbar und gleichgültig dagegen sein könnte, so ist es jedoch nicht um das Ueben allein zu thun. Wie die Pflanze die Kräfte ihrer Reproduction an Licht und Luft nicht nur übt, sondern in diesem Prozesse sogleich ihre Nahrung einsaugt, so muß der Stoff, an dem sich der Verstand und das Vermögen der Seele überhaupt entwickelt und übt, zugleich eine Nahrung sein.

Den edelsten Nahrungsstoff nun, und in der edelsten Form, die goldenen Aepfel in silbernen Schalen, enthalten die Werke der Alten, und unvergleichbar mehr als jene anderen Werke irgend einer Zeit und Nation. Ich brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Stil ihrer Thaten und Charactere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Um-

fange keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewundernswürdiges, Originelles, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt war. Dieser Reichthum aber ist an die Sprache gebunden, und nur durch und in dieser erreichen wir ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Den Inhalt geben uns etwa Uebersetzungen, aber nicht die Form, nicht die ätherische Seele desselben. Sie gleichen den nachgemachten Rosen, die an Gestalt, Farbe, etwa auch Wohlgeruch den natürlichen ähnlich sein können; aber die Lieblichkeit, Zartheit und Weichheit des Lebens erreichen jene nicht. Oder die sonstige Zierlichkeit und Feinheit der Kopie gehört nur dieser an, an welcher ein Kontrast zwischen dem Inhalte und der nicht mit ihm erwachsenen Form sich fühlbar macht. Die Sprache ist das musikalische Element, das Element der Innigkeit, das in der Uebertragung verschwindet; der feine Duft, durch den die Sympathie der Seele sich zu genießen gibt, aber ohne den ein Werk der Alten nur schmeckt wie Rheinwein, der verduftet ist.

Dieser Umstand legt uns die hart scheinende Nothwendigkeit auf, die Sprachen der Alten gründlich zu studiren und sie uns geläufig zu machen, um ihre Werke in dem möglichsten Umfange aller ihrer Seiten und Vorzüge genießen zu können.

Wenn wir uns über die Mühe, die wir hierzu anwenden müssen, beschweren wollten, und es fürchten oder bedauern könnten, die Erwerbung anderer Kenntnisse und Fertigkeiten darüber zurücksetzen zu müssen, so hätten wir das Schicksal anzuklagen, das uns in unserer eigenen Sprache nicht diesen Kreis klassischer Werke hat zu Theil werden lassen, die uns die mühevolle Reise zu dem Alterthum entbehrlich machten und den Ersatz für dasselbe gewährten.

Nachdem ich von dem Stoffe der Bildung gesprochen, führt dieser Wunsch darauf, noch einige Worte über das Formelle zu sagen, das in ihrer Natur liegt. Das Fortschreiten der Bildung ist nämlich nicht als das ruhige Fortsetzen einer Kette anzusehen, an deren frühere Glieder die nachfolgenden zwar mit Rücksicht auf sie gefügt würden, aber aus eigener Materie, und ohne daß diese weitere Arbeit gegen die erstere gerichtet wäre. Sondern die Bildung muß einen frühern Stoff und Gegenstand haben, über den sie arbeitet, den sie verändert und neu formirt. Es ist nöthig, daß wir uns die Welt des Alterthums erwerben, so sehr, um sie zu besitzen, als noch mehr, um etwas zu haben, was wir verarbeiten. Um aber zum Gegenstande zu werden, muß die Substanz der Natur und des Geistes uns gegenüber getreten sein, sie muß die Gestalt von etwas Fremdartigem erhalten haben. Das Fremdartige, das Ferne führt das anziehende Interesse mit sich, das uns zur Beschäftigung und Bemühung lockt, und das Begehrenswerthe steht im umgekehrten Verhältnisse mit der Nähe, in der es steht und gemein mit uns ist. Die Jugend stellt es sich als ein Glück vor, aus dem Einheimischen wegzukommen, und mit Robinson eine ferne Insel zu bewohnen. Es ist eine nothwendige Täuschung, das Tiefe zuerst in der Gestalt der Entfernung suchen zu müssen; aber die Tiefe und Kraft, die wir erlangen, kann nur durch die Weite gemessen werden, in die wir von dem Mittelpunkte hinwegflohen, in welchen wir uns zuerst versenkt befanden und dem wir wieder zustreben.

Auf diesen Centrifugaltrieb der Seele gründet sich nun überhaupt die Nothwendigkeit, die Scheidung, die sie von ihrem natürlichen Wesen und Zustand sucht, ihr selbst darreichen, und eine ferne, fremde Welt in den jungen Geist hineinstellen zu müssen. Die Scheidewand aber, wodurch diese Trennung für

die Bildung, wovon hier die Rede ist, bewerkstelligt wird, ist die Welt und Sprache der Alten; aber sie, die uns von uns trennt, enthält zugleich alle Anfangspunkte und Fäden der Rückkehr zu uns selbst, der Befreundung mit ihr, und des Wiederfindens unsrer selbst, aber unsrer nach dem wahrhaften allgemeinen Wesen des Geistes.

Wenn wir diese allgemeine Nothwendigkeit, welche die Welt der Vorstellung so sehr als die Sprache als solche umfaßt, auf die Erlernung der letztern anwenden, so erhellt von selbst, daß die mechanische Seite davon mehr als bloß ein nothwendiges Uebel ist. Denn das Mechanische ist das dem Geiste Fremde, für den es Interesse hat, das in ihn hineingelegte Unverdaute zu verdauen, das in ihm noch Leblose zu verständigen und zu seinem Eigenthume zu machen. Mit diesem mechanischen Momente der Spracherlernung verbindet sich ohnehin sogleich das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, denn es macht den Anfang der logischen Bildung aus; eine Seite, die ich noch zuletzt berühre, weil sie beinahe in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Die Grammatik hat nämlich die Kategorien, die eigenthümlichen Erzeugnisse und Bestimmungen des Verstandes, zu ihrem Inhalte; in ihr fängt also selbst der Verstand an, gelernt zu werden. Diese geistigen Wesenheiten, mit denen sie uns zuerst bekannt macht, sind etwas höchst Faßliches für die Jugend, und wohl nichts Geistiges faßlicher, als sie; denn die noch nicht umfassende Kraft dieses Alters vermag das Reiche in seiner Mannigfaltigkeit nicht aufzunehmen; jene Abstraktionen aber sind das ganz Einfache. Sie sind gleichsam die einzelnen Buchstaben, und zwar die Vokale des Geistigen, mit denen wir anfangen, um es buchstabiren und dann lesen zu lernen. Alsdann trägt die Grammatik sie auch auf eine diesem Alter angemessene Art vor, indem sie dieselben durch äußerliche Hülfsmerkmale, welche die Sprache meist selbst enthält, unterscheiden lehrt.

---

4. Wilberforce.

Von August Neander.

Wenngleich das Interesse dieses großen Mannes in den vielseitigsten Beziehungen alles umfaßte, was mit dem geistlichen, aber auch zeitlichen Wohl der Menschheit im Ganzen und Einzelnen auf irgend eine Weise zusammenhing, was mit der Entwickelung der rechten Menschenwürde in Verbindung stand; wenngleich seine Thätigkeit in allen diesen Hinsichten die vielseitigste war: so hatte er doch von dem Beginn seiner öffentlichen Laufbahn an, und vornehmlich, seitdem das christliche Leben in ihm zur Entscheidung gekommen, ein großes Ziel seiner Menschenliebe, welches er bis an sein Ende mit ungetheilter Aufmerksamkeit, mit rastlosem Eifer unter allen Schwierigkeiten, mit unermüdlicher Geduld bei dem Mißlingen wiederholter Versuche bis zu dem letzten Siege verfolgte. Es war wieder gut zu machen, was christliche Völker seit Jahrhunderten verschuldet hatten, die Grundsätze des Evangeliums in der Anerkennung und Förderung des Bildes Gottes und der darin gegründeten Ansprüche und Rechte waren in allen Menschen endlich zur siegreichen und thätigen Anerkennung zu bringen. Schon im ersten Jahre seiner öffentlichen Laufbahn, im Jahre 1785, äußerte er die Hoffnung, daß ihn Gott als Werkzeug gebrauchen möge, um das Joch der armen Geschöpfe, der Sclaven in

Westindien, zu zerbrechen oder doch zu erleichtern. Mit neuem Eifer ergriff er dieses Ziel, als sein Herz von der Liebe zum Heiland und dadurch von der Liebe zu den Menschen, für deren Heil Er gestorben, erglüht war, und da er nun sich bewußt wurde, für eine Sache Gottes zu kämpfen, die er mit dem Blick des Glaubens erfaßte, und von deren endlichem Gelingen er sicher war. Das Christenthum lehrte ihn die Bedeutung der persönlichen Freiheit für die Menschenwürde, die es in Allen zu fördern erzielt, erkennen, das rechte Maß für jedes irdische Gut im Verhältniß zu dem Einen höchsten Gut finden. Auch hier zeigt sich ein ächt christlicher, vor allen Uebertreibungen gesicherter Geist. Wenn die Einen der irdischen Freiheit den Werth beilegen, welcher allein der höchsten, wahren, innern Freiheit, die der Sohn Gottes verleiht, gebührt, so fielen hingegen Andere in die Einseitigkeit, die äußerliche irdische Freiheit für etwas ganz Gleichgültiges zu erklären; sie erkannten nicht, wie das Christenthum alle menschlichen Verhältnisse so zu gestalten verlangt, daß sie eine würdige Darstellung jener innern Freiheit in der Anwendung aller Kräfte zur Verwirklichung des Bildes Gottes gewähren. Der Apostel Paulus hingegen stellt zwar als das Höchste jene innere Freiheit dar, welche auch dem Sclaven mitten in seiner äußerlichen Knechtschaft zu Theil werden und ihn in derselben zu einem freien Mann machen kann; aber er spricht auch zu dem Sclaven: „Wenn dir von Gott die Gelegenheit, die irdische Freiheit zu erlangen, gegeben ist, so ziehe dies vor, nimm die von Gott dir gegebene Gelegenheit, dieses Gut der Menschenwürde zu erlangen, dankbar an," und er erkannte dadurch die Bedeutung derselben auch für den christlichen Standpunkt an. So sprach Wilberforce mit frommem Unwillen gegen diejenigen, welche die Sophistik zum Dienst des Eigennutzes gebrauchten und mit Verleugnung dessen, was die wahre Würde und Bestimmung des Menschen ist, sich darauf beriefen, daß ihre Sclaven doch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung erhielten, die sie sich nicht selbst so würden verschaffen können. „Was!" rief er aus im Parlament, „sind dieses die einzigen Ansprüche eines vernünftigen Wesens, sind die Gefühle des Herzens nichts? Wo ist der gesellschaftliche Verkehr, wo sind die theuren Familienbande, wo das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Aussicht auf Ueberfluß und Ehre, wo freiwillige Dienstleistungen und dankbare Erwiederungen, wo vor Allem das Licht der religiösen Wahrheit und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin so fern davon, dem geehrten Herrn für die Fütterung, Kleidung und Wohnung, worauf er sich etwas zu Gute thut, zu danken, daß ich gegen die Art und Weise, wie er dies erwähnt hat, protestire, als eine Herabwürdigung des Menschen zum Thier und eine Verhöhnung aller höheren Eigenschaften unserer gemeinsamen Natur." Die Ueberzeugung, daß er für eine Sache Gottes kämpfe, gab ihm die Zuversicht des Gelingens, wenn seine Anträge im Parlament auch noch so oft hätten unterliegen müssen. So erklärte er im Jahre 1793: „Die Grundsätze, in welchen ich in dieser Sache handle, sind die der Religion, nicht die Antriebe der Empfindsamkeit und des persönlichen Gefühls. Diese Grundsätze kennen kein Nachgeben und keinen Aufschub; ich bin des Erfolgs gewiß, obgleich ich über den Zeitpunkt, wann es erfolgen wird, nichts Sicheres sagen kann." Da er aufgefordert worden, wegen eines Staatsinteresses von seinen Anträgen eine Zeitlang abzustehen, antwortete er: „Wo es sich von einer politischen Frage handelt, scheint mir Raum dafür zu sein, Zeit und Umstände zu erwägen; unter gewissen Umständen kann es hier räth-

lich sein, unsere Anstrengungen zu steigern, unter andern, sie zurückzuhalten; aber in dem gegenwärtigen Fall, wo es sich davon handelt, eine wirkliche Schuld zu begehen (indem er die Beibehaltung des Sclavenhandels als eine Nationalschuld betrachtete), ist ein Mann, der Gott fürchtet, nicht frei in seinem Thun oder Lassen. Nie werde ich diese große Sache Beweggründen politischer Angemessenheit oder irgend einem persönlichen Gefühl zum Opfer bringen." Und sein Glaube siegte nach zwanzigjährigen beharrlichen Anstrengungen und fortgesetztem Kampf, da er endlich im Jahre 1807 es durchsetzte, daß im englischen Parlament die Abschaffung des Sclavenhandels beschlossen wurde. Ein ausgezeichneter Mann sagt in dieser Beziehung: „Wer weiß, ob, wenngleich dies der größte Segen ist, der durch irgend einen Menschen hat gestiftet werden können, nicht noch größerer Segen von dem ermunternden Beispiel ausgeht, daß die Anstrengungen der Tugend endlich mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt werden können." Unter den Gegenständen des Danks gegen Gott, die er in seinem täglichen Gebet anführte, war insbesondere auch dieses, daß ihn Gott als Werkzeug zur Ausführung dieser großen Sache gebrauche. Aber immer gab er dabei Gott die Ehre, und betrachtete sich als unwürdiges Werkzeug; daher konnte ihn auch der allgemeine Ruhm, der ihn nach diesem Triumph krönte, nur demüthigen. Er blieb auch in dem großen und guten Werk hier nicht stehen; nun war es sein Ziel, durch die Verbindung der großen Mächte die allgemeine Aufhebung des Sclavenhandels zu erlangen, und die Lage derjenigen, welche sich auf den englischen Besitzungen einmal im Sclavenhandel befanden, allmälig zu verbessern, endlich die gänzliche Aufhebung dieses der Würde des Bildes Gottes in der Menschheit widersprechenden Verhältnisses herbeizuführen. Es stellte sich ihm, wie er im Jahre 1796 schreibt, auf die Verheißung der heiligen Schrift sich stützend, die große Aussicht dar, „daß das Lob Gottes aus dem Munde aller Völker in herrlichem Einklang ertönen sollte." Und im Jahre 1817 sprach er die Hoffnung aus: „Wir, oder diejenigen, die noch einige Jahre leben, werden die Aussichten für die Civilisation Afrika's sich eröffnen sehen." Kurz nach seinem Tode wurde auch das letzte Ziel der Anstrengungen seines Lebens erreicht, da der 1. August des Jahres 1834 den Sclaven auf allen englischen Besitzungen die Erlangung ihrer Freiheit verkündete.

Er war einer der Helden der christlichen Liebe, einer von denen, in denen sich uns besonders der die menschliche Natur in allen ihren Kräften und Richtungen durchläuternde und verklärende Geist des Evangeliums offenbart.

---

5. Rede zur Feier des Friedens im Junius 1814.

Von Fr. Jacobs.

An dem Ende eines furchtbaren Krieges und bei der Feier eines Friedens, welcher oft umsonst gehofft und versucht, endlich durch die Eintracht der Fürsten, durch die Tapferkeit ihrer Völker und durch eine Reihe fördernder Ereignisse, die wir dankbar der göttlichen Güte zuschreiben, dem gequälten Europa geschenkt worden, ziemt es uns in der Fülle unserer gerechten Freude der Tapfern eingedenk zu sein, die sterbend für uns die Bedingungen des Friedens mit ihrem Blute geschrieben haben. Mit der Erinnerung an diese Trefflichen, die uns den nachgebliebenen und den künftigen Geschlechtern durch das

Opfer ihres blühenden Lebens des Lebens höchstes Gut, die Freiheit, erkauften, wollen wir die Feier dieser schönen Tage erhöhen, und indem wir ihre Gräber mit den Kränzen der Dankbarkeit schmücken, den Forderungen eines gerührten Herzens Genüge leisten. Denn das sei fern von uns, mit schlaffen Klagen die Gefallenen zu betrauern oder durch selbstsüchtige Wünsche die Heiligkeit dieser großen Zeit zu entweihen; und wenn schon die Natur ihre Rechte fordert, so möge doch keine Mutter sein, die nicht bereit wäre, ihren gerechten Schmerz um den Geliebten, der nicht mit den Siegenden heimkehrte, auf dem Altare des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Dann werden schöne Thaten würdig gefeiert, wenn jeder ihrer Zeugen den edlen Sinn, aus welchem sie hervorgegangen, gleichsam wie ein Erbtheil der Tugend mit ganzer Seele ergreift und es, so viel an ihm liegt, durch ähnliche Thaten vermehrt, oder, wenn es hierzu an Gelegenheit gebricht, durch Bewunderung geschmückt, den kommenden Geschlechtern übergibt. Dies ist auch unsre Pflicht und ein frommer Beruf. Denn wenn in der langen Ruhe des alltäglichen Lebens der Mensch unter sich selbst herabzusinken scheint, wenn er in Bequemlichkeit und Wollust, in Selbstsucht und Eigennutz verloren, seiner höhern Abkunft vergißt, so sendet Gott, der das Geschlecht seiner Kinder am väterlichen Herzen trägt, Dränger unter sie, die zum Widerstand auffordern und durch die Noth die zerstreuten und verlornen Kräfte aufzusuchen, zu sammeln und zu beleben zwingen. Aus dem Schooße des Unglücks erzeugt sich der Muth, der Sturm zerstreut die Asche, die den schlummernden Funken barg, und die Flamme kühner Thaten schlägt zum Himmel auf, die auch künftigen Zeiten wie eine Feuersäule der Tugend leuchtet, die Nebel des ungläubigen Zweifels zerstreut und den Weg durch die Wüsten des öden Lebens zeigt. Ein solches Licht ist auch uns aus dem Dunkel dieser verworrenen Zeit hervorgebrochen, und schwebt wie der Verkünder eines neuen Menschenalters, wie das Zeichen des Bundes zwischen Gott und Menschen über dem Grausen der Sündfluth, um die Gräber der Edlen, die mit ungebrochenem Muth auch im Tode noch stark den Frevel des Uebermuthes bezwungen haben. Auch ihr Loos war schön und beneidenswerth. In dem Getümmel der Schlacht schreckte sie nicht das Gespenst des Todes, das langsam quälend um Krankenbetten schleicht, und die Liebe des Lebens wich der begeisterten Hoffnung, die ihnen aus dem Aether einer höhern Welt unverwelkliche Kränze des Ruhmes und der Freiheit reichte. So schritten sie auf dem Wege eines großen Berufes als Retter und Rächer des Vaterlandes durch die Pforten des Todes zu einem unvergänglichen Leben, dessen reinen Aether keine irdischen Stürme trüben, und lehrten uns sterbend Schande und Knechtschaft mehr als den Tod zu fürchten, kein Gut der Freiheit vorzuziehn, und dieses durch den kostbaren Preis ihres Blutes errungene Gut durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Treue für ewige Zeiten zu sichern.

Indem wir uns also, dieser Lehren eingedenk, mit gerührtem Herzen zur Feier des Friedens um die vaterländische Eiche sammeln, die, mit dem Blute unserer Freunde und Mitbürger getränkt, ihre Arme kräftiger als je zum Himmel erhebt, feiern wir das Andenken der Todten auf eine würdige Weise, so wie es deutschen Männern geziemt. —

Sehr früh hat vornehmlich Frankreichs glatte und bequeme Sprache, sie, welche das eigenthümliche Organ des Witzes zu sein, und denen, die sie mit Fertigkeit gebrauchen, Witz zu leihen scheint, die Herzen und Ohren der höhern Gesellschaft bestrickt und gegen die Kraft und Herrlichkeit unsrer deutschen

Mutterſprache gleichgültig gemacht. Der Grund dieſer ungerechten Vorliebe lag weniger, wie man gemeint, in äußern und politiſchen, als in innern und moraliſchen Urſachen. Unſtreitig iſt für das Leben der Höfe, für diplomatiſche Verhandlungen und einen kalten aber gefälligen Verkehr mit fremden, fern von uns ſtehenden, ja widrigen Naturen keine Sprache beſſer geeignet, als die franzöſiſche. Ihr Reichthum an zierlichen aber wenig bedeutenden Wendungen, an artigen und anſtändigen Zweideutigkeiten, an Wort- und Witzſpielen aller Art macht ſie zu dem bequemſten Werkzeuge, um, wenn man will, ein übrigens leeres und müßiges Geſpräch mit einem Scheine innern Lebens und nicht ohne mannigfaltige Ergötzung fortzuſpinnen. Durch den Gebrauch der großen und feinen Welt, und von dem redſeligſten aller Völker durchgebildet, ſcheint ſie den drückenden Unterſchied der äußern Verhältniſſe aufzuheben, ohne doch irgend etwas von ſeiner Stelle zu rücken, und, ohne daß ein Herz dem andern näher käme, ein allgemeines Band um alle Glieder der gebildeten Geſellſchaft zu ſchlingen. Sie ſpricht ſo viel Achtung und Wohlwollen aus, ſie hat ſich ſo mit allen Tönen des Affectes, mit allen Farben der Schmeichelei und oberflächlicher Anmuth geſchmückt, ſie berührt mit ihren flatternden Tönen jeden Gegenſtand ſo leicht, daß ihr Schwalbenflug über den glatten See der Unterhaltung ſtreift, ohne eine dauernde Spur oder überhaupt irgend etwas anderes, als den Eindruck eines vorübergehenden Schimmers zurückzulaſſen. So ſcheint ſie recht eigentlich zur oberflächlichen Unterhaltung und conventionellen Täuſchung geeignet, wie denn wohl niemand iſt, der, wenn er ſich zur Lüge und Schmeichelei erniedrigt, ſie nicht leichter und ſchamloſer in franzöſiſcher Zunge ausſpricht, als in ſeiner Mutterſprache. Durch den Hofgebrauch — und wie nahe liegt uns die Zeit, wo an deutſchen Höfen kein deutſcher Laut vernommen wurde! — führte ſich die franzöſiſche Sprache auch in die Häuſer derer ein, welche die Sitten und Thorheiten der Höfe aus Eitelkeit nachahmten oder ſich an die Glieder des Hofes andrängten; und dieſes oft mißlingende Streben nach einem Abzeichen der vornehmen Welt, welches an ſich nur lächerlich geweſen wäre, wurde theils durch den mächtigen Einfluß, den die Farbe der Sprache unvermeidlich auf das Gemüth hat, theils durch die Erleichterung des Umganges mit den Fanten und Gecken, die uns Gallien ſendete, eine verderbliche Veranlaſſung zum Ausarten deutſcher Sitten, deutſchen Sinnes und aller uns angeerbten Tugenden. Wie leicht verlockte der Franzos mit dem oft ſpottenden Lobe des Talentes in dem Gebrauche ſeiner Sprache, dem er dann wohl das noch höhere einer franzöſiſchen Tournure folgen ließ, die argloſe Leichtgläubigkeit unſrer Söhne und Töchter in ſein Netz, daß ſie ſich ſeinen Verführungen hingaben, und erſt aus Eitelkeit, dann aus Geſchmack den liebenswürdigen Leichtſinn, die pikante Treuloſigkeit, endlich auch wohl die freche und herzloſe Büberei ihrer überrheiniſchen Muſter nachahmten. So wurde ſchon früh der franzöſiſchen Unſitte durch den Mißbrauch der Sprache der Weg gebahnt, und auf dieſer bequemen Bahn zog die franzöſiſche Gewaltherrſchaft wie eine Freundin bei uns ein. Der Fremdling hatte ſeine Sprache wie einen Herold vor ſich her geſendet, um ihm den Thron der Welt zu bereiten; das franzöſiſch ſprechende Deutſchland war ſchon halb beſiegt, ehe das Schwert es überwand, und indem wir ſelbſt das Palladium unſerer Freiheit verlaſſen hatten, wurden wir dem Feinde zur Beute, der nur allzuleicht unſre Selbſtverachtung theilte und das wirkſamſte Mittel der vollſtändigſten Unterjochung mit Schlauheit und Nachdruck benutzte. —

Nie sind in Deutschland die Wurzeln des Baums der Freiheit vertrocknet: zu allen Zeiten haben die Völker in dem Schatten seiner Zweige Schutz und Freude, die Fürsten dauernden Ruhm, Sicherheit und Liebe gefunden. Um ihn drängen sich jetzt mit erhöhtem Gefühle und lauteren Wünschen die Söhne Germaniens, und alle Schutzgötter kehren in seinen heiligen Schatten zurück, der Eintracht sich freuend, die in diesem Augenblick alle Völker deutscher Zunge, den Süden mit dem Norden umschlungen und in dem ruhmvollen Streben nach einem Ziel jede Erinnerung alter Mißgunst ausgetilgt hat. Daß diese Eintracht daure, daß das gemeinsame Band der Vaterlandsliebe, leicht wie Luft, aber stark wie Eisen, die einzelnen Kräfte zusammenfasse, daß die Grenzen gesichert, daß die Ehre des deutschen Namens in allen Provinzen befestigt werde — das muß das Werk der Verfassung sein, die wir jetzt von der Weisheit der versammelten Fürsten und ihrer Räthe erwarten, und welche Mittel bieten wird, das, was gemeinsame Noth wie durch ein Wunder bewirkt, auch für die Zukunft zu sichern. Dann wird sich wiederum in Deutschlands Mitte ein Senat von Amphiktyonen erheben, in welchem jeder einzelne Staat die Stellvertreter seiner Rechte erblickt, nicht um über leere Ansprüche mit endlosen Worten zu hadern, sondern um über die Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes ernst, einfach und würdig zu rathschlagen. Dann werden auch die einzelnen Theile empfangen, was dem Ganzen heilsam ist. — Fürwahr, nie hat das Vaterland schöneren Tagen entgegengesehen, nie hat uns die Hoffnung des Bessern in allem, was edeln Gemüthern wünschenswerth ist, freundlicher angelächelt. Ein frohes Gefühl der Genesung durchströmt uns, und indem die Schatten des geistigen Todes von unsrer Seele gewichen, tritt uns jedes Gut eines höheren Lebens wie ein Freund in der Fremde entgegen. Alle Elemente des Guten, ja des Vortrefflichsten sind in Deutschland vorhanden, und es hat nur dieser Stürme und Gefahren bedurft, um sie uns besser kennen und weiser benutzen zu lehren. Laßt uns nur die Gaben der Zeit ergreifen, laßt das Zerstreute uns sammeln und die einzelnen frischen Bäche der Cultur, wie alle Quellen des Herrlichsten, die in dem deutschen Gemüthe sprudeln, besser zusammenleiten! Auch hierzu wird die engere Verbindung der einzelnen Staaten den Weg bahnen, und wenn sich nur erst die Völker Deutschlands als ein Ganzes fühlen, so werden sie auch ihre geistigen und irdischen Güter mehr als ein Gemeingut achten und nutzen lernen.

Es ist aber in dem deutschen Volke eine treffliche Bildsamkeit und Liebe des Guten; und so wie jetzt der Geist der Nation auf eine ungewöhnliche Weise erwacht ist, so wird, wenn nur die Flamme auf dem heiligen Altar nicht freventlich erstickt wird, kein Stamm, keine Provinz, keine Stadt zurückbleiben, alle geistigen Kräfte werden sich regen, ein allgemeiner Verkehr der Ideen wird Völker mit Völkern verbinden, jedes wird dem andern mittheilen, was es bedarf; und so wird Deutschland, wie es durch politische Eintracht die überschwengliche Macht seiner Feinde besiegt hat, auch im Verein seiner geistigen Kraft durch Tiefe der Bildung, Reichthum der Wissenschaft und weit verbreitete Aufklärung den noch schöneren Sieg der Humanität erringen. Nie sind die Zeiten einer großen und edeln Begeisterung, nie ist die Besiegung drohender Gefahren, nie ist ein Kampf der Freiheit gegen willkürliche Gewalt ohne herrliche Folgen für die geistige Erhebung der Völker geblieben. Sie werden auch in einem Volke nicht mangeln, das sich schon lange her durch Wissenschaft und Kunst, gerechte Schätzung alles Guten, Erfindsamkeit, For-

schungsgeist und redlichen Fleiß unter den Völkern Europa's ausgezeichnet hat. Nichts, was schön und gut, nichts, was edel und nützlich ist, wie weit es auch durch Räume und Zeiten getrennt sein mag, liegt ihm zu fern, und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst kennt es keine Vorliebe, keine Mißgunst und Neid. Und wenn sich einige seiner Nachbarn nur in dem Widerscheine einer untergegangenen Zeit sonnen, die, je weiter sie zurückweicht, immer weniger Licht und Wärme verleiht, rollt sich über der deutschen Erde ein Himmel voll Licht auf, an welchem ohn' Unterlaß die untergehenden Gestirne durch neue ersetzt werden. Dieser Ruhm gehört dem ganzen Vaterlande an, und es ist kein Theil desselben, wie verschieden auch an Religion, Sitten und Mundart, der nicht hieran seinen gebührenden Antheil fordere. Möchte sich doch auch hierin der deutsche Sinn immer mehr befestigen und von der Eifersucht, die in früheren Verhältnissen Deutschlands Völker von einander hielt, nur der edlere Wetteifer übrig bleiben, auf der Bahn des Guten und Rühmlichen gleichen Schritt mit den Besten zu halten, das Gute, wo es sich auch finden mag, nach Würden zu achten, das Vaterland durch jede rühmliche Anstrengung zu ehren, und so durch Wissenschaft, Wahrheitsliebe, Bildung und Humanität dem deutschen Namen bei allen Völkern der cultivirten Welt Achtung zu schaffen.

Mit solchen Wünschen und Hoffnungen, deren Erfüllung uns diese glorreiche Zeit verheißt, wenden wir uns wiederum mit gerührtem und dankbarem Herzen zu den Gräbern der Tapfern, welche an den Pforten dieser Zeit ruhmvoll gefallen sind. Sie haben ihres Theils des Vaterlandes gesunkene Ehre gerettet, es ihren Freunden theurer und den Feinden furchtbar gemacht. Sie haben den Vorwurf von uns entfernt, daß wir die Freiheit zwar in Worten und Schriften zu preisen, in der That und Wahrheit aber nicht zu erhalten verständen, und indem wir den Muth und die Thaten vergangener Jahrhunderte zwar in Schulreden bewunderten, aber nicht nachzuahmen wagten, an unsrer eignen Tugend zu verzweifeln schienen. Mit der Rettung des Vaterlandes haben sie auch das Zeitalter von der Schmach sklavischer Ergebung in fremde Gewalt gerettet und sind den kommenden Jahrhunderten selbst ein Muster und Beispiel der Nachahmung geworden. Sie haben uns gelehrt, daß, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch ganze Völker Meister ihres Schicksals sind, und daß ein Volk, wie beklommen auch immer seine Lage sein möge, nicht verloren ist, wenn sich noch reiner Muth in der Brust einer unverdorbenen Jugend regt. Dieser Muth der Jugend war es, der in dem Gewirr der Verhältnisse das Rechte ergriff und mit den Flammen seines Unwillens die Gerüste der Tyrannei zerstörte. Sie war es, die auch dem zagenden Alter Vertrauen und Stärke gab, die Väter begeisterte und die Herzen der Mütter mit einem höhern Gefühl als der Zärtlichkeit mütterlicher Liebe erfüllte; und wenn das Schicksal der Schlacht das Leben edler Jünglinge mähte, priesen sich ihre Hinterlassenen glücklich, dem Vaterlande muthvolle Vertheidiger gesendet zu haben. In die Gemüther der Streiter aber war der alte Sinn der Germanen zurückgekehrt, sich mehr zu entsetzen vor den Trophäen der Feinde, als vor Wunden und Tod. Denn wie unter allen Uebeln, welche Tyrannei edlen Menschen zufügen kann, der Tod das kleinste ist, so ist er auch, gegen die Güter der Freiheit gehalten, ein billiger Preis. Knechtschaft und die Feigheit, welche ihr anhängt, ist ein tausendfacher Tod, und kein wackeres Gemüth mag, wenn das Licht der Tugend und des Geistes ge-

wichen ist, in den feuchten Grüften eines solchen Lebens dauern. Mit solchen Gefühlen starben unsere Mitbürger an den blutigen Tagen ihres Ruhms, und hinterließen uns mit dem Andenken an ihren Tod das Erbtheil ihrer Gesinnungen. Sie rufen uns aus ihren Gräbern zu, nicht übermüthig zu werden und nicht einzuschlummern im Glück, nicht der Hand die Waffen und nicht dem Herzen den Abscheu der Willkür entschlüpfen zu lassen, sondern die Güter, welche uns zu Theil geworden, durch standhaften Willen und Verachtung jeder Gefahr auf unsere Kinder und Enkel fortzupflanzen. Nur dann aber wird dieses Erbe dauernd sein, wenn wir dem kriegerischen Muthe reine und reiche Quellen in der Gerechtigkeit und Ordnung eröffnen, wenn wir uns selbst achten, die Stimme der Verführung fliehen und, weil auch das edelste Gemüth sich selbst entwendet werden kann, uns nur zu den Besten und Edelsten halten. Lasset uns Frankreichs Geschichte mit unauslöschlicher Schrift in die Herzen geschrieben sein, und indem wir in ihr die Hand des Allmächtigen demüthig und bewundernd erkennen, lasset uns die schlüpfrigen Wege fliehen, auf denen jenes Volk zum Verderben hinabglitt! Lasset uns die Fürsten ehren, die Gott uns gab, aber noch mehr als sie den König der Könige und die erhabenen Gesetze, die er uns durch unser eigenes Herz zurufen läßt. Nie mögen Deutschlands biedre Fürsten das Ungerechte von uns fordern; denn alles Böse kehrt sich gegen sich selbst, und die Macht ist wie die Freiheit nur ein tückisches Trugbild, wenn sie nicht aus der Tiefe eines harmonischen Gemüthes entsprungen, durch sittliche Würde geadelt und gesichert wird. Gewaltherrschaft untergräbt den Thron; aber auch die Freiheit zerstört sich, die, ihrer Pflichten uneingedenk, nur auf Rechte trotzt. Trotz liegt dem Frevel nahe und Uebermuth ist der Vater des Verderbens, wie die Zügellosigkeit dessen Mutter ist. Lasset uns also fest glauben, daß die goldene Zeit nur dann zu den Menschen herabsteigt, wenn Gerechtigkeit, Güte und Weisheit den Thron schmücken und ein tapferes, gesittetes und frommes Volk die Stufen des Thrones umringt, wenn Jeder, von seiner Pflicht erfüllt, sich seiner Rechte durch Rechtlichkeit würdig zeigt, wenn sich Alle um den Altar des gemeinen Wesens froh und brüderlich versammeln und Jeglicher mehr um die Tugend, als um der Tugend Belohnungen eifert. Zu solchem Eifer ermahnt uns die jetzige Zeit, Frankreichs Geschichte, unsere Siege und die Gräber der Gebliebenen. Darum, o ihr Väter und Mütter, führet eure unmündigen Kinder zu den Wahlstätten, die, mit gebleichten Gebeinen bedeckt, die Geschichte unserer Schmach und unseres Ruhmes erzählen. Sagt ihnen an diesen ewig denkwürdigen Stellen, wie wir durch innern Unfrieden, engherzige Eifersucht, Mangel an Zutrauen, Mißbrauch der Gewalt und ungerechte Habsucht in die Hände eines fremden Beherrschers gefallen, welcher, mit Verheißungen wie mit Würden spielend, uns zuerst durch unsre eignen Fehler besiegt, durch scheinbare Erhebung erniedrigt und dann so unterjocht habe, daß wir unser eignes Grab wühlen, und in dasselbe Leben und Ehre und alle Güter des Glücks und der Freiheit werfen mußten. Wenn dann ihre zarten Herzen über des Vaterlands Erniedrigung bluten, dann sagt ihnen, wie das Uebermaß des Uebels Gutes erzeugt und den zurückgescheuchten Muth wieder erweckt habe, wie zuerst an den Ufern der Spree und Oder die Flammen der Freiheit zum Himmel gelodert, wie ein großer und edler Wille alle Stände ergriffen, der Boden des Vaterlandes erglüht, und von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer, von der Weichsel bis an den Rhein Krieger aus seinem Schooße geboren, unerschrocken, mit

Muthe geharnischt, glühend von Vaterlandsliebe und Fremdenhaß, das Schrecken der Feinde und die Gründer einer neuen Zeit geworden. Erzählet euern Söhnen, wie diese Tapfern auch im Nachtheil unbesiegt, in ihren Niederlagen selbst dem vordringenden Feinde seinen nahen Untergang verkündigt, dann durch glänzende Siege seine Hoffnungen zerstört, das Gebäude der Gewalt und des Trugs, vieler Jahre Werk, niedergestürzt, den Raub ihm entrissen, den Zwingherrn vom Throne gestoßen und Europa befreit haben. Schreibet diese Geschichte mit glühenden Worten in ihre zarte Brust, damit, wenn das stolze und unheilbare Volk, das schon jetzt seine Niederlagen vergißt oder abläugnet, sich von neuem erkühnt, den Boden Deutschlands zu beflecken, die germanische Jugend, stark durch die Erinnerung an fremde und das Gefühl der eignen Tugend, in ihrem Unwillen aufstehe und den übermüthigen Feind in die Fluthen des zürnenden Rheins zurückstürze.

Und möge in diesen schönen Tagen der Feste kein Deutscher sein, der nicht an dem Altare des Friedens und in seinem eigenen Herzen den heiligen Schwur brächte: treu zu sein den Sitten des Vaterlandes, die Freiheit zu ehren über alles, der Obrigkeit zu gehorchen, Gerechtigkeit zu handhaben und die errungenen unschätzbaren Güter durch Mäßigung und Muth zu bewahren.

Und ihr, Lehrer der Jugend, erfüllet die Gemüther der euch Vertrauten mit herzlicher Liebe zu dem heimischen Lande, indem ihr ihnen, was es nur Herrliches in seinen Grenzen hat, vor Augen stellt: erstlich die unverächtlichen Gaben der Natur, dann der Völker eigenthümliche Tugenden, am meisten aber die schönen Thaten der Fürsten und Bürger zu aller Zeit. Wer irgend sein Leben für die gemeinsame Sache und den Ruhm des Vaterlandes daran setzte, müsse von euch gepriesen werden, vor allen aber die, welche in diesem heiligen Kriege den rühmlichsten Tod gestorben sind. Ihr werdet sie aber am besten preisen, wenn ihr die Gesinnungen, mit denen sie starben, in den Herzen der Jugend erweckt und nährt, und die Jugend wird sie am schönsten ehren, wenn sie mit ihnen in Muth und Entsagung wetteifert.

---

6. Ueber die nothwendige Verbindung geistiger Bildung mit sittlicher Gesinnung.

Von H. G. Tzschirner.

Gebildet zu sein und für gebildet zu gelten, wünschen in dieser Zeit alle, die etwas sein und gelten wollen, und zur Ehre pflegen wir es uns anzurechnen, daß wir einem gebildeten Zeitalter und Volke angehören, und an einem Orte wohnen, wo wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung namentlich einheimisch geworden ist. Allgemein wird die Bildung geschätzt, und darum auch allgemein gesucht, so daß niemand roh und unwissend erscheinen will, und wer nur irgend regern Geistes ist und durch sein äußeres Verhältniß einigermaßen begünstigt wird, Kenntnisse sich erwirbt, gefällige Sitten sich aneignet und auf das Merkwürdige merket. Wie nun, m. Fr., ist dieser Fortschritt der Bildung ein Gewinn für die Welt, und besitzt, wer sie erworben hat, ein wahres Gut? — Allerdings ist der Besitz eines bereicherten und durch Nachdenken geübten Geistes, eines erweiterten Gesichtskreises, eines feinen Sinnes für das Schickliche und Schöne, und einer Gefälligkeit und Gewandtheit im Umgange, welche die Menschen zu gewinnen und zu ergötzen

weiß; allerdings ist die Bildung, worein wir sie immer setzen mögen, ein Vorzug und eine Zierde des Menschen, ein Gut, dessen er sich freuen darf. Allerdings ist das Wachsthum der Bildung für einen großen Gewinn zu achten. Denn mit ihr vergehet die Rohheit, die jetzt als wilde Lust, jetzt als beleidigender Uebermuth sich äußert, und indem sie die mildere Sitte bringt und den feineren Genuß, verschönert und erheitert sie das Leben. Wie aber? Erlangen wir mit der Bildung des Geistes auch das höchste, was wir erreichen können? Wird mit ihr auch die Weisheit und die Tugend erworben? Bringt die feinere und gefälligere Sitte auch die sittliche Gesinnung in die Herzen der Menschen? — Nein, das dürfen wir nicht von ihr rühmen. Man kann ein gebildeter, und doch ein schlechter, selbst ein verworfener Mensch sein; niedrige Leidenschaften und entehrende Laster werden bei gebildeten wie bei rohen Völkern, und in den Kreisen, wo die Bildung einheimisch ist, nicht weniger als anderwärts gefunden; und auch der geistreiche Thor ist doch nur ein Thor. Ein großer Unterschied ist zwischen einem gesitteten und einem sittlich-guten, zwischen einem gebildeten und einem durch das Evangelium gebesserten und geheiligten Menschen. Die Weisheit und die Tugend wird damit noch nicht erworben, daß man seinen Verstand übt und seine Kenntnisse erweitert, und ohne diese höheren Vorzüge ist doch alle Bildung ein Gut von zweideutigem Werthe nur, und kann selbst die Veranlassung zu Verirrungen werden, denen der rohe Sohn der Natur leichter entgeht. Die rechte Richtung und den wahren Werth kann der Bildung des Geistes nur die sittliche Gesinnung geben.

Ganz entsprechend dem sittlichen Geiste des Evangeliums ist daher der Satz: daß nur die sittliche Gesinnung der Geistesbildung den wahren Werth und die rechte Richtung gebe, auf welchen ich eure Aufmerksamkeit lenke, damit ihr der Ermahnung des Apostels, die Waffen des Lichtes anzulegen und ehrbarlich zu wandeln, um so williger folgen möget.

Das erste Merkmal der Bildung ist der Besitz eines durch Nachdenken geübten und durch Unterricht bereicherten Geistes, welcher nach Kenntnissen und nach der Beschäftigung mit Gedanken verlangt. Der gebildete Mensch hat seine Geisteskraft geübt, und findet darum Wohlgefallen an geistiger Thätigkeit; er hat sich unterrichtet, und darum ergötzt es ihn, an die erworbenen neue Kenntnisse zu knüpfen; er hat mit Geistern verkehrt, und darum sucht er die Werke der Wissenschaft, daß er unabläßig sich bereichere, und durch die fremden die eigenen Gedanken wecke. Wahren Werth nun hat diese Fähigkeit und Geneigtheit zu geistiger Thätigkeit nur dann, wenn sie auf den doppelten Zweck, theils zur Selbstverständigung über sein Dasein und seine Stellung in der Welt zu gelangen, theils die Einsicht und Kenntniß zu erwerben, durch welche man von seinem Standpunkte aus der Welt zu nützen hofft, bezogen wird. Die sittliche Gesinnung nur kann diese doppelte Richtung ihr geben. Nur wer der Gesetze des Rechtes und der Pflicht klar und innig sich bewußt ist, hat etwas Sicheres und Feststehendes in seinem Gemüthe, so daß er an Wahrheit glaubt und seinem Geiste vertraut, und sich nicht überreden läßt, daß das ganze Menschenleben eine lange Lüge nur, und alles Denken ein bedeutungsloses Spiel mit nichtigen Schatten und leeren Bildern nur sei. Daher bedingt die sittliche Gesinnung die Liebe zur Wahrheit; denn wie kann man sie lieben und suchen, wenn man nicht glaubt, daß sie ist und gefunden werden kann? — Nur die sittliche Gesinnung ferner macht den Menschen der

Ahnung des Göttlichen und der Achtung des Rechtes fähig; und darum wird nur der von ihr durchdrungene und geleitete Geist vor allem auf den Zweck, über sich selbst und seine Stellung in der Welt sich zu verständigen, sein Nachdenken beziehen; denn er nur verlangt, wie nach sicheren Regeln für sein Verhalten, so nach der Glaubenszuversicht, die das Herz still und fest macht. — Nur der sittliche Mensch endlich erkennt und fühlt sich den Menschen verpflichtet, und darum wird nur er die Einsicht und die Kenntniß mit uneigennützigem Eifer und ausdauerndem Fleiße zu erwerben streben, durch welche er von seinem Standpunkte aus zu nützen und der Welt seine Schuld zu bezahlen hofft. — Ohne die Leitung der sittlichen Gesinnung wird der bereicherte und gebildete Geist nur darum Kenntnisse suchen, weil ihr Besitz ihn ergötzt, und darum nur denken und forschen, weil er an geistiger Thätigkeit Wohlgefallen findet. Bloß ein Mittel des Genusses wird ihm die Wissenschaft, bloß ein ergötzendes Spiel wird die Uebung der Geisteskraft ihm sein; und auch das Spiel mit Gedanken ist doch nur ein Spiel. Und wenn statt der sittlichen Gesinnung Sinnlichkeit und Selbstsucht, Eitelkeit, Ruhmsucht und Dünkel in der Seele wohnen, wie oft wird dann nicht die Klarheit der Ansicht getrübt, das Urtheil bestochen und die Wissenschaft und Kenntniß zu kleinlichen, selbst zu verwerflichen Zwecken gemißbraucht werden! Was zur Weisheit führen soll, wird dann nur ein Mittel zu eigener oder fremder Bethörung. — Wer zählet die Irrthümer, welche geist- und kenntnißreiche, aber der Achtung des Heiligen und dem sittlichen Ernste entfremdete Menschen in der Welt ausgestreut, wer ermißt das Unheil, das sie gestiftet haben? Die sittliche Gesinnung nur kann die Fähigkeit und Geneigtheit zu geistiger Thätigkeit zu der Wahrheitsliebe erheben, welche das Heilige und das Recht suchet und findet, und das, wodurch sie der Welt nützen kann, erwerben will; sie nur kann den wahren Werth und die rechte Richtung ihr geben. — Oder soll etwa, was die höchste unserer Kräfte wirkt und schafft, nur zu einem ergötzenden Spiele und zur Erreichung unserer äußeren Zwecke uns dienen? Dann müßte der Geist dem Leibe zum Knechte, und die Vernunft der Sinnlichkeit zur Dienerin gegeben sein.

Ein zweites Merkmal der Geistesbildung ferner ist ein dem Wohlgefälligen und Schönen aufgeschlossener Sinn. Der sittliche Mensch ohne Bildung steht höher, als der gebildete ohne sittliche Gesinnung; der rohe Sohn der Natur, welcher wenig weiß, aber an Gott glaubt und der Verheißung seines Wortes vertraut, von der Kunst und ihren Regeln nichts versteht, aber sich erfreut, erhoben fühlt in seinem Gemüthe, wenn Gottes Sonne aufgeht über seinen Bergen, wenig von dem erfährt, was in fremden Ländern sich begibt, aber sich freut mit den Fröhlichen und mit den Weinenden weinet, durch gefällige Sitten die Menschen nicht gewinnen und ergötzen kann, aber es redlich meint mit jedem, dem er treuherzig seine Hand bietet: er hat mehr Werth, als alle die, welche viel wissen, aber nichts glauben, alle Kunstwerke richten, aber an nichts Freude haben, über Alles reden, aber für nichts fühlen und handeln, und ein liebeleeres Herz hinter glatten Worten und gefälligen Sitten verbergen. Des Menschen wahrer Werth ruhet in seiner Gesinnung; denn sie nur wird unabhängig von der Gunst der äußern Umstände, welche die Bildung bedingen, erworben.

Wohl ist die Bildung ein Vorzug und eine Zierde des Menschen, und wir haben Ursache, uns ihrer zu freuen und ihr Wachsthum zu fördern. Das

aber, was der Christ und der Weise vor allem sucht und achtet, die Weisheit und die Tugend, wird doch mit ihr nicht empfangen, und der gefährlichste aller Irrthümer würde es sein, wenn wir sie mit jener verwechseln oder meinen wollten, daß sie den Mangel des sittlichen Ernstes uns ersetzen könnte. Christum lieb haben, sagt der Apostel, ist besser, denn alles Wissen, und nur dann dürfen wir uns freuen, daß uns die Nacht vergangen und der Tag herbei gekommen ist, wenn wir die Waffen des Lichts anlegen und ehrbarlich wandeln.

Darum lasset uns, indem wir nach der Bildung des Geistes trachten, nicht versäumen, dahin zu gehen, wo wir mehr, als irgendwo, das finden, was die sittliche Kraft erweckt, und die sittliche Gesinnung kräftiget und stärket, zu dem Evangelium des Herrn, wo das Wasser des Lebens quillt, das Licht, das vom Himmel kommt, leuchtet, und Gottes Geist wehet. Wohl wird es denen, die da arm sind am Geiste, gepredigt, aber auch denen, die da reich sind, wird es verkündigt, und nicht nur das blöde, auch das helle Auge bedarf seines Lichtes. O der traurigen Verirrung derer, welche meinen, daß ihnen ihre Bildung das Evangelium entbehrlich mache! Die, welche also urtheilen, verrathen eben dadurch, daß ihrer Bildung das mangelt, was aller Bildung erst den wahren Werth und die rechte Richtung gibt. Geist- und kenntnißreich mögen sie sein; ich will ihnen diesen Ruhm nicht streitig machen. Die Wahrheitsliebe aber, welche über den Zweck des Daseins sich verständigen will und nach Glaubenszuversicht verlangt, tragen sie nicht im Herzen, wenn sie dahin nicht schauen wollen, wohin Jesus Christus sie weiset, was sein Wort verkündiget, nicht wägen in ihrer Seele, und nicht kommen, den Frieden, den er ihnen bietet, zu suchen. Geschmack und Kunstsinn mögen sie besitzen; gern will ich diesen Vorzug ihnen zugestehen. Des Wohlgefallens aber an dem Erfreuenden, das die Seele recht froh und heiter, und an dem Erhabenen, das sie recht weit und groß macht, sind sie nicht fähig, wenn das Wort von dem, der da war, ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, von dem Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, von dem Erlöser, der sich hingibt in Schmerz und Tod zum Heile der Welt, von der Liebe, die nimmer aufhört, von der Herrlichkeit, die offenbar an uns soll werden, und von der Trübsale glücklichem Ende, sie nicht bewegen und rühren kann. Und hätte sich ihnen etwa, eben durch das rastlose Streben, sich vielseitig zu bilden, die Unruhe mitgetheilt, welche den Menschen unfähig und ungeneigt macht, zur Betrachtung der göttlichen Dinge sich zu sammeln: so würden sie nur doppelt Ursache haben, dahin sich zu wenden, wo mit der Glaubenszuversicht auch die Stille der Seele, die des Wohlgefallens an einer christlich-frommen Stimmung, und an der Anbetung Gottes fähig macht, erworben wird. Oder wenn sie etwa, eben durch die stete Beschäftigung mit der Wissenschaft und der Kunst, so überreizt und verfeinert worden wären, daß sie an der Einfalt des Evangeliums und an der Andachtsübung derer, die es bekennen und Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, kein Wohlgefallen finden könnten: so sollten sie eben dadurch sich erinnern lassen, daß ihre Bildung eine falsche Richtung genommen habe und gerade das ihr mangele, was erst den wahren Werth ihr geben kann.

Nichts, keine Wissenschaft und keine Kunst, kann dem Menschen das Evangelium entbehrlich machen; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

7. Das in Gott verborgene Leben.

Von A. Tholuck.

Lasset uns den geheimnißvollen Strom des in Gott verborgenen Lebens des Menschen bis zu jenem ersten Quellpunkte verfolgen, wo er so leise fließt, daß er schon da ist, ehe der Mensch selbst es merkt. „Gott hat gemacht — sagt der Apostel — daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen oder finden möchten, und zwar ist er nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir." Sehet da die geheimnißvolle Stelle, wo der Born der Ewigkeit in die Zeit hineinfließt. Als der Ewige in den neugeschaffenen Erdensohn seinen Odem hineinblies und zu ihm sprach: du bist mein Bild! da stand das Geheimniß der Menschennatur, in welchem, wie in einem verschlungenen Namenszuge, die Ewigkeit sich mit der Zeit vermählt hat. Gott ist allen Menschen nahe, denn „sie leben, weben und sind in ihm." Von den Heiden sagt derselbe Apostel im Briefe an die Römer, daß „eine göttliche Wahrheit in sie hineingeboren ist, die sie in Ungerechtigkeit aufhalten," d. i. nicht zu Worte kommen lassen, daß sie „von Natur das Gesetz Gottes wissen, daß auf die Sünde der Tod folgt!" (Röm. 1, 31.) „Es gibt ein Licht," wie Johannes uns sagt, „was jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt." Und in diesem Lichte, in dieser von Gott in uns hineingebornen Wahrheit zu leben, das, meine Freunde, ist das verborgene Leben, es ist das in Gott verborgene Leben, denn kein anderer, als Er, aus dem es hervorquillt, weiß um seinen verborgenen Wellenschlag — Er ist es, in dem es gelebt wird. Soll ich nun den Schleier von eurer Brust heben, soll ich sie euch deuten, die vielleicht von euch selbst noch unverstandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, so laßt mich zuerst euch hinweisen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben Keines von euch gefehlt haben, wo ihr nach Etwas verlangt habt, das die ganze Welt euch nicht bieten konnte. Denn wenn über die Welt hinaus kein anderes Gut ist, als Gott, so hat eure Seele sich damals nach Gott gesehnt — es sind Anfänge gewesen eines verborgenen Lebens in Gott. O daß nur der Mensch in solchen Augenblicken sich selbst verstände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dollmetscher würde für jene geheimnißvolle Gottessprache, denn für wie Viele spricht Gott, ohne daß sie es ahnen. Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweisen in den Momenten, die euch wohl Allen bekannt sind. Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein stiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch so tief in der Welt versunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnsucht aufgegangen wäre, eine Sehnsucht, die du bald eine Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnsucht nach Gott, bald eine Sehnsucht nach einer Ruhe nanntest, welche die Welt nicht geben kann. Ob dir's auch selber nicht bewußt ist, du sehntest dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legst die glühende Wange an den Busen des Freundes, du stützest das müde Haupt an die Brust der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen, und fühlst dich so arm! „Gott hat den Menschen geschaffen zu ihm, darum findet das Menschenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm." Mitten im Geräusch der

Gesellschaft ergreift einen andern jene Sehnsucht; die rauschende Musik schweigt einen Augenblick — einen Augenblick, und Alles um dich und hinter dir däucht dir ein langer Traum, und alle Menschen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht festhältst und dich wieder hineinstürzest in die Woge, bis sie über deinem Haupte zusammenschlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menschen; Christus nennt diese innern Flammen die Züge vom Vater, und es kommt nun darauf an, ob dieser Anfang einen Fortgang haben soll. Gott hat sich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willst. (Jak. 4, 8.) Du thust es, das unbekannte Etwas, nach dem du dürstest, drängt dich; du suchst die stillen Stunden, du gehst ihm entgegen, ob es sich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegen kommen, du rufst: „Unbekanntes Etwas, nach dem ich die Hände ausstrecke, ohne noch seinen Namen zu wissen, offenbare dich mir und gib mir Ruhe!" In der Sehnsucht deines Innern greifst du zur Rechten, greifst du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Testamente. Und nun wird Alles anders. Du lieseſt, und es fallen die Schuppen von deinen Augen. Du wußtest selbst nicht, was deine Unruhe und Sehnsucht eigentlich meinte. Da lernst du es erkennen, daß die Sünde es sei, die dir den Weg zum Lande der Ruhe verschloß, das ahntest du nicht. An Sünde dachtest du überhaupt nicht. Nun siehst du diese Scheidewand. Nun sehnest du dich aber auch nicht mehr nach einem unbekannten Etwas — nun weißt du, was dir fehlt; du sehnest dich nach dem reinen Herzen, ohne welches man Gott nicht schauen kann. Und das, das, meine Freunde, ist der Anfang im verborgenen Leben, der wahrhaftig einen Fortgang hat. Christliche Gemeinde, wir stehen jetzt in einer wichtigen Periode des Reiches Gottes, in einer Zeit großer Sehnsucht. O wie viele von Sehnsucht zerrissene Herzen mag es auch in dieser Versammlung geben! Doch wie viele auch zugleich, denen in diesem Sehnen ein Jahr ums andere vergangen ist, und das Suchen hat kein Finden werden wollen. Könntet, dürftet ihr vortreten vor die Gemeinde Gottes, ihr zerrissenen Herzen, und dürftet ihr eurem Schmerze Worte geben — wie hör' ich euch jammernd rufen: „Ach, daß das verborgene Leben, von dem du sprichst, bei mir nur zerrissene Blitze sind, nach denen die Nacht desto schauerlicher wird, und ein Morgen will nimmer tagen!" Freunde! So lange eure Sehnsucht noch die nach einem unbekannten Etwas ist, da könnet ihr freilich nicht finden. Das war es ja eben, was ich euch sagte. An das bestimmte Wort der Schrift muß sie sich anknüpfen; die Gottheit, welche für euch noch keinen Namen hatte, muß eine Gestalt vor euch bekommen; ihr müßt den Heiligen erkennen, der da sagt: „Ich bin heilig, und ihr sollt heilig sein!" ihr müßt aus der Schrift lernen: was die Scheidewand ist vom Lande der Ruhe, und alles euer Gebet muß in das eine sich auflösen: „Mein Gott, schaff in mir ein reines Herz!" Ein solcher Anfang, Brüder, hat wahrhaftig einen Fortgang.

VII. Parabeln, Fabeln, Sentenzen.

1. Zwei Tauben, Mutter und Tochter.

Von C. Stöber.

Dann wendete sich die junge Gräfin an den Narren und sprach: „Nun, Freund Huber, warum ist es denn heute so still im Wald? Es regt sich ja weder Kehle noch Flügel!"

„Davon ist viel zu erzählen, erwiderte der Gefragte. — Vergangenen Herbst, am letzten Abend vor dem Tage, wo sie nach Welschland abziehen wollten, flogen zwei Tauben, Mutter und Tochter, von dem Stoppelfelde zurück in den Wald nebeneinander, und redeten unter sich, wie weit der Vater mit den Brüdern schon voraus sein könne, um ihnen jenseits der Alpenberge eine Wohnung zu bereiten auf einem Palmbaum oder in einer Felsenritze zwischen Lorbeergebüsch. Da stand der Jägerbursch hinter der Feldhecke und schoß nach ihnen. Die Tochter kam mit dem Schrecken davon, aber die Mutter traf ein Schrot aus der Flinte des Schützen in den rechten Flügel. Sie wollte sinken; aber die Tochter flog unter sie hin und hob sie immer wieder, bis sie miteinander die nächste Hängbirke erreichten. Von da kamen sie vollends leicht auf die Eiche, in der sie ihre Sommerwohnung genommen hatten. Auch der verwundete Flügel heilte bald, er blieb aber lahm, und die Mutter konnte nicht daran denken, die weite Reise über die Schneeberge nach Welschland anzutreten. Sie sagte daher zu ihrer Tochter: „Columbella, eile du deinem Vater nach; es ist besser, ich komme allein um, denn daß wir beide im Winter verschmachten." — Aber die Tochter antwortete: „Mutter, wo du stirbst, da sterbe ich auch." Und ließ sich nicht bereden, sondern blieb. Jedoch kam es ihr nicht leicht an. Wenn sie bei Sonnenuntergang auf dem dürren Ast ihrer Eiche saß, und sie zu den Alpen hinüberschaute und des Landes jenseits derselben gedachte, wo sie selbst schon dreimal gewesen war und wo nun Vater und Brüder waren, so fühlte sie etwas in ihrem Herzen, wie das stärkste Heimweh, und es war ihr, als müßte sie ihre Flügel ausbreiten und sich von der Abendluft über die blauen Berge forttragen lassen. Aber sie verwand ihren Schmerz und sagte der Mutter kein Wörtlein davon. — Item, wenn am Tage oder des Nachts Züge von Pilgrimen über sie wegflogen und aus der Höhe ihr zuriefen: „Mägdlein, komm mit!" rief sie entgegen: „Fahret wohl!" und umklammerte den Ast, auf welchem sie saß, nur noch fester, als wollte sie der Versucher ihrer Pflicht untreu machen und entführen. Und als dies überstanden und die Wanderzeit vorübergegangen war, wurde ihr immer schwerer, sich und ihre Mutter zu erhalten. Zwischen den Stoppeln und von der Wintersaat war bald kein Körnlein mehr zu finden. Also ging sie in den Wald nach Speise, und wo unter den großen Fichten der Schnee nur dünne lag, suchte sie unter demselben und unter dem Moose die Körnlein, welche die Eichkatzen hatten fallen lassen, indem sie die Tannenzapfen zerbissen. Bei dieser Arbeit blutete ihr aber oft die Haut am Schnabel von dem vielen Picken und Scharren. Zuletzt war aber auch unter den Waldbäumen nichts mehr zu finden, und nun hätte sie am liebsten gethan, was der Pelikan thut, wenn er die schmachtenden Jungen mit seinem eigenen Blute tränkt. Da ließ

aber nicht anging, so entschloß sie sich zu dem Höchsten, was ein gutes Kind für seine Mutter thun kann, und ging drinnen im Dorf betteln unter den zahmen Tauben von Schlag zu Schlag. Und wenn die Unbarmherzigen unter diesen ihren Verwandten sprachen: „Hinaustragen werden wir es dir nicht auch noch; geh nur herein in den Schlag;" — besann sie sich nicht lange und ging hinein und holte ihr Scherflein, ob sie gleich dachte: Wenn mich der Herr des Hauses sieht, wird er das Thürlein zuziehen und mich fangen und würgen. Aber ihre Mutter ging ihr über Alles, auch über ihr Leben, und so terminirte sie denn fort, bis Thauwind und Regen den Schnee wieder wegnahmen und der Lenz auf Feldern und Wiesen den Tisch von neuem deckte. Da starb auch ihre Mutter. Denn Kummer und Sorge hatten ihr nach und nach das Herz gebrochen. Und als Vater und Brüder aus Welschland zurückkehrten und mit großer Eile auf die alte Eiche zuflogen, fanden sie die Mutter nicht mehr, sondern nur die Schwester allein, wie sie weinte und unter ihren Flügeln die Augen trocknete."

„Ach! ach!" seufzte die Gräfin Clara dazwischen, „Gott vergelte der guten Tochter, was sie an ihrer armen Mutter gethan hat, hundertfältig, und —"

„O, es ist noch nicht aus," unterbrach sie der Narr, „und wir werden sehen, wie es noch geht. — Gestern kam der Paradiesvogel von den Inseln der Heiden, wo er König ist, in unseren Wald, und ließ durch seine Hofrohrdommel verkünden: Kund sei hiermit jedermänniglich, wie der König der Inseln für seine Tochter Goldtrude ein Kammerfräulein sucht. Und welches unter den Mägdlein des Reviers meinet, es tauge dazu, soll sich vor dem Könige selbst melden bei den sieben Kreuzen. Und kaum hatte der Herold das Maul zugethan, so flogen von allen Seiten die Eulen und Raben und Häher und Krähen, und Reiher und Birkhühner mit ihren Töchtern herbei, und ließen sich einige Schritte von dem Könige auf die nächsten Aeste und Zweige nieder.

Der König von den Inseln ist ein weiser Mann und ließ sich von allen Supplikanten ausführlich sagen, wer sie wären, wie und wo sie bisher gelebt hätten und was sie verständen. Ich blieb auch mit meinem Wasserhafen etwas stehen, und da sprach eben eine schneeweiße Taube, der man an ihren Fingern ansehen konnte, daß sie noch keine dicke Bretter gebohrt hatte: Ich bin aus dem ältesten Geschlecht auf Erden. Eine meiner Ahnfrauen war die Taube, die Noah aus dem Kasten ließ, und die um die Abendzeit wieder kam und ein frisches Oelblatt in ihrem Munde trug. Und — sie wollte weiter sprechen; aber die kohlschwarze Tochter des Raben unterbrach sie mit den Worten: Mein Geschlecht ist so alt, wo nicht älter, als dieser Taube da, und auf jeden Fall berühmter. Mein Ahnherr Oreb war auch in der Arche; mein Ahnherr Korax und seine Gemahlin brachten dem Propheten Brod und Fleisch des Morgens und Brod und Fleisch des Abends; denn sie waren reiche und wohlthätige Leute; mein Ahnherr Corvinus saß auf dem Helm des Römers Valerius, als dieser mit dem Goliath aus Gallia kämpfte; mein Ahnherr Rabsaces — —. Da sah ich, daß der König der Insel ein Auge nach dem andern zudrückte, wie jemand, dem eine Rede nicht halb gefällt. Auch mir ging der Geduldfaden aus, und weil ich bemerkt hatte, daß von den Supplikanten fast keiner den andern ausreden ließ, so machte ich es nicht besser. Ich stellte meinen Hafen neben ein Kreuz, fiel dem Rabenfräulein in das Wort und erzählte dem König von der guten Tochter Columbella alles,

was ich wußte. — Schön! herrlich! vortrefflich! rief der König öfters unter meiner Erzählung aus, und als ich fertig war, sprach er: Aber warum erschien sie denn nicht selbst? Ich meine, die Anstellung bei meinem Töchterlein müßte unter ihren jetzigen Umständen gerade recht erwünscht kommen. Ist sie etwa, was sehr bedauerlich wäre, auf ihre Tugend stolz? — Nein, antwortete ich, ganz und gar nicht. Sie ist so demüthig und bescheiden, als arm, und weiß von ihrer Tugend selbst am wenigsten. Vielmehr wurde sie von ihrer fast zu großen Bescheidenheit abgehalten. Dort auf der großen Eiche, nur tausend Schritt von da, wohnt sie. — Und der König der Inseln ließ sie mit ihrem Vater und ihren Brüdern kommen. Sie gefiel ihm über die Maßen, und er ernannte sie zum Gesellschaftsfräulein der Prinzessin, Vater und Brüder aber zu seinen geheimen Leibbriefboten mit einer jährlichen Besoldung von drei Scheffel Reis und zwei Scheffel Gleis für die Person. Den andern Supplikanten gab der König noch ein Gastmahl bei dem Wirth Kreiderich, und traktirte einen jeden nach seiner Art. Dann kehrte er vergnügt in sein Reich zurück."

---

2. Der Mann auf Carmel.

Von F. A. Krummacher.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darnieder lag, und heilete ihn von seinem Uebel; oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deßhalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker daniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bei Tag und Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele war betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft seiner Kunst und der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demuth, da er sich selbst und seiner Kunst, nicht aber dem Herrn vertraute.

Da führete ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn

Salomo in seiner Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbekümmert um Andere, sich in sich selber vollenden? —

Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. —

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schaute ihn an und sprach: Nein, du lehrst mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Palästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Lust und Freude zu ärnten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schamröthe erfüllte seine Wangen. O ich erkenne dich, rief er, Geist des Herrn in der Natur; verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre, als treuer Zögling, zu dir und meinem Berufe zurück.

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und wandelte nun demüthig und mit heiterm Angesicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden.

---

3. Der Rhein.

Von A. F. Krummacher.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des See's thaten sich von einander; ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf den Gebirgen aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erstarkt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeugt an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger war jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen. —

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebiert die stillere Kraft auch das Nützliche zum Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilten Menschenkunst und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewässer, die man mit andern Namen benennt.

Vater Rhein heißet er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket.

---

4. Der blühende Weinstock.

Von A. F. Krummacher.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und des Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den Andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger, denn sieben Weise, und gebärdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor Andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deßhalb sagte Samuel: Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen, aber er widerstrebet und verdirbt es selber.

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach: Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.

Da sprach Samuel: Tritt herzu und beschaue die Blüthe des Weinstocks.

Und der Jüngling trat hinzu und beschauete und sprach: Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel und sprach: Und dennoch bringet er hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit in seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem, sanftem Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen.

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann, wie der Hirt von Thekoa und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

---

5. Zeus und das Pferd.

Von G. E. Lessing.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiednes an mir zu bessern sein? —

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede; ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich nur einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich

deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

6. Der Knabe und die Schlange.

Von G. E. Lessing.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das Recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecken brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

7. Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln.

Von G. E. Lessing.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl sein, versetzte der Schäfer. Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde!

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht vier? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drei? — Zwei? — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit schützen kann.

Aller guten Dinge sind drei; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich anspruchloser, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst denn du?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Grämre dich nicht, alter Isegrimm. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebrochenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde verunreiniget, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

Was meine ich denn sonst? Freilich.

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Hürde einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen?

Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen —

Ich höre schon, sagte der Wolf; du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

Wäre ich nicht so alt, knirschte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deinesgleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinde, und nachfragen darf, ob dir nicht —"

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei sieh doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule und der Wolf floh.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und gezwungen sie auch waren, benahmen.

---

8. Der Rangstreit der Thiere in vier Fabeln.

Von G. E. Lessing.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unparteiischer sein.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert, sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben nnd über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

---

9. Der Löwe und der Hase.

Von G. E. Lessing.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

10. Die Gans.

Von G. E. Lessing.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

11. Sentenzen.

1.

Von Goethe.

Der Mensch ist nicht glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt.

Wenn wir ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt.

Unsre Leidenschaften sind Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Stande.

Es gibt viele Menschen, die sich einbilden, was sie erfahren, das verstünden sie auch.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe.

Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt sein soll.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

2.

Einige Menschen sind Klaviere, die nur einsam zu spielen sind, manche sind Flügel, die in ein Conzert gehören. J. Paul.

Die Tugend läßt sich nicht lehren noch lernen, außer durch Freundschaft mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit sich selbst. Schlegel.

Jeder ist den Andern zugleich Sonne und Sonnenblume, er wird gewendet und wendet. J. Paul.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurtheilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen. Lichtenberg.

Nie zeichnet der Mensch den eignen Character schärfer, als in seiner Manier einen fremden zu zeichnen. J. Paul.

Der Charakter des Menschen sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen. F. H. Jacobi.

Unter den Menschen und Borsdorfer Aepfeln sind die glatten nicht die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen. J. Paul.

Die Wahrheit finden wollen, ist Verdienst, auch wenn man auf dem Wege irrt. Lichtenberg.

Wie hetzt oft eine einzige Lüge den Menschen in Irrgängen herum! es ist ebenso unmöglich mit Einer Lüge, als mit Einer Kinderblatter durchzukommen: Eine überdeckt den ganzen Menschen mit Pockenmaterie. J. Paul.

Im Grabe schläft ein neues Morgenroth. Tieck.

Die Weiber sind, wenn sie gut sind, es im höchsten Grade, sie und das englische Zinn haben dann einerlei Stempel, die Figur eines Engels.
J. Paul.

Wer an Freundschaft glaubt, muß nothwendig auch an Tugend, an ein Vermögen der Göttlichkeit und Menschlichkeit glauben; wer ein solches Vermögen nicht glaubt, kann unmöglich an wahre, eigentliche Freundschaft glauben, denn beide gründen sich auf ein und dieselbe Anlage zu uneigennütziger, freier, unmittelbarer und darum unveränderlicher Liebe. F. H. Jacobi.

Die edelste Liebe ist bloß die zarteste, tiefste, festeste Achtung, die sich weniger durch Thun, als durch Unterlassen offenbart, die sich wechselseitig erräth, die auf beide Seelen — bis zum Erstaunen — dieselben Saiten spannt.
J. Paul.

Auf dieser Erde kann kein Mensch dem andern sagen, wie er ihn liebt. Die Freundschaft und die Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und der innere Mensch hat keine Zunge. J. Paul.

Wie traurige Träume eine angenehme Zukunft bedeuten, so wird es mit dem Traume des Lebens sein, wenn er aus ist. J. Paul.

Jeden Augenblick des Lebens, er falle aus welcher Hand des Schicksals er wolle uns zu, den günstigen so wie den ungünstigen zum bestmöglichen zu machen, darin besteht die Kunst des Lebens und das eigentliche Vorrecht eines vernünftigen Wesens. Lichtenberg.

Das Alter ist nicht trübe, weil darin unsere Freuden, sondern weil darin unsere Hoffnungen aufhören. J. Paul.

Die wahre Freude wandelt auf der Erde, wie die wahre Weisheit, von Wenigen gesehen und von der Ruhe begleitet.
Leopold Graf zu Stolberg.

Wenn man beim Stiche der Biene oder des Schicksals nicht stille hält, so reißet der Stachel ab und bleibt zurück. J. Paul.

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken, in der Ferne sehn sie schwarz aus, über uns kaum grau. J. Paul.

Der Schlaf ist oft ein Ausruhen in einer schöneren Welt. Tieck.

Gib dem Teufel ein Haar, so bist du sein. J. Paul.

Die Lesestücke sind aus den Schriftstellern:

Arndt, Ernst Moritz, geb. 26. Decbr. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, studirte Theologie und Philosophie, machte größere Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien, und wurde 1806 außerordentl. Professor zu Greifswalde. Heftigster Gegner des Franzosenthums, flieht er vor Napoleon nach Stockholm, kehrt aber 1813 zurück. Der Sänger von der Insel Rügen steht an der Spitze der Vaterlandsdichter von 1813; seine kräftigen Lieder (Was ist des Deutschen Vaterland? — Was schmettern die Trompeten? Husaren heraus u. a.) erhoben und entflammten alle Herzen, sie sprachen die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit aus. Seit 1818 Professor der Geschichte zu Bonn, jahrelang vom Amte suspendirt, seit 1840 von Friedrich Wilhelm IV. wieder eingesetzt.

Auersperg, Anton Alexander Graf von, (Anastasius Grün), geb. den 11. April 1806 zu Laibach, nach seines Vaters Tod Herr der Grafschaft Thurn am Hart (in Krain) lebt dort und in Wien. Bekannt als romantischer Epiker und noch mehr als Lyriker.

Biernatzki, J. C., geb. im Oct. 1795 zu Elmshorn in Holstein, studirte in Jena und Kiel Theologie; 1821 Pfarrer auf der Hallig Nordstrandischmoor, später zu Friedrichstadt. Gest. im Mai 1840. Als Lyriker und mehr noch als Novellendichter bekannt. Das bedeutendste seiner Werke ist „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee."

Boisserée, Sulpice, geb. 1775 zu Cöln, widmete sich der Erforschung altdeutscher Kunstdenkmale und besaß selbst eine ausgezeichnete Gemäldesammlung. Von ihm besitzen wir den Plan und die Beschreibung des Cölner Doms.

Börne, Ludwig, geb. im Mai 1786 zu Frankfurt a. M., stammt aus einer jüdischen Familie, Namens Baruch. Nachdem er Medicin und Staatswissenschaft studirt, wurde er bei der Polizeidirection seiner Vaterstadt beschäftigt, 1814 aber entlassen. — Er wird Christ und nimmt den Namen Börne an. Nach der Juli-Revolution (1830) bemächtigte sich seines Gemüthes Verstimmung und Bitterkeit, die ihn, bei sonst ehrenwerther Gesinnung, bis zu Ideen der Umwälzung und Zerstörung forttrieb. Gest. am 12. Febr. 1837 zu Paris. Verstand und Schärfe der Darstellung besitzt er in hohem Grade.

Brentano, Clemens, geb. 8. Septbr. 1778 zu Frankfurt a. M., lebte als Privatmann an verschiedenen Orten, wurde 1818 katholisch und brachte einige Jahre im Kloster (Dülmen) zu. Später hielt er sich meistens in München auf und starb am 28. Juli 1842, nachdem er durch großartige Mildthätigkeit Dank und Achtung sich erworben hatte. Er suchte die Volkspoesie durch Herausgabe und Nachbildung uns wieder nahe zu bringen, und gab mit v. Arnim des Knaben Wunderhorn, eine Sammlung Volkslieder, heraus. In seinen Märchen — herausg. von G. Görres — zarte Auffassung des Naturlebens. Seine Darstellung, der es an Ruhe und Stetigkeit fehlt, streift zuweilen an das Wunderliche.

Bürger, Gottfried August, geb. im Januar 1748 zu Wolmerswende bei Halberstadt, studirte 1768 in Göttingen die Rechte, wurde 1772 Justizbeamter zu Altengleichen bei Göttingen. Später legte er die Stelle nieder und erhielt eine außerordentliche Professur an der Universität Göttingen. Gest. 8. Juni 1794. Sein Leben, dem schon frühe der innere Friede fehlte, war voll von Unannehmlichkeiten. In der Versifikation ist er höchst glücklich, namentlich im Sonett. In manchen seiner Gedichte (Lied vom braven Mann; Lenore u. a.) trifft er den ächten Volkston. Er gehörte zu den populärsten Dichtern, welche die Literaturgeschichte aufzuweisen hat.

von Chamisso, Adalbert, geb. im Januar 1781 in der Champagne, Sohn des Grafen Louis von Champagne. Zur Zeit der Revolution wanderte die ganze Familie aus und nahm ihren Wohnsitz in Berlin. Er wurde Page der Königin, dann Offizier und kehrte mehrmals nach Frankreich zurück. Mit dem Capitain Kotzebue macht er als Botaniker eine Reise um die Welt und stirbt 21. August 1838. Seine Gedichte gehören zu den edelsten und duftendsten Blüthen unsrer neueren Lyrik. Die poetische Erzählung hat er durch ein großartiges Muster — Salas y Gomez — wieder erfrischt und belebt. Seine humoristische Er-

zählung „Peter Schlemihl“ zeichnet sich durch Phantasie und tiefen Sinn aus. Besonderes Verdienst hat er sich mit G. Schwab durch Herausgabe des Musenalmanachs erworben, wodurch er junge Dichter an sich zog und aufmunterte.

Claudius, Matthias, geb. 15. Aug. 1740 zu Reinfeld in Holstein, studirte zu Jena und lebte meistens als Privatmann zu Wandsbeck bei Hamburg, wo er den Wandsbecker Boten herausgab (1775—1812). Er starb zu Hamburg 21. Januar 1815. Durch deutsche Gemüthlichkeit, Religiosität und schlichtes Wesen, so wie durch sinnige Naturbetrachtung ist er den Edelsten der Nation theuer geworden. Auch da, wo sein Stil von den Regeln der Darstellung abweicht, läßt man, weil der Kern edel und gesund ist, sich diese Abweichungen gerne gefallen. Vor allen seinen Productionen haben ihn bekannt gemacht die Lieder: „Bekränzt mit Laub ꝛc.“ und „Der Mond ist aufgegangen.“

Dingelstedt, Franz, geb. 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, studirte Philologie und wurde Gymnasiallehrer zu Cassel und Fulda. 1841 trat er nach dem Erscheinen der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ aus dem Staatsdienst und machte Reisen. Darauf wurde er Bibliothekar der königl. Bibliothek zu Stuttgart. Jetzt lebt er als Theaterintendant in München. Auch in der Prosa ist er thätig als Novellenerzähler. Seine Gedichte, von denen namentlich einige aus der früheren Zeit zart und innig sind, zeichnen sich durch die abgerundete und glatte Form aus.

Ebert, Egon, geb. 1801 zu Prag, studirte die Rechte, wurde Archivar und Bibliothekar in Donaueschingen und lebt jetzt in Prag. In seinen dichterischen Productionen zeigt sich wahres Gefühl und lebendige Phantasie.

Eichendorff, Joseph Freiherr von, geb. 10. März 1788 auf einem Gute bei Ratibor, studirte die Rechte und lebte mehrere Jahre in Wien. In den Freiheitskriegen kämpfte er als Freiwilliger mit und wurde später geh. Reg.-Rath zu Berlin. Sowohl in seinen lyrischen Productionen, wie in den Novellen, zeigt sich ein reines, inniges Gemüth und tiefe Naturanschauung.

Engel, Joh. Jakob, geb. 11. Septbr. 1741 zu Parchim, studirte Theologie und Philosophie und wurde Gymnasiallehrer zu Berlin, dann Lehrer Friedrich Wilhelms III., Oberdirector des Berliner Theaters, und starb am 28. Juni 1802. Vortrefflicher Novellenerzähler. Als philosophischer Schriftsteller hat er sich über das Leben und die Welt verbreitet (Fürstenspiegel), und besonders durch faßliche, populäre Darstellung sich ausgezeichnet.

Follenius, Aug. Ludwig, geb. im Jan. 1794 zu Gießen, studirte die Rechte und wurde 1814 freiwilliger Jäger. Wegen burschenschaftlicher Verbindungen saß er längere Zeit zu Berlin verhaftet. 1821 begab er sich in die Schweiz und lebt im Canton Zürich. Seine Lieder bewegen sich großentheils auf vaterländischem Boden und beschäftigen sich vielfach mit dem Mittelalterlichen.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold, erlernte die Handlung, war 1837—39 zu Barmen auf einem Comtoir beschäftigt und erhielt wegen seiner dichterischen Productionen im Jahre 1842 von Friedrich Wilhelm IV. ein Jahrgehalt, entsagte demselben aber in Folge veränderter politischer Ansichten bald (1845) und lebt gegenwärtig in London. Seine Muse suchte sich Stoffe aus den tropischen Ländern, die er, durch blühende Phantasie unterstützt, in lebendigen Bildern uns vorführt. Später wandte er sich mehr der Gegenwart, insbesondere den politischen Verhältnissen zu. („Glaubensbekenntniß,“ verboten.) Seine letzt erschienenen Gedichte verfolgen eine rein politische Tendenz. Als Uebersetzer leistet er Ausgezeichnetes; seine Diction ist frisch und kräftig, läßt aber hie und da Einfachheit und Durchsichtigkeit vermissen und verräth zuweilen das Streben, durch Seltsames und Absonderliches die Darstellung zu heben.

Fröhlich, Abraham Emanuel, geb. 1. Febr. 1796 zu Brugg in der Schweiz, lebt als Pfarrer zu Aarau. In seinen Liedern zeigt sich eine sinnig-religiöse Gemüthsstimmung. — Als Fabeldichter ist er ausgezeichnet.

Geibel, Emanuel, geb. 18. Oct. 1815 zu Lübeck, studirte in Bonn und Berlin Philologie, machte später als Erzieher eine Reise nach Athen, lebte dann an verschiedenen Orten (1843 mit Freiligrath in St. Goar), darauf in seiner Vaterstadt. Von Friedrich Wilhelm IV. wurde ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt. Seit Kurzem ist er als Lehrer an der Universität zu München thätig. Er ist einer der begabtesten Dichter der Gegenwart, seine Poesieen beruhen auf dem Grunde wahrer Religiosität und treten mit Entschiedenheit manchen falschen Richtungen unserer Zeit entgegen. Außer den lyrischen Productionen hat er auch Uebersetzungen und ein Trauerspiel, Roderich, geliefert.

Gerhardt, Paul, geb. 1606 zu Gräfenhainchen in Sachsen, studirte Theologie und wurde Diakon zu Berlin. In Folge der damaligen confessionellen Streitigkeiten wurde er seines Amtes entsetzt, und nach mannigfachem Wechsel des Berufes starb er als Archidiakon in Lübben 1676 am 7. Juni. Er gehört zu den tiefsten und frömmsten Dichtern unsrer Nation und ist einer der ersten Vertreter des evangelischen Kirchenliedes.

Gleim, Joh. Wilh. Ludw., geb. 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, studirte

in Halle die Rechte, wurde Hauslehrer in Potsdam, dann Domsecretär und Canonicus des Stifts Walbeck in Halberstadt und starb 18. Februar 1803. In seinem Leben höchst ehrenwerth, unterstützte er aufblühendes Talent und war in weiten Kreisen geachtet. Als Dichter ohne besonders hervorstechende Bedeutung. (Kriegslieder eines Grenadiers.)

Goethe, Joh. Wolfgang von, geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., studirte in Leipzig und Straßburg, arbeitete am Reichskammergericht zu Wetzlar, folgte einer Einladung des Erbprinzen Karl August von Weimar dorthin und wurde 1779 Geheimerath. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien, 1786—88, wurde er Staatsminister und starb 22. März 1832. Er ist der größte Genius der neuen Zeit, seine kräftige, kühne, siegende Energie machte ihn zum Herrn über jeden Stoff. Unmittelbare Wahrheit des Gefühls, freie und rasche Bewegung des Geistes, reinste, durchsichtigste Form der Darstellung machen ihn unerreichbar. Seine lyrischen Produkte zeigen uns überall zartestes Gefühl, lebendige Bilder. Unter seinen Dramen ist Götz von Berlichingen mehr als irgend ein anderes unsrer Nation Volksdrama; in der Iphigenie umkleidet er den griechischen Geist mit deutschem Leibe, und in dem ersten Theil der Tragödie Faust zeigt er, wie die nach Erkenntniß, Macht und Genuß ringende Begehrlichkeit des Menschen nicht zu einem Frieden gelangt, sondern sich selbst vernichtet. In seinem bürgerlichen Epos, Hermann und Dorothea, hat er die Aufgabe gelöst, auf der Grundlage nationalen Lebens Begebenheiten der Gegenwart, die im stillen, häuslichen Kreise sich bewegen, in reinster Darstellung zu schildern. In seinen zahlreichen prosaischen Schriften bewundern wir ruhige Anmuth, Ebenmaß, Klarheit.

Grimm, Jakob, geb. den 4. Jan. 1785 zu Hanau, studirte die Rechte, arbeitete beim Kriegscollegium in Kassel und vertiefte sich in die Literatur und Dichtkunst des Mittelalters. Später wurde er Bibliothekar in Kassel und Professor zu Göttingen. Als er im Jahre 1837 mit noch sechs andern Professoren sein Amt niedergelegt hatte, wurde er nach Berlin berufen. Mit seinem Bruder Wilhelm gab er Kinder- und Hausmährchen heraus und erwarb er sich die größten Verdienste um altdeutsche Poesie und Mythologie. Er ist der erste deutsche Grammatiker und der gründlichste Kenner unsrer Sprache. — Deutsches Lexikon von Luthers bis auf Goethes Zeit, bis jetzt in einigen Lieferungen erschienen.

Grimm, Wilhelm, Bruder des vorigen, geb. den 24. Febr. 1786 zu Hanau, studirte die Rechte, wurde Bibliothekssekretär in Göttingen, legte mit seinem Bruder seine Stelle nieder und wurde mit ihm nach Berlin berufen. An den Bestrebungen seines Bruders nimmt er den lebhaftesten und thätigsten Antheil.

Grün, Anastasius, siehe Auersperg.

von Haller, Albrecht, geb. 16. Octbr. 1708 zu Bern, war schon im Knabenalter des Lateinischen und Griechischen kundig und versuchte sich früh in Dichtungen. Eine Zeitlang Professor der Arzneikunde in Göttingen, dann von 1753 bis zu seinem Tode (12. Decbr. 1777) wieder in der Schweiz, als Director der Salzwerke in Bex. Als Schriftsteller Gegner der früheren geblähten und aufgedunsenen Manier und durch präcise Schilderung der Natur (die Alpen) ausgezeichnet. Dadurch und durch den Ernst seiner Gesinnung, bahnte er den Uebergang zu der neuen Zeit unsrer Literatur.

von Hardenberg, Friedrich (Novalis), geb. 2. Mai 1773 in der Grafschaft Mansfeld, studirte Philosophie und die Rechte, später die Bergwissenschaft, und wurde Salinenassessor zu Weißenfels; gest. 25. März 1801. Mit den beiden Schlegel und Tieck lebte er im innigsten Bunde (Romantische Schule). Bleibenden Werth haben seine geistlichen Lieder; der unvollendete Roman Heinrich von Ofterdingen enthält eine Fülle geistvoller Bemerkungen. Die in seinem Nachlaß enthaltenen Sentenzen haben großen Einfluß auf die Erweckung ernsterer Lebensansichten geübt.

Hebel, Joh. Peter, geb. 10. Mai 1760 zu Basel, studirte Theologie und wurde Gymnasiallehrer zu Carlsruhe, später Director des Lyceums (1808), Prälat und Landtagsabgeordneter. Er starb 22. Sept. 1826. Die lyrischen Stücke seiner allemannischen Gedichte, die in oberdeutscher Mundart abgefaßt sind, gehören theilweise mit zu dem Besten, was wir besitzen. Als gemüthlicher Volksschriftsteller weiß er den Ton zu treffen, welcher den Gebildeten und Ungebildeten zu gleicher Zeit befriedigt — Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. —

Hegel, Georg Wilh. Friedrich, rgeb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, studirte in Tübingen Philosophie und Theologie, wude Hofmeister in Frankfurt, dann Privatdocent in Jena, Rector zu Nürnberg, Professor an den Universitäten zu Heidelberg und Berlin. Gest. an der Cholera 14. Nov. 1831. Seine philosophischen Schriften sind von größter Bedeutung, der Stil nur in den nichtphilosophischen Schriften auch Uneingeweihten verständlich.

Heine, Heinrich, geb. 1. Januar 1800 zu Düsseldorf. Sein Vater war ein Jude. Er studirte zu Göttingen, Berlin, wurde 1825 Christ, später lebte er in Hamburg, München und Paris. Unter seinen prof. Schriften sind „die Reisebilder" am bekanntesten geworden, unter seinen poetischen „das Buch der Lieder;"

auch in der dramatischen Poesie hat er sich versucht. Ein ausgezeichnet begabter Dichter, der aber, namentlich in späterer Zeit, diese Gabe nicht würdig benutzt hat, vielmehr den ihm zu Gebote stehenden Witz selbst gegen das Heiligste kehrt.

von Herder, Joh. Gottfried, geb. 25. Aug. 1744 zu Morungen in Ostpreußen, studirt Theologie und Philosophie, wird Lehrer in Riga, dann Prediger, und 1770 Consistorialrath in Bückeburg. Später als Hofprediger und Generalsuperintendent in den Adelstand erhoben, gest. 18. Decbr. 1803. Philosoph und Dichter, als solcher zwar nicht Schöpfer bedeutender dichterischer Werke, aber durch die Fähigkeit, alle Völker in ihrer Sitte und Poesie zu fassen, ihren Geist zu begreifen, von der größten Bedeutung. Das Verständniß fremder Volksgeister wohnt unter allen Deutschen am lebendigsten bei Herder. Er ist wie Lessing einer der großen Träger der neuesten Dichterzeit. Sein bedeutendstes philosophisches Werk sind die Ideen zur Geschichte der Menschheit; der Cid, nach dem Spanischen, trägt den Charakter des ächt romantischen Epos. Großes Verdienst hat er sich erworben durch Sammeln von Volksliedern.

Hiecke, Robert Heinrich, Director des Gymnasiums zu Greifswald, bekannt durch seine Schriften über den deutschen Unterricht auf Gymnasien.

Hoffmann, Heinrich August (von Fallersleben), geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, studirte die deutsche Sprache zu Göttingen und Bonn, wurde später Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, und Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst. In Folge seiner „unpolitischen Lieder" seines Amtes enthoben. Lebt jetzt zu Neuwied. Als Kenner der deutschen Literatur bedeutend, versteht er es vortrefflich, den Ton des alten Volksliedes anzuschlagen.

Hölderlin, Joh. Christoph Friedrich, geb. 29. März 1770 zu Lauffen im Württembergischen, war Hauslehrer in Frankfurt und hatte mit mancher äußeren Bedrängniß zu kämpfen. Als Bibliothekar in Homburg verfiel er in unheilbaren Wahnsinn und starb in Tübingen am 7. Juni 1843. Er versuchte das alte Griechenthum mit dem neuen Geiste zu verschmelzen, und ist als Lyriker ausgezeichnet durch vollendete antike Form der Darstellung, so wie durch klare, liebliche Schilderung und inniges Gefühl.

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph, geb. 21. Decbr. 1708 zu Marienfee in Hannover. Schon als Kind kränklich; studirt in Göttingen, ist dort Mitglied des Hainbundes, stirbt im Jahre 1776. Seine lyrischen Gedichte sind sentimental, weich, innig, öfters schwermüthig. Er ist ein Lieblingsdichter des Volks, in dessen Munde einzelne seiner Gedichte noch fortleben: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit".

von Humboldt, Alexander, geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, studirte und machte Reisen nach England und Holland, widmete sich der Bergwissenschaft und wurde Oberbergmeister in Bayreuth. Er legte sein Amt nieder und machte Reisen nach den spanischen Colonieen in Amerika, nach Sibirien und andern Ländern, und lebt jetzt als Geheimer Rath in Berlin. Er besitzt einen unermeßlichen Reichthum von naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ist höchst vielseitig gebildet. Sein neuestes Werk, „Kosmos", gehört zu den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften; höchst lehrreich sind seine Reisebeschreibungen.

von Humboldt, Wilhelm, Bruder des vorigen, geb. 22. Juni 1767, studirte, wurde preußischer Gesandter an mehreren europäischen Höfen und starb als Minister zu Berlin 8. April 1835. Mit Schiller und Goethe lebte er innig befreundet, war einer der größten Sprachforscher und Sprachkenner, die Deutschland hervorgebracht hat.

Jakobi, Friedrich Heinrich, geb. 25. Jan. 1745 zu Düsseldorf, lebte auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf, wurde 1779 Geheimer Rath zu München, dann, nach mehrjährigem Aufenthalte zu Wandsbeck bei Hamburg, 1807 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, legte die Stelle nieder und starb 10. März 1819. Mit Goethe und Wieland war er befreundet und hat besonders durch religiöse Romane, in denen er pantheistische Vorstellungen bekämpfte, viel Anerkennung und Beifall gefunden.

Jakobi, Joh. Georg, Bruder des vorigen, geb. 1740 zu Düsseldorf, war Professor der Philosophie zu Göttingen und Halle, und später zu Freiburg, wo er 1814 starb. Als Dichter hat er sich im Liede nicht ohne Glück versucht.

Jakobs, Friedrich, geb. 6. October 1764 zu Gotha, wurde nach vollendeten Studien Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1807 Hofrath in München, 1811 Oberbibliothekar in Gotha. Durch viele erzählende Schriften, durch Reden und Uebersetzungen ist er bekannt, und seine an den Alten gebildete Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und Frische aus.

Immermann, Karl Lebrecht, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, studirte die Rechte, wurde Auditeur in Münster, später Landgerichtsrath zu Düsseldorf. Bekannt durch dramatische und lyrische Productionen, den trefflichen Roman Münchhausen u. a. Mit Mendelsohn-Bartholdy bemühte er sich, das Theater neu zu gestalten (s. Platen).

Kephalides, Aug. Wilh., geb. 1788 zu Nimptsch, Professor an einem Gymnasium zu

Breslau, machte Reisen nach Italien und Sicilien und starb 10. März 1820.

Kerner, Justinus, geb. 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg, sollte nach des Vaters Tode Kaufmann werden, gelangte jedoch zum Studium der Medicin und lebte als Oberamtsarzt zu Weinsberg am Fuße der Weibertreue. — Er beobachtete magnetische Erscheinungen — Seherin von Prevorst. — Als gefühlvoller Lyriker und origineller Erzähler bekannt.

Kinkel, Gottfried, geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, studirte Theologie, war darauf Mitglied der theologischen und später der philosophischen Fakultät an der Universität Bonn. Jetzt hält er sich in London auf. Er besitzt bedeutendes, selbstständiges Dichtertalent, und ist als Lyriker, mehr aber noch durch „Otto der Schütz", ein episches Gedicht in 12 Abenteuern, bekannt. Außerdem ist er auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte thätig.

von Kleist, Ewald Christ., geb. im März 1715 zu Zeblin bei Cöslin, studirte die Rechte, wurde dänischer Officier, trat 1740 in preußische Dienste und starb an den in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunden 1759. Mit Gleim war er sehr befreundet. Als beschreibender Naturdichter (Frühling) bekannt.

Kopisch, August, geb. 26. Mai 1799 zu Breslau. Maler und Dichter. Er lebte in Prag, Wien, später in Italien, wo er in Neapel mit Platen in innigstem Verkehre stand. Entdecker der blauen Grotte. Im Jahre 1828 kehrte er nach Deutschland zurück, begab sich nach Berlin, wo er 1844 Professor wurde. Die späteren Jahre seines Lebens brachte er in Potsdam zu. Gestorben 1853 in Berlin. Origineller Dichter, besonders in dem humoristisch-volksthümlichen Liede ausgezeichnet.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg; schon auf der Schulpforte hat er den „Messias" entworfen; während er studirte, wurde der Anfang desselben gedruckt (das Ganze erst nach 25 Jahren vollendet). Er lebte in der Schweiz, dann in Kopenhagen und als dänischer Legationsrath in Hamburg, wo er am 14. März 1803 starb. — Sein Streben war darauf gerichtet, die Poesie auf Christenthum und Nationalität zu gründen, sein deutscher Sinn, das christliche Gefühl und der antik-classische Geist zeichnen ihn auch unter seinen Zeitgenossen so aus, daß er nach dieser Seite hin der Wiedererwecker der deutschen Poesie genannt zu werden verdient. In seinen lyrischen Gedichten zeigt sich Kraft, warme Innigkeit und stolzes Volksbewußtsein vereinigt, und seine Kirchenlieder (Auferstehn, ja auferstehn; Wenn ich einst von jenem Schlummer) sind classisch. Die lyrischen Versmaße der Alten gebraucht er mit Glück. Seine dramatischen Productionen sind von geringerer Bedeutung, und im Messias behandelt er einen Stoff, der für das Epos nicht geeignet ist.

Klumpp, Friedr. Wilhelm, geb. 30. April 1790 zu Reichenbach im Württemberg, studirte Theologie, wurde Professor am Gymnasium zu Stuttgart, und leitete die dortige Turngesellschaft. Er ist ein ernster, das Wesen der Erziehung begreifender Pädagoge.

Knapp, Albert, geb. im Juli 1798 zu Tübingen, studirte Theologie und lebt als Archidiakonus zu Stuttgart. Bekannt durch lyrische Productionen und geistliche Lieder. Herausgeber der Christoterpe, eines Taschenbuchs für christliche Leser.

Kohl, J. G., lebt in Dresden als Privatmann, hat große Reisen gemacht, die er auf geistreiche Weise beschreibt; den Vorwurf der Flüchtigkeit, den man ihm gemacht hat, hat er theilweise verdient.

Körner, Karl Theodor, geb. 23. Sept. 1791 zu Dresden, studirte auf der Bergakademie in Freiberg, dann zu Leipzig, war Theaterdichter in Wien, von wo er 1813 zu den preußischen Freiwilligen eilte. Er fiel bei Wöbbelin im Mecklenburgischen am 26. Aug. 1813. Nach E. M. Arndt und Schenkendorff der bedeutendste der Vaterlandsdichter aus den Befreiungskriegen (Lützow's wilde Jagd u. a. m.). Seine Dramen sind großentheils Nachahmungen von Schiller.

Krummacher, Friedr. Adolph, geb. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, studirte in Duisburg Theologie, wurde Professor daselbst, Consistorialrath in Bernburg und zuletzt Prediger in Bremen, wo er am 4. April 1845 starb. Ausgezeichnet als Parabeldichter und Kinderschriftsteller.

Lange, Joh. Peter, geb. 10. April 1802 zu Sonnborn bei Elberfeld, gelangt erst spät zu den Studien, studirt zu Bonn, wird Pfarrer (zuletzt zu Duisburg), und ist jetzt Professor der Theologie in Zürich. Seine Gedichte sind minder bedeutend, als seine prosaischen Productionen.

Lenau, Nicolaus, siehe Strehlenau.

Leo, Heinrich, geb. 19. März 1799 zu Rudolstadt, studirte Philologie und Geschichte, machte Reisen und wurde Professor der Geschichte zu Berlin und zu Halle. Seine Werke, großentheils historischen Inhalts, zeigen eine ernste, auf dem Grunde des positiven Christenthums ruhende Weltanschauung.

Lessing, Gotthold Ephraim, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz, sollte Theologie studiren, wandte sich aber dem Theater zu und trat dann als Kritiker auf. Mit Moses Mendelsohn befreundet, gab er die „Literaturbriefe" heraus und beschäftigte sich vielfach mit theologischen Untersuchungen. 1767 ging er nach Hamburg, wo er seine Dramaturgie schrieb, und wurde 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Gestorben

15. Febr. 1781. Als Kritiker bekämpfte er die damals auf dem Gebiete der Literatur herrschenden verkehrten Richtungen, und übte als solcher den entscheidendsten Einfluß, ja es darf behauptet werden, daß er in dieser Beziehung bis jetzt noch nicht übertroffen ist. Mit Klopstock und Wieland erwarb er dem deutschen Volke wieder poetische Selbständigkeit. In seinen Werken zeigt sich die durchsichtigste Klarheit, die schärfste Fassung der Gedanken; er ist ein vollendeter Jünger der Antike; Laokoon, Emilie Galotti und Nathan der Weise zeigten der Nation zuerst, was der deutsche Geist in dieser Beziehung vermag.

Luther, Martin, geb. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, studirte zu Erfurt und ging daselbst ins Augustinerkloster; 1508 wurde er Professor an der neu gestifteten Universität Wittenberg. Am 31. Octbr. 1517 schlug er an der Schloßkirche zu Wittenberg die bekannten 95 Theses an und starb nach einem sehr bewegten Leben am 18. Febr. 1546. Durch seine Bibelübersetzung schuf er die neue deutsche Schriftsprache, seine Kirchenlieder ergriffen und erhoben alle Herzen, weil sie nur das innerlich Erlebte als lebendigste Empfindung aussprachen. — Begründer des evangelischen Kirchenliedes. — Unter den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts ist er der bedeutendste.

Matthisson, Karl Friedrich, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, studirte Theologie, Philologie und Naturkunde, wurde Lehrer am Basedow'schen Institut zu Dessau, später badischer Legationsrath und Oberbibliothekar zu Stuttgart. Seine Gedichte zeichnen sich aus durch treue Naturschilderungen, sind aber nicht frei von einer gewissen weichlichen Sentimentalität.

Mendelsohn, Moses, geb. 1729 zu Dessau, stammt von jüdischen Eltern ab. Nach kümmerlich verlebter Jugend beschäftigte er sich mit Mathematik, Latein und philosophischen Gegenständen und wurde dann Hauslehrer bei einem Fabrikanten und Theilnehmer am Geschäft. Er starb am 4. Jan. 1786, wegen der Redlichkeit seines Charakters geschätzt und durch philosophische Schriften auch in weiteren Kreisen bekannt.

Mörike, Eduard, geb. 8. Septbr. 1804 zu Ludwigsburg, studirte Theologie, wurde Pfarrer und lebt jetzt als Privatmann in Mergentheim. Er hat lyrische Gedichte herausgegeben, und in diesen, so wie in idyllischen Versuchen und Novellen ein nicht unbedeutendes Dichtertalent an den Tag gelegt.

Mosen, Julius, geb. 8. Juli 1803 zu Marienei im Königreich Sachsen, studirte die Rechte, wurde Advokat zu Dresden und dann Director der Hofbühne zu Oldenburg. Er hat sich in lyrischen, dramatischen und epischen Poesieen (Ahasver) versucht, und ebensowohl durch ernste Gesinnung als gediegene Darstellung Anerkennung gefunden.

Möser, Justus, geb. 14. Decbr. 1720 zu Osnabrück, studirte die Rechte und wurde Advokat, später Justitiarius beim Criminalgerichte zu Osnabrück, und starb als Justizrath am 8. Jan. 1794. Nationalschriftsteller (Patriotische Phantasieen) von gediegener vaterländischer Gesinnung und kräftiger Sprache.

von Müller, Johannes, geb. 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, studirte Theologie und wurde nach mehrfachem Wechsel seiner Wirksamkeit vom Kaiser, der ihn adelte, als Custos der Bibliothek zu Wien bestellt. Darauf wurde er Historiograph in Berlin und dann in Kassel westfälischer Minister des öffentlichen Unterrichts. Er starb am 29. Mai 1809. Ein zuweilen hervortretender Mangel an fester und entschiedener Gesinnung hat ihm manchen, selbst zu scharfen Tadel zugezogen. Sein bedeutendstes Werk ist die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, in der er durch körnige, kraftvolle Darstellung sich auszeichnet.

Müller, Wilhelm, geb. 7. Octbr. 1795 zu Dessau, studirte, kämpfte in den Befreiungskriegen mit, wurde Gymnasiallehrer und Bibliothekar in seiner Vaterstadt und starb am 1. Octbr. 1827. Unter seinen lyrischen Gedichten, die durch lebenvolle Darstellung sich auszeichnen, sind die Waldhornistenlieder und die Griechenlieder die frischesten und lieblichsten. Auch im Epigramme hat er sich mit Glück versucht.

Müller, Wolfgang, geb. 1815, studirte in Bonn und lebt in Düsseldorf. In seinen lyrischen und epischen Poesieen zeigt sich ein glückliches Talent.

Nicolai, Philipp, geb. 10. Aug. 1556 zu Mengeringhausen im Waldeckischen, war Pastor zu Hamburg und starb 26. Octbr. 1608. Er ist der Verfasser der sehr bekannten Kirchenlieder: Wachet auf, ruft uns die Stimme, und: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Novalis, siehe Hardenberg.

Pestalozzi, Joh. H., geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, studirte die Theologie und die Rechte. Von Rousseaus Emil begeistert, wird er Erzieher und begründet mehrere Erziehungsanstalten in der Schweiz auch für arme, verlassene Kinder (zu Burgdorf und zuletzt zu Verdun), und starb 17. Febr. 1827. Er war ein warmer Freund der Jugend und hat theils durch seine praktische Thätigkeit, theils durch pädagogische Schriften ungemeinen Einfluß auf die Lehrerwelt geübt.

Pfizer, Gustav, geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart, studirte Theologie und Philosophie in Tübingen, ist jetzt Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt. Er ist ein vielseitig gebildeter Geist, und hat sich in Uebersetzungen, Biographieen (Luthers) und lyrischen Productionen

versucht, die zwar ernste Gesinnung und in der Form eine gewisse Vollendung zeigen, aber die rechte Wärme des Gefühls vermissen lassen.

Platen, August Graf von (Platen-Hallermünde), geb. am 24. Oct. 1796 zu Ansbach, trat 1806 in die Cadettenschule zu München, machte 1815 den Feldzug mit, bezog dann die Universitäten Würzburg und Erlangen, studirte die neuen und alten Sprachen und starb nach einem fast zehnjährigen, nur einigemal auf kurze Zeit unterbrochenem Aufenthalte in Italien 1835 zu Syrakus. Er ist ein vortrefflicher Dichter und ausgezeichnet durch classische Reinheit der Form. Unter seinen lyrischen Gedichten sind die Oden und Hymnen ihrer Gediegenheit wegen besonders hervorzuheben. In epischer Form hat er die Abbassiden gedichtet; in der dramatischen hat er durch seine formreinen Comödien, in welchen er den Aristophanes nachahmt, eine neue Richtung angebahnt. Durch „die verhängnißvolle Gabel" geiselt er die Schicksalstragödien, durch den „romantischen Oedipus", gegen Karl Immermann gerichtet, bekämpft er die Bestrebungen der Romantik.

Prutz, Robert, geb. 1816 zu Stettin, studirte in Halle, wo er bis 1841 blieb. Von Jena, wohin er sich begeben, mußte er sich wegen eines Gedichtes auf den Abgang von Dahlmann entfernen; er lebte dann in Stettin, als Dramaturg in Hamburg und zuletzt in Berlin. Seine lyrischen Gedichte sind zwar in durchsichtiger Form abgefaßt, aber mitunter zu gedehnt. Die in den politischen Gedichten hervortretende Gesinnung hat ihm manche Unannehmlichkeiten zugezogen. Von seinen dramatischen Poesieen ist besonders zu erwähnen: Moriz von Sachsen, und die den Platenschen Comödien nachgebildete politische Wochenstube. — Ein anderes Feld seiner Thätigkeit ist die Literaturgeschichte.

Ranke, Leopold, geb. 21. Decbr. 1795 zu Wiehe in Thüringen, wurde 1825 außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Berlin, machte mehrere Reisen und lebt als ordentlicher Professor zu Berlin. In seinen geschichtlichen Werken (Fürsten und Völker von Südeuropa, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation u. a.) findet sich classischer Stil, ausgezeichnete Charakteristik und die besonnenste Betrachtung vereinigt.

von Raumer, Friedrich, geb. 14. Mai 1781 zu Wörlitz, studirte die Rechte, machte große Reisen, wurde 1818 Professor der Geschichte und Naturwissenschaften, und 1843 Geheimer Regierungsrath zu Berlin. Seine geschichtlichen Werke (Geschichte Europas, Geschichte der Hohenstaufen) empfehlen sich durch Frische der Darstellung und vaterländische, ernste Gesinnung.

Reinick, Robert, geb. 1810 zu Danzig, widmete sich der Malerkunst und lebte zu Düsseldorf, in Italien und in Dresden, wo er 1852 gestorben ist. Seine Gedichte empfehlen sich durch Einfachheit und Herzlichkeit.

Richter, Friedrich (Jean Paul), geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel, studirte in Leipzig Theologie, lebte als Hildburghauser Legationsrath zu Berlin, zuletzt mit einer Pension von Bayern in Bayreuth. Gest. 25. Nov. 1825. In ihm finden sich Sentimentalität und Humor neben einander, seine Darstellung ist oft dunkel, ja unverständlich, doch hat deutsche Herzensunschuld und deutsche treue Liebe sich beinahe schon ein halbes Jahrhundert zu Jean Paul geflüchtet.

von Ritter, Karl, geb. 17. Aug. 1779 zu Quedlinburg, wurde Erzieher zu Frankfurt a. M., besuchte Frankreich, Italien, die Schweiz, und lebt seit 1820 als Professor der Geographie in Berlin. Er ist von größter Bedeutung als Schöpfer der vergleichenden Erdkunde.

Rückert, Friedrich, geb. 16. Mai 1789 zu Schweinfurt, studirte Philosophie und schöne Wissenschaften, wurde Privatdocent zu Jena, Professor der orientalischen Literatur zu Erlangen und lebt seit 1840 als Professor und Geheimer Regierungsrath zu Berlin. Seine frühesten Poesieen reihen sich an die vaterländischen Dichtungen von 1813 an (geharnischte Sonette), später führten ihn seine Studien in den Orient, und in den fremden Formen der Darstellung hat er eine Meisterschaft bewiesen, in welcher es ihm niemand gleich thut. Von der großen Anzahl seiner übrigen rein-lyrischen Gedichte zeichnen sich viele durch Zartheit und Tiefe aus, und müssen zu den bedeutendsten Erzeugnissen unserer Zeit gezählt werden. Seine Dichtergabe hat er auch in epischen und dramatischen Darstellungen an den Tag gelegt.

Salis, Joh. Gaudenz von (Salis-Seewis), geb. 26. Decbr. 1762 zu Seewis in Graubündten, war Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles, dann Stadtvogt und Cantonoberster in Chur und starb am 28. Jan. 1834. Er ist Naturschilderer wie Matthison, aber von etwas größerer Kraft. Am bekanntesten ist sein Lied „Das Grab ist tief und stille".

Schefer, Leopold, geb. im Juli 1784 zu Muskau in der Lausitz, machte große Reisen und lebt als Privatgelehrter in seiner Heimath. Er hat sich als Lyriker, besonders im lyrisch-didaktischen Gebiete (Laienbrevier), und als Novellendichter versucht. Es fehlt ihm nicht an Phantasie, doch ist seine Darstellung zuweilen gedehnt.

von Schiller, Joh. Christoph Friedrich, geb. 11. Nov. 1759 zu Marbach, studirte auf der Karlsakademie Medicin, wurde Militär-

arzt und 1783 Theaterdichter zu Mannheim, lebte dann zu Weimar und wurde 1789 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Jena, seit 1801 (1802 geadelt) wieder zu Weimar bis zu seinem am 9. Mai 1805 erfolgten Tode. In seinen frühesten schriftstellerischen Werken, in denen seine entschiedene Anlage für das Drama sich aussprach (Räuber, Verschwörung des Fiesko, Don Carlos) zeigt sich ein Ankämpfen gegen die Schranken der bürgerlichen Verhältnisse. Nach tieferen philosophischen und geschichtlichen Studien und bei größerer innerer Ruhe wandte er sich auch der Lyrik zu, dichtete dann sein größtes Drama „Wallenstein", ferner Marie Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. In seinen früheren lyrischen Gedichten zeigt sich erregte Leidenschaftlichkeit, seine Balladen und Romanzen aber, so wie seine lyrisch-didaktischen Gedichte späterer Zeit sind Produkte, mit denen sich in unserer ganzen Poesie nur sehr Weniges in Vergleich stellen läßt. Eine in starken und milden Tönen gleich reiche Sprache, edle Haltung des Ganzen sind Vorzüge, die, gepaart mit reiner, sittlicher Gesinnung, ihn zum Liebling der Nation, vorzüglich der Jugend gemacht haben.

von Schenkendorf, Friedrich Gottfried Max (Schenk von Schenkendorf), geb. 11. Decbr. 1784 zu Tilsit, kam 1813 nach Süddeutschland, wurde Regierungsrath zu Coblenz und starb den 11. Decbr. 1829. Unter den Vaterlandsdichtern von 1813 einer der bedeutendsten, nicht sowohl durch laute Kampfesfreude, als durch innige, ergreifende Freude an der Heimath, am Vaterlande. Er dringt auf Reinigung des deutschen Sinnes durch christlichen Glauben. Unter seinen Liedern werden manche immer für treffliche Poesieen gelten.

von Schlegel, August Wilhelm, geb. im Sept. 1767 zu Hannover, studirte Philologie, wurde außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, machte dann große Reisen in verschiedenen Ländern Europas, folgte 1813 dem Kronprinzen von Schweden als Cabinetssecretär nach Deutschland, und lebte dann von 1818 bis zu seinem am 12. Mai 1845 erfolgten Tode als Professor zu Bonn. Mit Tieck, Novalis und seinem Bruder Friedrich Gründer der romantischen Schule. Ausgezeichnet als Uebersetzer und Literarhistoriker; auch in selbständigen Poesieen hat er sich mit Glück versucht, und in der Form eine gewisse Meisterschaft sich erworben.

von Schlegel, Friedrich, geb. 10. März 1772 zu Hannover, studirte und lebte als Privatmann zu Berlin. Er wurde katholisch, war dann österreichischer Legationsrath beim Bundestage, und lebte seit 1818 bis zu seinem Tode (12. Juni 1829) wieder als Privatmann. Sein Hauptverdienst hat er sich als Literarhistoriker erworben; seinen dem äußeren Umfange nach unbedeutenden lyrischen Productionen fehlt es nicht an Ursprünglichkeit und Kraft.

Schubart, Chr. Friedrich Daniel, geb. 20. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben, war Musikdirector in Ludwigsburg, wurde abgesetzt und auf Hohenasperg eingekerkert, 1787 freigelassen, und starb 12. Octbr. 1791. Er war Schillers erstes und nächstes Dichtervorbild und seiner Zeit einer der populärsten Dichter Deutschlands.

von Schubert, Gotthilf Heinrich, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein in Sachsen, studirte Theologie und Naturphilosophie, wurde Doctor der Medicin und nach mehrfachem Wechsel seines Wirkungskreises Professor der Naturwissenschaften in Erlangen und München. Er machte Reisen nach Frankreich und ins Morgenland, die er frisch und lebendig beschrieben hat.

Schwab, Gustav, geb. 10. Juni 1792 zu Stuttgart, studirte Theologie und Philosophie, wurde 1817 Professor der alten Literatur am Gymnasium seiner Vaterstadt, dann Pfarrer, lebte dann als Decan und Oberstudienrath wieder in Stuttgart, wo er 1850 starb. In seinen Dichtungen schlug er vorzugsweise die von Uhland betretene, vaterländische Richtung ein und versuchte sich in den Romanzen sehr glücklich. Auch als Sammler von Sagen (die schönsten Sagen des classischen Alterthums und die deutschen Sagen) hat er sich Verdienste erworben.

Seidl, Johann Gabriel, geb. 1804 zu Wien, war Professor am Gymnasium zu Cilly, und ist jetzt Custos des Antiken- und Münz-Cabinets zu Wien. Er ist ein productiver Dichter, doch sind seine Poesieen, in denen innere Zufriedenheit und Klarheit sich abspiegelt, zuweilen zu gedehnt.

Seume, Johann Gottfried, geb. 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weißenfels, ging von der Universität nach Paris, ließ sich anwerben und kämpfte als hessischer Soldat in Amerika. 1793 wurde er russischer Officier, machte dann ungeheure Fußreisen („Spaziergang nach Syrakus") und starb den 13. Juni 1810. Durch Deutschlands Schmach mit Recht tief ergriffen, war er doch oft zu bitter und ingrimmig, und einseitig starren, republikanischen Sinnes.

Simrock, Karl, geb. 20. Aug. 1802 zu Bonn, studirte die Rechte und trat in den Staatsdienst. Wegen eines Gedichtes aus demselben entlassen, lebt er seit 1833 zuerst als Privatmann und seit einigen Jahren als Professor an der Universität in seiner Vaterstadt. Seine verdienstvolle Uebersetzerlaufbahn begann er mit der Uebersetzung der Lieder Wal-

thers von der Vogelweide. Unter den zahlreichen Uebersetzungen des Nibelungenliedes nimmt die seinige die erste Stelle ein; auch durch eigene lyrische und epische Gedichte hat er sich bekannt gemacht.

Steffens, Heinrich, geb. 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, kam nach Deutschland, wurde Adjunct der philosophischen Fakultät zu Kiel und 1804 Professor zu Halle. Er betheiligte sich bei den Bestrebungen für Deutschlands Befreiung, kämpfte 1813 als Freiwilliger mit, wurde dann Professor der Physik in Breslau und Professor der Philosophie zu Berlin. Gestorben 12. Febr. 1845. Er war Naturforscher und Naturphilosoph, und ist besonders bekannt durch seine Novellen und seine Selbstbiographie. In seinen Schriften zeigt sich eine ernste, auf das Christlich-Religiöse gerichtete Gesinnung.

Stöber, Carl, Pfarrer und Senior zu Weißenburg in Bayern, durch vortreffliche Erzählungen, in denen ein inniges Gemüth sich offenbart, bekannt.

Stolberg, Friedr. Leopold Graf zu Stolberg, geb. 7. Nov. 1750 im Holsteinischen, studirte in Göttingen (Theilnehmer des Göttinger Dichterbundes) wurde 1789 dänischer Gesandter in Berlin und später Präsident der Regierung zu Eutin. Er trat zur katholischen Kirche über und starb am 6. Decbr. 1819. Er suchte dem christlichen Elemente größere Geltung in der Poesie zu verschaffen und die antike Form mit deutschem Gefühle zu verschmelzen; sehr Bedeutendes hat er in letzterer Beziehung nicht geleistet, aber sein Streben verdient alle Anerkennung.

Stolz, Alban, früher katholischer Geistlicher im badischen Schwarzwalde, jetzt Professor zu Freiburg, als Volksschriftsteller („Kalender für Zeit und Ewigkeit") in mancher Beziehung ausgezeichnet.

von Strauß, Victor, geb. 18. Sept. 1809 zu Bückeburg, studirte Philosophie und die Rechte, und lebt als Geheimer Cabinetsrath in seiner Vaterstadt. Er ist bekannt als lyrischer Dichter („Lieder, Gedichte") und als Verfasser von Romanen, auch im Epos und Drama hat er sich versucht; in seinen Productionen offenbart sich ein ernstes, tiefes Gemüth.

Strehlenau, Nicolaus Niembsch (Nicolaus Lenau genannt), geb. den 13. Aug. 1802 zu Czatád in Ungarn, studirte in Wien, machte Reisen und verfiel 1844 zu Stuttgart in unheilbare Geistesverwirrung und lebte darauf in einer Irrenanstalt bei Wien bis zu seinem im Jahre 1850 erfolgten Tode. Er gehört zu den bedeutendsten österreichischen Dichtern; sein Streben ist auf Freiheit in politischem und geistigem Gebiete gerichtet, und die gehaltreichsten seiner Productionen (Savonarola und die Albigenser) sind von darauf beruhenden Ideen erfüllt. Lenau hat auch einen Faust gedichtet. Seine zur Schwermuth hinneigende Stimmung hat ihm zuweilen die Klarheit und Einfachheit der Darstellung erschwert.

Streckfuß, Adolf Friedrich, geb. 20. Sept. 1779 zu Gera, studirte die Rechte, lebte als geheimer Referendar in Dresden, wurde 1829 nach Berlin berufen und als Oberregierungsrath angestellt. Gestorben 26. Juli 1844. Als Uebersetzer und selbständiger Dichter hat er sich Verdienste erworben.

Tieck, Ludwig, geb. 31. Mai 1773 in Berlin, studirte in Halle besonders die romanischen Sprachen, lebte an verschiedenen Orten, auch in England, seit 1825 als Mitglied der Schauspieldirection in Dresden, und von 1841 an wieder in seiner Vaterstadt. Er ist sehr reich begabt, als Erzähler von Volksmärchen, als Lyriker und besonders durch seine Novellen und Uebersetzungen ausgezeichnet. Großen Einfluß hat er geübt durch seinen Kampf gegen die Ritter- und Räuberromane und andere verkehrte Richtungen auf dem Gebiete der Literatur; den Geist des Minnesanges hat er zuerst wieder uns nahe gebracht (siehe Aug. Wilh. Schlegel).

Tholuck, Friedrich August Deofidus, geb. 30. März 1799 zu Breslau, studirte orientalische Literatur, machte Reisen nach England und Holland, und lebt als ordentlicher Professor der Theologie zu Halle. Er ist ein geistvoller, tiefgehender Theologe und höchst anregender Prediger.

Tzschirner, Heinrich Gottlieb, geb. 14. Nov. 1778 zu Mittweida in Sachsen, studirte in Leipzig Theologie, wurde Diakonus in seiner Vaterstadt, dann Professor der Theologie zu Wittenberg und zu Leipzig. Im Jahre 1813 folgte er dem Heere als Feldprobst, und übernahm bei seiner Rückkehr außer seiner Professur eine Predigerstelle. Gest. 17. Febr. 1826. Er gehört zu den vorzüglichsten deutschen Kanzelrednern, sein Stil ist klar und kräftig.

Uhland, Joh. Ludwig, geb. 26. Aug. 1787 zu Tübingen, studirte die Rechte, wurde Advokat; 1830 als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur nach Tübingen berufen, legte er bald die Stelle nieder und lebt jetzt als Privatmann in seiner Vaterstadt. Er ist das Haupt der schwäbischen Dichterschule, besonders ausgezeichnet als Balladen- und Romanzendichter. Seine Gemüthlichkeit, sein festes und treues Halten am Vaterlande hat ihn zu einem der beliebtesten Dichter gemacht, und bei dem jugendlichen Alter findet er nächst Schiller den meisten Eingang. Als Sammler alter Volkslieder hat er sich Verdienste erworben, und auch im Drama sich mit Glück versucht (Ernst von Schwaben, Ludwig der Baier).

Varnhagen von Ense, Karl August, geb. im Febr. 1785 zu Düsseldorf. Er studirte Medicin, dann Philosophie und Literatur, und nachdem er eine Zeitlang privatisirt, trat er 1809 in österreichische Kriegsdienste, 1813 in russische und 1815 in preußischen Civildienst. Jetzt lebt er in Berlin als Legationsrath. Vornehmlich durch seine biographischen Darstellungen ausgezeichnet, denen nur hier und da Einfachheit und Natürlichkeit abgeht.

Vilmar, August, geb. zu Solz im Kurfürstenthum Hessen, studirte Theologie, wurde Gymnasiallehrer in Hersfeld, darauf Gymnasial-Director in Marburg, und lebt jetzt als Consistorialrath in Kassel. Er hat sich Verdienste erworben durch Herausgabe von altdeutschen Sprachdenkmalen, und ist einer der tiefsten Kenner unserer Literatur. Er versteht es, der Entwicklung des deutschen Geistes bis zu den verborgensten Quellen, bis zu der geheimsten Geburtsstätte nachzugehen, dieselbe von da bis zu ihren Höhepunkten zu verfolgen und überall mit Klarheit zu überschauen.

Vogl, Johann Nepomuk, geb. 1802 zu Wien, Privatgelehrter daselbst; am bekanntesten durch Balladen und Romanzen; er ist productiv, aber oft zu gedehnt.

Voß, Johann Heinrich, geb. am 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, war Hauslehrer, studirte dann in Göttingen Philologie, wurde Rector in Otterndorf und Eutin und lebte von 1805 bis zu seinem Tode (30. März 1826) zu Heidelberg als badischer Hofrath. Er gab ein großartiges Beispiel der Uebersetzerkunst altclassischer Werke und lehrte uns den Hexameter bilden. Auch seine Idyllen (Luise) verdienen hohe Anerkennung.

Wieland, Christoph Martin, geb. 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach, studirte in Tübingen und zeigte schon früh dichterische Anlagen; er war ein frühreifer Knabe. — Eine Zeit lang lebte er bei Bodmer in der Schweiz, wurde Canzleidirector in Biberach, Professor zu Erfurt und ging 1772 nach Weimar, von der Herzogin Anna Amalie zum Erzieher ihrer Prinzen berufen. Auch nach vollendeter Erziehung blieb er dort und starb 1813 am 20. Januar. In seinen zahlreichen Schriften vertritt er die modernste französische Bildung, die Cultur des von dem Höheren abgewendeten Lebensgenusses. Sein Hauptwerk ist Oberon. Durch seine klare und durchsichtige Darstellung hat er sehr vortheilhaft auf die Entwicklung der Sprache eingewirkt. Eine Zeit lang stand er in großem Ansehen bei den höheren Klassen der Gesellschaft.

Wilken, Friedrich, geb. 23. Mai 1777 zu Ratzeburg, studirte in Göttingen Theologie, dann Philologie und Geschichte. 1805 wurde er Professor der Geschichte zu Heidelberg und lebt seit 1815 als Professor und Oberbibliothekar zu Berlin. In seiner Geschichte der Kreuzzüge hat er sich als einen gründlichen Geschichtsforscher erwiesen.

von Zedlitz, Joh. Christ., geb. 1790 auf dem Schloß Johannisberg in Schlesien, nahm 1806 österreichische Kriegsdienste und lebt jetzt als Privatmann in Wien und in Außen in Steiermark. In seinen lyrischen Gedichten („Todtenkränze") offenbart sich ernste Gesinnung. Die Darstellung ist gewandt. Seine Leistungen im dramatischen Fache sind minder bedeutend.

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 221 442 3